Karl Muthesius

Goethe und Pestalozzi



Goethe und Pestalozzi

von

Karl Muthesius

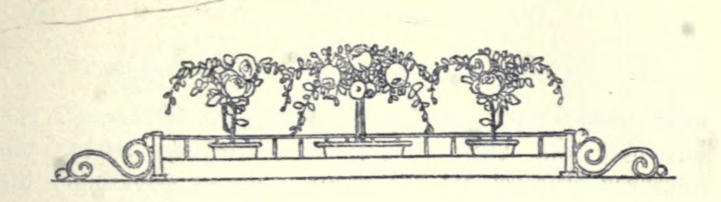


Leipzig
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung
1908.

Dem

Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar

gewidmet.



Vorwort.

„Wer eine solche Darstellung unternimmt, erklärt zum voraus, daß er manches ins Licht, manches in Schatten setzen werde."

An diesen Satz Goethes aus dem Vorwort zur Farbenlehre bin ich bei der Ausarbeitung dieses Buches öfters erinnert worden. Eine Geschichte zu schreiben, ist, wie Goethe an der gleichen Stelle sagt, „immer eine bedenkliche Sache; denn bei dem redlichsten Vorsatz kommt man in Gefahr, unredlich (d. h. parteiisch) zu sein".

Das Wenige, was bisher über das Verhältnis Goethes zu Pestalozzi geschrieben worden ist, mag den redlichsten Vorsätzen entsprungen sein: ein objektives Bild hat es aber kaum ergeben. Meist ist der eine auf Kosten des andern „in Schatten gesetzt" worden. Ob es mir gelungen ist, Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen, muß dem Urteil des Lesers anheimgestellt bleiben. Im Umgang mit großen Persönlichkeiten gerät ja oft das Gemüt in Schwingungen, wodurch eine besonnene Abwägung erschwert wird. Und doch ist gerade bei einer Arbeit wie der vorliegenden ruhiger Blick und kühle Beurteilung notwendig.

Die vorhandene Literatur beweist zur Genüge, daß der pädagogische Gehalt von Goethes Lebenswerk noch

nicht ausgeschöpft ist; die Geschichte der Pädagogik hat hier noch eine Lücke auszufüllen. Vielleicht werden die folgenden Blätter als ein Beitrag hierzu gewürdigt, insofern sie zeigen, wie die große pädagogische Bewegung am Beginn des XIX. Jahrhunderts, die von Pestalozzi ausging, in Anziehung und Abstoßung auf Goethe wirkte. Und vielleicht erregt meine Darstellung auch bei den Goetheverehrern, denen das eigentlich Pädagogische ferner liegt, einiges Interesse, indem sie erkennen läßt, wie innig bei dem Geistesgewaltigen Erziehungsfragen mit dem tiefsten Grunde seiner Lebensanschauung verflochten waren.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, an dieser Stelle allen denen zu danken, die mir bei der Sammlung des Stoffes behilflich gewesen sind. An den Stätten, da die literarischen Schätze Weimars gehütet werden: dem Goethe- und Schillerarchiv, dem Goethe-Nationalmuseum und der Großherzogl. Bibliothek habe ich bereitwilliges Entgegenkommen gefunden; zu besonderem Dank bin ich dem Direktor des Goethe- und Schillerarchivs, Herrn Geheimen Hofrat Prof. Dr. Suphan, verpflichtet. Die Kgl. Bibliotheken zu Berlin und Dresden, die Universitätsbibliothek zu Jena, die Stadtbibliotheken in Frankfurt a. M. und Zürich, die Pädagogische Zentralbibliothek in Leipzig und die Bibliothek des deutschen Schulmuseums in Berlin haben mich teils durch die Erlaubnis zur Benutzung ungedruckten Materials, teils durch Auskunftserteilung und Darleihung von Literatur unterstützt. Manchem meiner Freunde verdanke ich wertvolle Hinweise.

Weimar, den 5. September 1908.

Karl Muthesius.



Inhalt.

	Seite
1. Goethe in Pestalozzis Werken	1
2. Pestalozzi in Goethes Werken	17
3. Pestalozzi bei Goethe?	22
4. Aus zweiter Hand	36
1. Wieland, Herder, Schiller	36
2. Verwandte	63
3. Der Züricher Kreis	66
4. Klänge aus Weimar	78
5. Pestalozzi in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung	87
6. Die „babylonische Verwirrung"	120
7. Goethe und die Frankfurter Pestalozzi-Verehrer	147
8. Die Pädagogische Provinz	177
9. Betrachtungen und Ergebnisse	202
Anmerkungen	223
Verzeichnis der vorwiegend benutzten Schriften	265
Namenverzeichnis	270

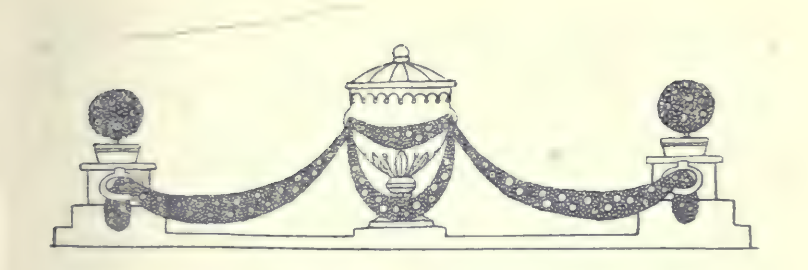


Pestaloz

Die Natur sah in ewigem Erbarmen den
Sieg der Unnatur im aufgeklärten Jahr-
hundert = sie wollte uns selber darum
uns liebreich zu erhalten den 28 August
des Volkes Geburtstag —

Yverdun d 28 august
1812

Pestalozz



1. Goethe in Pestalozzis Werken.

Pestalozzi verdankt seinen schriftstellerischen Ruf seinem größeren Erstlingswerk Lienhard und Gertrud, „einem Buch für das Volk". In ihm befindet sich im 12. Kapitel, überschrieben Haushaltungsfreuden, die ergreifende Stelle:

Der Maurer Lienhard, der am Morgen früh ins Schloß gegangen war, war nun auch wieder zurück und bei seiner Frau.

Diese hatte geeilt, ihre Samstagarbeit zu vollenden, ehe ihr Mann wieder zurückkäme. Sie hatte die Kinder gekämmt, ihnen die Haare geflochten, ihre Kleider durchgesehen, die kleine Stube gereinigt und während der Arbeit ihre Lieben ein Lied gelehrt. Das müßt ihr dem lieben Vater singen, wenn er heim kommt, sagte sie den Kindern, und die Kinder lernten gern, was den Vater freuen würde, wenn er heim käme. Mitten in ihrer Arbeit, ohne Mühe, ohne Versäumnis, ohne Buch sangen sie es der Mutter nach, bis sie es konnten.

Und da der Vater jetzt heimkam, grüßte ihn die Mutter, und sang dann und alle Kinder sangen mit ihr:

Der du von dem Himmel bist,
Kummer, Leid und Schmerzen stillest;
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest.
Ach! ich bin des Umtriebs müde,
Bangen Schmerzens, wilder Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust.

Eine Träne schoß Lienhard ins Auge, da die Mutter und die Kinder alle so heiter und ruhig ihm entgegen sangen. Daß euch Gott segne, ihr Lieben! daß dich Gott segne, du Liebe! sagte er mit inniger Bewegung zu ihnen.

Lieber, antwortete Gertrud, die Erde ist ein Himmel, wenn man Friede sucht, recht tut und wenig wünscht.

Lienhard: Wenn ich eine Stunde diesen Himmel des Lebens, den Frieden im Herzen genießen werde, so hast du mir ihn gegeben. Bis in den Tod will ich dir danken, daß du mich rettetest, und diese Kinder werden es dir danken, wenn du einst gestorben sein wirst. O Kinder, tut doch immer Recht und folget eurer Mutter, so wird es euch wohl gehen.

Gertrud: Du bist doch auch gar herzlich heute.

Goethes Gedicht „Wandrers Nachtlied“, entstanden „am Hang des Ettersberg d. 12. Feb. 76“ und Frau von Stein zugeeignet,[1] war zum erstenmal veröffentlicht worden im Christlichen Magazin, herausgegeben von Joh. Konrad Pfenninger, dritten Bandes erstes Stück, Zürich 1780;[2] Philipp Christoph Kayser[3], ein in Zürich lebender Jugendfreund Goethes, der „das große Glück gehabt hat, mehrere Jahre hindurch Goethes musikalischer Vertrauensmann zu sein“, hatte das Gedicht komponiert, und mit seiner Komposition erschien es an der angegebenen Stelle.

Wir wissen, daß Pestalozzi bereits im Winter 1778

auf 1779 an Lienhard und Gertrud zu arbeiten begann. Im Juli 1780 lagen Isaak Iselin, der „die mühsame Sorgfalt übernahm, das unkorrekte und von Sprachfehlern äußerst beladene Manuskript zu reinigen und zum Druck zu befördern“,[4] die ersten Teile von Pestalozzis Ausarbeitung vor. Im August führte Iselin schon Verhandlungen mit dem Buchhändler G. J. Decker wegen Übernahme des Verlags, anfangs September zahlte dieser das erste Honorar, bald darauf hat der Druck begonnen, und im Mai 1781 kam das Buch auf den Markt. Im Novemberheft der Ephemeriden vom Jahre 1780 brachte Iselin schon die §§ 16, 17, 46, 49 bis 52 des Manuskripts als Proben zum Abdruck.[5]

Diese Daten lassen deutlich darauf schließen, daß Pestalozzi wenigstens die ersten Teile des Manuskripts bereits fertiggestellt hatte, als ihm im Frühjahr 1780 im Christlichen Magazin (das Vorwort ist datiert Februar 1780) Goethes Lied unter Kaysers Komposition bekannt wurde. Es ist anzunehmen, daß Text und Komposition einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, daß er den Entschluß gefaßt hat, beides nachträglich in die Erzählung zu verflechten. Er hat damit eine der tiefempfundensten Szenen des Buches geschaffen; denn Goethes Verse, vom Dichter aus gepreßtem und durch Schuld bedrücktem Gemüt zum Himmel gesandt, wirken auch in der schlichten Umgebung der schweizerischen Bauernstube und in dem Munde unschuldiger Kinder ergreifend.

In der „ganz umgearbeiteten“ Ausgabe des Werkes, die 1790 bis 1792 in Zürich und Leipzig bei Ziegler & Söhne



erschien, hat Pestalozzi Kaysers Komposition weggelassen, ebenso aus dem Text des Liedes die beiden Zeilen:

Ach! ich bin des Umtriebs müde,
Bangen Schmerzens, wilder Lust.[6]

Daß übrigens Pestalozzi mit der Einführung von Goethes Versen in den Gang der Erzählung doch nicht allgemeine Zustimmung gefunden, ist aus einer Stelle seines Buches „Christoph und Else" ersichtlich. Das Buch, unmittelbar nach dem ersten Teile von Lienhard und Gertrud im Jahre 1782 erschienen, ist gleichsam ein fortlaufender Kommentar zu jenem.

Christoph, ein braver Hausvater in Thalauw, hatte, einer von den ersten Landleuten, das Buch Lienhard und Gertrud in die Hände bekommen, und da er's gelesen, nahm er sich vor, dasselbe mit seinen Hausgenossen in einigen Winterabenden zu wiederholen. — Seine Frau Else, sein Hausknecht Joost, seine Kinder und seine Mägde waren dann allemal in diesen Abendstunden bei einer ländlichen Arbeit in der Stube, und jedermann sagte unverhohlen alles, wozu ihn das Buch veranlaßte; vorher aber hatten alle dasselbe schon ganz durchgelesen und verstanden also den Zusammenhang desselben.[7]

In der fünfzehnten Abendstunde sprechen sie u. a. „von Großvaterliedern und von neuen Liedern".

Else: Nein, ich muß doch auch noch das sagen, daß mir das Lied der Gertrud mit ihren Kindern nur halb gefällt.

Joost: Was hättest du denn für eins mit ihnen gesungen?

Else: Was weiß ich jetzt gerad? ich denke: „Wer nur den lieben Gott läßt walten".

Fritz: Ja, das wär gewiß ein schöneres Lied. Sing's doch mit uns, Mutter! Gelt, Vater, wir wollen's doch singen?



Sie singen jetzt das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“.

Else: Das wäre einmal gewiß ein besseres Lied für die Leute und ihre Umstände gewesen, als dieses da: „Der du von dem Himmel bist“.

Hierzu gibt Pestalozzi im Namen seiner Frau folgende „Anmerkung zum Lied an Frau ** v. Z.“: „Liebe Freundin, ich hoffe, Du werdest jetzt mit meinem Mann zufrieden sein, und dieses Lied werde Dir jetzt für das Buch so schicklich vorkommen, als Dir das erste unschicklich vorkam. Deine N. (Nannette).“ Es scheint demnach, daß eine Freundin von Pestalozzis Gattin an Goethes Gedicht Anstoß genommen hat. Um dem zu begegnen, führt hier Pestalozzi das Neumarksche Lied ein. Aber im unmittelbaren Anschluß daran rechtfertigt er in geschickter Weise die Aufnahme von Goethes Gedicht. Das Gespräch geht folgendermaßen weiter:

Joost: Es (das Lied „Der du von dem Himmel bist“) ist doch auch schön; der Friede im Herzen, der vom Himmel ist und in Leid und Freude einem die stille Ruhe gibt, der den doppelt Elenden auch doppelt glücklich machen kann und allen Menschen das Umtreiben von Freud und Leid, von Kummer und Sorgen, mit dem man sich in der Welt plagen mag, erleidet und abnimmt, dieser Friede im Herzen ist doch auch eines Liedes wert, das alle Menschen singen sollten.

Christoph: Ja, wenn man's so begreift und erklärt, wie du jetzt sagst; aber das unsere ist so einfältig und leicht.

Joost: Es schadet doch aber auch nichts, wenn man bei dem, was man singt, etwas nachzusinnen hat, und ich kann nicht bergen, das „Der du von dem Himmel bist“ gefällt mir einmal ebensogut als dein altes Lied.



Christoph: Aber Joost! wenn ich das „Wer nur den lieben Gott läßt walten" singen höre, so ist mir allemal, mein alter lieber Großvater stehe vor mir und singe das Lied. Ja, Joost, man sah es ihm immer so an, wie das Lied ihm Freud und Trost war, daß mir allemal Tränen in die Augen kommen möchten, wenn ich dran sinne; darum kann mir auch in alle Ewigkeit kein Lied so lieb werden, als das.

Joost: Das ist wohl gut und recht, Meister, aber das ist etwas für dich allein und steht nicht in dem Lied. Und du mußt doch auch denken, es hat nicht jedermann dasselbe von einem so lieben Altvater gelernt, und man sieht hingegen tausend Menschen, die so alte Lieder wie den Rosenkranz herunterbeten, weil sie ihrer gar zu gewohnt sind. Selbst das heilige Vaterunser hat leider, Gott erbarm, dieses Schicksal, daß es von Jugend auf vielleicht gar zu viel und zu oft von den Leuten ausgesprochen und herabgesagt wird. Der Mensch gibt auf alles, dessen er gar zu gewohnt ist, wenig Achtung und darum tut auch das Erneuern allem in der Welt so wohl.

Christoph: Nun, Fritz, du mußt das Lied: „Der du von dem Himmel bist", auch lernen.[8]

So endet die Unterhaltung damit, „daß, wenn von zwei schönen Sachen dem einen diese, dem andern jene am besten gefällt, ein jeder von beiden für sich Recht haben kann. — Daß man bei einer alten Leier entschläft und bei einem neuen Lied wieder erwacht — daß man daher wohl tue, alte Schlösser, alte Kirchen, alte Mandate, alte Gebete, alte Lieder und alte Kutten zuzeiten auch wieder auszuputzen und neu darzustellen".[9]

* *
*

Die Aufnahme von Goethes innigem Lied in Lienhard und Gertrud ist aber nicht so aufzufassen, als ob Pestalozzi



damals überhaupt ein begeisterter Verehrer Goethes gewesen sei. Das ergibt sich aus einer Stelle in einem andern Werk Pestalozzis, das ungefähr gleichzeitig mit Lienhard und Gertrud entstanden ist. In Iselins Ephemeriden erschien im Mai 1780 die „Abendstunde eines Einsiedlers". „Vatersinn Gottes, Kindersinn der Menschen. Vatersinn des Fürsten, Kindersinn der Bürger. Quellen aller Glückseligkeit," — das ist das Thema der Darstellung, die sich an einzelnen Stellen zu rhapsodenhaftem Schwung erhebt. Nach dem Ende zu, da wo Pestalozzi von dem Vatersinn der Fürsten spricht, redet er Goethe mit folgenden Worten an:

Äußere und innere Menschenhöhe, auf dieser reinen Bahn der Natur gebildet, ist Vaterstand und Vatersinn gegen niedere Kräfte und Anlagen.

Mensch in deiner Höhe, wiege den Gebrauch deiner Kräfte nach diesem Zweck.

Vatersinn hoher Kräfte gegen die unentwickelte, schwache Herde der Menschheit.

O Fürst in deiner Höhe!

O Goethe in deiner Kraft!

Ist das nicht deine Pflicht, o Goethe, da deine Bahn nicht ganz Natur ist?

Schonung der Schwachheit, Vatersinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauch seiner Kraft, da ist reine Höhe der Menschheit.

O Goethe in deiner Hoheit, ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittre, schweige und seufze.

Deine Kraft ist gleich dem Drang großer Fürsten, die dem Reichsglanz Millionen Volkssegen opfern.[10]

Iselin hat zuerst diese Stelle des Manuskripts beanstandet, vielleicht weniger wegen ihres Inhaltes als des-

halb, weil sie im Zusammenhang des Ganzen nicht verständlich sei. Pestalozzi antwortet ihm darauf:

Goethe laße ich gerne durchstreichen — der Sinn worum er dastehet ist folgender — die Krafft seines dem Jahrhundert zugeschnittenen Genies — wirkt mit Fürsten und Herrscher Gewalt — wie Voltaire in seiner Zeit — und seine unbescheidene, ungläubige, alles Heiligtum der Welt nicht schonende Kuhnheit — ist wahre Schweche — Were Vatter Sinn, Vatter Opfer Geistes Richtung des Mannes im Gebrauch seiner Kreffte — er were Prophet und Mann Gottes — fürs Volk — jez Irrliecht zwischen Engel und Satan, und mir in so weit niederer Verführer der Unschuld.[11]

Schärfer konnte der Einsiedler auf dem Neuhof seine Abneigung gegen den Wertherdichter kaum zum Ausdruck bringen. Zum richtigen Verständnis der Stelle muß man sich aber daran erinnern, daß die Genieliteratur jener Zeit gerade in der Schweiz keineswegs allgemeine Bewunderung erregte. Der Widerspruch einer Gruppe, die Lavatern und dem Genietreiben feindlich gegenüberstand, machte sich schon bei Goethes erstem Aufenthalt in der Schweiz 1775 geltend. Nicht nur der alte Bodmer, der anfänglich über den Besuch Goethes erfreut war, gab sich bald nach Goethes Abreise wieder dem Unmut über das Geniewesen hin und erklärte in einem Briefe an Schinz: „Goethe hat hier keine Freunde, er ist zu hoch und entscheidend;“ und später: „Entweder muß in Deutschland eine notorische Barbarei entstehen, oder Wieland, Herder, Goethe fallen.“ Johannes Tobler, Diakon am Fraumünster, hatte in einem Spottgedicht den Aufenthalt Goethes in Zürich ins Lächerliche gezogen; der Philolog Joh. Jak. Hottinger hatte ihm eine dramatische

Satire nachgesandt.[12] Iselin selbst, den Goethe auf der Rückreise in Basel besuchte (vielleicht auf Empfehlung seines Schwagers Schlosser, der mit Iselin befreundet und Mitarbeiter an dessen Ephemeriden war), hatte sich nur widerwillig dem starken Eindruck hingegeben, den Goethe auf ihn ausgeübt. Bald nach Goethes Besuch schrieb er an den Züricher Stadtschreiber Salomon Hirzel: „Es hat mir viel Freude gemacht, Goethen zu sehen. Ich bewundere das Genie dieses Mannes im höchsten Grade — obwohl ich den Gebrauch gar nicht liebe, den er davon machet.“[13] Und nachdem ihm im nächsten Jahre einige nach seinem Dafürhalten völlig glaubwürdige Leute „recht tolle Dinge“ von Weimar erzählt hatten, erklärt er dem alten Züricher Freund bestimmt: „Ich kann mich nicht in die neue Philosophie dieser Genien finden, an deren Spitze Goethe steht. Mir deucht, es sei da alles außer den Schranken der Ordnung, und ein besonderer Schwindelgeist treibe eine Menge Köpfe herum. Auch unser lieber Lavater ist hievon nicht ganz frei — und auch nicht mein Freund Schlosser. Ich weiß nicht, was ich aus der Empfindsamkeit machen soll, die der Abgott dieser Herren ist. Ich verehre die Empfindsamkeit, aber ich möchte doch mein bißchen gesunde Vernunft dabei behalten, um mich zu warnen, wenn Empfindung und Einbildung mich zu weit führen wollte.“[14]

Kein Wunder, daß Iselin Pestalozzis Absage an Goethe nach dessen den Zusammenhang erklärenden Briefe in den Ephemeriden abdrucken ließ.

Enthielt sie doch nichts anderes als das Urteil der älteren Generation über das Geniewesen. Daß dieses Urteil



bei Pestalozzi in besonderer Schärfe zum Ausdruck kam, wird dadurch erklärlich, daß seine durchaus auf das Lehrhafte gerichtete Natur in besonders starkem Gegensatz zu der alles mit sich fortreißenden Welt- und Lebensanschauung des jungen Goethe stand. Pestalozzi war eben kaum fähig, poetische Werte unabhängig von ihrer lehrhaften Tendenz zu würdigen. Das hatte er schon fünfzehn Jahre früher bei seinen ersten schriftstellerischen Versuchen bewiesen. Zu Anfang der sechziger Jahre bildete sich in Zürich unter den jungen Männern ein politischer Verein: Die helvetische Gesellschaft zur Gerwe.[15] Er verfolgte den Zweck, die sozialpolitischen Zustände zu verbessern. Pestalozzi war eifriges Mitglied der Gesellschaft und beteiligte sich auch als Mitarbeiter an der von ihr ins Leben gerufenen Zeitschrift „Der Erinnerer". In einer Reihe von Aphorismen, „Wünsche" betitelt, dem ersten schriftstellerischen Versuch, der von ihm überliefert ist, wendet er sich nachdrücklich gegen die zeitgenössische deutsche Literatur. „Daß doch Wieland anstatt Donsylvios und komischer Erzählungen — unschwärmerische Empfindungen der Christen, Hymnen, geistliche Epopäen schrieb!" „Daß doch alle anakreontischen Lieder eines Gleims, eines Lessings und eines Uzens, samt ihres Strafpredigers komischen Erzählungen und allen dergleichen schönen Unflätereien verboten würden! Oder ist es vielleicht noch nicht ausgemacht, daß sie schädlich seien? Ist vielleicht ein Löwe in einer Schafshaut kein Löwe? — Mich dünkt, der Teufel läuft nicht mehr herum wie ein brüllender Löwe, — er geht herum und singt anakreontische Lieder und macht leichtfließende komische Erzählungen."[16]



Kein Wunder, daß Pestalozzi, wenn er mit solchen Maßstäben an die ersten Werke des Riesenjünglings Goethe herantrat, erschrocken zurückprallte.

Ob Goethe den Erguß Pestalozzis je zu Gesicht bekommen hat, ist unbekannt. Das erste Stück der Ephemeriden sandte Lavater im April 1776 an ihn;[17] es fehlt aber jeder Nachweis, daß Goethe Iselins Monatsschrift weiter verfolgt hat. Hätte er das Heft mit der „Abendstunde" in die Hand bekommen, so wäre ihm doch der Verfasser nicht entgegengetreten, denn Pestalozzi hatte seinen Namen nicht genannt. Daß die Schrift von ihm verfaßt sei, erfuhr man erst, als sie Niederer 1807 in Pestalozzis „Wochenschrift für Menschenbildung" von neuem abdrucken ließ als „Pestalozzis erste Darstellung des Wesens und Umfangs seiner Methode".[18] Aber in dem Abdruck war der Angriff auf Goethe weggelassen. Der Grund ist leicht einzusehen: Pestalozzi hatte inzwischen zu dem Großen in Weimar eine andere Stellung gewonnen, ja, wie wir sehen werden, sich der Hoffnung hingegeben, von ihm in seinen Plänen unterstützt zu werden.[19]

* * *

Und noch einmal tritt Goethe in Pestalozzis Werken auf, und zwar diesmal nicht nur episodisch, sondern für eine Hauptschrift aus Pestalozzis Feder geradezu als die Leitgedanken angebend.

Im Jahre 1797 trat Pestalozzi mit einem Buche hervor, das die philosophische Grundlage seiner Lehre und seines praktischen Wirkens enthält: „Nachforschungen über

den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts". Nach seinem eignen Bekenntnis schrieb er an dem Werk „drei Jahre lang mit unglaublicher Mühseligkeit", wesentlich in der Absicht, „über den Gang seiner Lieblingsideen mit sich selbst einig zu werden und seine Naturgefühle mit seinen Vorstellungen vom bürgerlichen Rechte und von der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen."[20]

In dem Bilde des Menschenlebens, wie es sich der Betrachtung darstellt, findet der Denker unlösbare Widersprüche. Die sinnliche Natur des Menschen steht im Gegensatz zu seiner sittlichen, und zu beiden steht im Gegensatz der gesellschaftliche Zustand, wie er durch das Leben des Menschen inmitten seiner Mitmenschen sich entwickelt hat.

Ich bin ein Werk der Natur.
Ein Werk meines Geschlechts.
Und ein Werk meiner selbst . . .

Ich habe daher als Werk der Natur eine tierische, als Werk des Geschlechts eine gesellschaftliche und als Werk meiner selbst eine sittliche Vorstellung von Wahrheit und Recht.

Mein Instinkt macht mich zum Werk der Natur, der gesellschaftliche Zustand zum Werk meines Geschlechts und mein Gewissen zum Werk meiner selbst . . .

Durch das Werk meiner Natur bin ich physische Kraft, Tier.

Durch das Werk meines Geschlechts bin ich gesellschaftliche Kraft, Geschicklichkeit.

Durch das Werk meiner selbst bin ich sittliche Kraft, Tugend.[21]

Den Widerspruch zwischen dem natürlichen und dem gesellschaftlichen Zustand sieht Pestalozzi treffend dargestellt in Goethes Ode: Das Göttliche. In dem „Staatsrecht" überschriebenen Abschnitt des ersten Hauptteils sagt er:

Es ahndete mir jetzt, alle Wonne des Lebens scheitere an den öffentlichen Einrichtungen des gesellschaftlichen Zustands, ich mußte mich fragen: Was ist das Staatsrecht? Aber unwillkürlich stand mir Goethes Lied vor der Seele:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnden!
Ihr Beispiel lehr uns
Jene glauben!

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Böse und Gute;
Und dem Verbrecher
Glänzet wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Sturm,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Vorübereilend
Und ergreifend,
Einen um den andern.

Auch das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben

Lockige Unschuld,
Bald auch des kahlen
Alten schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet,
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen
Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich nnd gut,
Unverändert schaffe er
Das Nützliche, Rechte,
Sei nur ein Beispiel
Jenes geahndeten Wesen.

Warum steht dieses Bild meiner Natur vor meiner Seele, wenn ich mich frage, was ist das Staatsrecht? Ist es, weil wir alle nach ewig ehernen, großen Gesetzen unsers Daseins Kreise vollenden, also kein Recht, folglich auch kein Staatsrecht statthat? Oder ist es, weil jedes Recht meines Geschlechts, folglich auch das Staatsrecht, wesentlich dahin wirken soll, das, was den Menschen vor allen Wesen, die wir kennen, unterscheidet, in ihm seiner möglichsten Entwicklung näher zu bringen?[22]

* * *

Nach ewigen, ehernen, unwandelbaren Gesetzen lenkt sich der Sterblichen Wesen immer zum Übergewicht seines Tiersinns und seiner Tierkraft.[23]

* * *

Die Liebe wählt sich den kleinen Ort, auf den sie scheinen will; alles übrige steht bei ihr im Schatten. Sie ruht als Werk meines Geschlechts auf meiner Kraft, dem Augenblick Dauer zu verleihen.[24]

* * *

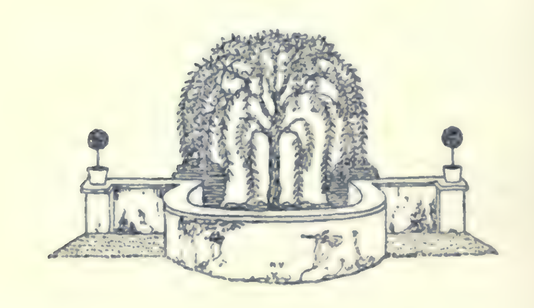
Goethens Lied sagt nichts anderes, als: Der Mensch als Werk der Natur sei unfühlend und tappe wie das Glück blind unter die Gegenstände, die seine Sinne berühren. Als Werk des Geschlechts vermöge er das Unmögliche, er unterscheide, er richte, er könne dem Augenblick Dauer verleihen.[25]

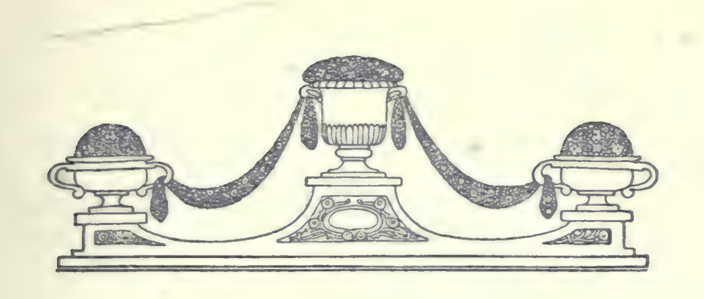
* * *

Der Mensch setzt die Kraft seines Willens der Macht seiner Natur entgegen. Er will einen Gott fürchten, damit der Tiersinn seiner Natur, den er an sich selber verachtet, ihn nicht länger in seinem Innersten entwürdige. Er fühlt, was er in dieser Rücksicht kann und macht sich nun das, was er kann, zum Gesetz dessen, was er soll. Diesem Gesetz, das er sich selbst gibt, unterworfen, unterscheidet er sich von allen Wesen, die wir kennen.[26]



Gedankengang und Ausdruck von Goethes Ode drängen sich, wie man sieht, Pestalozzi immer wieder in den Sinn. Goethes Geist hat den einsamen Grübler in dem jahrelangen Ringen mit den höchsten Fragen der Menschheit umrauscht und ihm die Worte für seine Ideen geprägt.[27]





2. Pestalozzi in Goethes Werken.

Dieses Kapitel wird wesentlich kürzer ausfallen; es könnte mit der Erklärung begonnen und geschlossen werden, daß Pestalozzi in Goethes Werken nicht vorkommt. Was Goethe in Briefen und tagebuchartigen Äußerungen beiläufig von ihm erwähnt, wird uns noch beschäftigen. Hier muß aber zunächst festgestellt werden, daß Goethe in keinem seiner Werke auf Pestalozzi Bezug nimmt.

Man hat, namentlich in Lehrerkreisen, wiederholt den Versuch gemacht, Gedankenzusammenhänge zwischen Pestalozzis und Goethes pädagogischen Anschauungen nachzuweisen; man hat eine literarische Abhängigkeit Goethes von Pestalozzi aufzufinden gemeint.[1] Auch Bielschowsky behauptet solche Zusammenhänge; Goethe habe sich, so setzt er auseinander, in den Wanderjahren dem Pestalozzischen Bildungsideal zugewandt. Die sozialpädagogischen Ideen

der Wanderjahre berührten sich aufs engste mit Pestalozzis Gedanken.[2]

Die weitere Darstellung wird zeigen, was von diesen Behauptungen zu halten ist. Jetzt schon möge aber darauf hingewiesen werden, daß Goethe sich mit Pestalozzis Schriften unmittelbar kaum befaßt hat.

Diese Behauptung läßt sich zunächst aus seinen Briefen und Tagebüchern beweisen. Goethe hat über jede ihn einigermaßen anregende Lektüre eine Notiz in sein Tagebuch gemacht, und in seinen Briefen klingt oft nach, was ihn gerade beschäftigt. So läßt sich ziemlich sicher verfolgen, was er von pädagogischen Schriften gelesen hat. Wir erfahren beispielsweise, daß Johannes Falk ihm sein Buch „Von dem Einen, was an Gymnasien und Volksschulen Not tut" sandte, und die Notiz ist offenbar so zu verstehen, daß er dies Buch gelesen hat;[3] oder daß er mehrere Tage „in dem Büchlein des wechselseitigen Unterrichts las";[4] oder daß er die Hallesche Literaturzeitung studierte, „worin eine Rezension von Grasers Erziehungswerk befindlich".[5] Von der Lektüre einer Pestalozzischen Schrift schweigt das Tagebuch bis zum Jahre 1814. Im Sommer dieses Jahres weilte Goethe in Wiesbaden, wo ihm ein Schüler Pestalozzis, de L'Aspée, Lienhard und Gertrud überbrachte; Goethe beschäftigte sich mehrere Tage mit dem Lesen dieses Buches.[6] In Goethes Weimarer Freundeskreis kannte und schätzte man Lienhard und Gertrud schon bald nach dem Erscheinen des Buches. Musäus, der gerade damals als Mitspieler im fürstlichen Liebhabertheater mit Goethe in näherem Verkehr stand, hat den ersten Teil alsbald ausführlich besprochen. „Ein Weizen-

korn unter dem Spreuhaufen auf der Korntenne!" beginnt er seine in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (52. Band 1782, S. 147f.) erschienene Rezension.[7]

Daß Herder das Buch später (1797) „als eins der besten Volksbücher in der deutschen Sprache anerkannt", daß er es als „an innerer Kraft vielleicht als das erste" bezeichnet hatte,[8] ist Goethe sicher nicht entgangen. Er schätzte ja das treffsichere Urteil des Genossen, von dem er bekannte, daß er ihn in der Jugend „mit der Poesie von einer ganz anderen Seite, in einem ganz anderen Sinne bekannt" gemacht, daß er ihm das Wesen der Volksdichtung überhaupt erst erschlossen habe.[9] Auch nach der 1795 eingetretenen persönlichen Entfremdung hat Goethe natürlich Herders literarisches Urteil hochgehalten. Dessen uneingeschränktes, fast superlativisch ausgedrücktes Lob des Hauptwerkes Pestalozzis hat ihn jedoch nicht veranlaßt, nach dem Buche zu greifen. Erst 33 Jahre nach dem Erscheinen hat er es durch ein zufälliges Ereignis kennen gelernt. Aber die Lektüre hat offenbar keinen tieferen Eindruck auf ihn gemacht; in gleichzeitigen Briefen findet sich keine Erwähnung, und irgendwelche Nachwirkung des Volksbuches auf sein Denken und Schaffen ist nicht nachweisbar.

Ein weiterer Beweis für die behauptete Tatsache ist Goethes Bibliothek. Er besaß von Pestalozzis Schriften nur die erste Ausgabe der „Nachforschung über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts" aus dem Jahre 1797. Möglich, daß Pestalozzi ihm das Buch selbst gesandt hat, um seine Aufmerksamkeit zu erregen; möglich auch, daß es Goethe bei seinem dritten

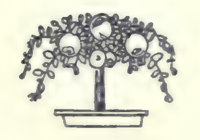
Aufenthalt in Zürich und seiner Umgebung im Sommer 1797 durch einen Freund Pestalozzis überreicht worden ist, vielleicht durch den Verleger Geßner selbst, in dessen Familie Goethe damals geweilt hat. Auf alle Fälle hat es ihn aber nicht tiefer berührt, daß Pestalozzi seine Ode „Das Göttliche“ zum Ausgangspunkt tiefsinniger Betrachtung genommen hat. Er nimmt weder im Tagebuch noch in Briefen, noch in irgendeinem seiner Werke von Pestalozzis Buch Notiz. Auch daß Herder die Schrift alsbald nach ihrem Erscheinen in den Erfurter Gelehrten Anzeigen ausführlich besprach und sie als eine „Geburt des deutschen philosophischen Genius“ würdigte,[10] vermochte nicht, ihn zum gründlicheren Studium derselben anzuregen. Goethes Exemplar zeigt deutlich, daß er nur flüchtige Blicke hinein getan hat. Von der sonst von ihm geübten Gewohnheit, „in einem Buche Stellen anzustreichen, die sich unmittelbar auf uns beziehen“,[11] hat er hier keinerlei Gebrauch gemacht; das Buch ist an verschiedenen Stellen, z. B. schon im fünften Bogen und nach dem Ende zu bogenweis überhaupt nicht aufgeschnitten. Bezeichnend ist auch, daß Goethe es nicht hat einbinden lassen; er legte bekanntlich auf das Äußere der Bücher, die er für bedeutend hielt, Wert, und so ist der Zustand, in dem sich Pestalozzis Nachforschungen in Goethes Bibliothek befinden, ein deutliches Zeichen dafür, daß ihm das Buch ziemlich gleichgültig gewesen ist.

Von Schriften aus dem Pestalozzischen Kreise besaß Goethe nur die 1828 erschienenen „Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung“ von Rosette Niederer, geb. Kasthofer. Das Buch ist weder gebunden noch aufgeschnitten.



Aber vielleicht hat Goethe die öffentlichen Bibliotheken in Weimar und Jena benutzt, um mit Pestalozzis Werken bekannt zu werden? Die Großherzogliche Bibliothek zu Weimar besitzt von mehreren Schriften Pestalozzis Originalausgaben, und auch in der Universitätsbibliothek zu Jena befinden sich eine ganze Anzahl solcher. Die Gesamtausgabe, 1820—1826 bei Cotta erschienen, findet sich an beiden Stellen. Aus den Ausleihbüchern beider Bibliotheken, die in Hinsicht auf Goethesche Entleihungen genau durchforscht worden sind, ergibt sich aber, daß Goethe niemals irgendwelches Werk von oder über Pestalozzi entliehen hat.[12]

Damit dürfte der Beweis erbracht sein, daß Goethe keinerlei ernstliche Neigung verspürt hat, unmittelbar in Pestalozzis Gedankenwelt einzudringen.





3. Pestalozzi bei Goethe?

In dem Briefe Lavaters an Goethe vom 1. September 1775 finden sich unter anderm die Worte: „Ich habe dir durch Pestaluzen, einen ganz originellen Mann — (der aber vordem, wenigstens einer meiner lautesten Belacher war, u. itzt noch mit meinen geschwornen Feinden täglich vertrauten Umgang pflegt) meinen Abraham (offen) geschickt.“ Und an späterer Stelle: „Red auch ein treflich Wort mit Pestaluzen, bitte, bitte.“

Goethe antwortet darauf am 8. September: „Pestaluz hat mir seine Ankunft melden lassen“; und weiter: „Pestaluz war sehr gut. Ich sagte ihm gleich ich wünschte, du kenntest deine Landsleute besser und sie dich besser. — — Er redete ganz für dich, ohne aber: Gott geb aus einem feinen Herzen.“[1]

Diese Briefstellen, die teilweis bereits seit 1833 bekannt waren,[2] sind die Veranlassung gewesen, daß man innerhalb

der Goetheforschung fast ausnahmslos angenommen hat, Johann Heinrich Pestalozzi habe Goethe im Sommer 1775 in Frankfurt a. M. besucht.

Soviel ich sehe, ist G. von Loeper der erste gewesen, der in seinem Kommentar zu Dichtung und Wahrheit den angegebenen Briefstellen diese Deutung gegeben hat.[3] Nach ihm haben Heinemann[4] und Bielschowsky[5] den Besuch Johann Heinrich Pestalozzis bei Goethe als Tatsache angenommen, auch die Weimarische Ausgabe von Goethes Briefen sieht in jenem Pestalozzi den Schweizer Pädagogen,[6] ebenso Philipp Stein,[7] von der Hellen[8] und Harry Maync,[9] und neuerdings hat Natorp in seiner Pestalozzi-Biographie die gleiche Ansicht vertreten.[10]

Nun ist aber die Schweizer Lokalforschung schon länger zu dem Ergebnis gekommen, daß diese Annahme auf einem Irrtum beruht. L. Hirzel erklärte bereits 1888 im Anschluß an jene Briefstellen: „An den berühmten Pädagogen ist nicht zu denken“,[11] und Herzfelder sieht in jenem Pestaluz ebenso wie Hirzel einen Züricher Kaufmann, der wahrscheinlich zur Herbstmesse, die mit Mariä Geburt (8. September) begann, nach Frankfurt a. M. gereist war.[12] Beiden Forschern hat sich Funck angeschlossen.[13]

Immerhin empfiehlt es sich bei der Verschiedenheit der Angaben, einmal den Gründen dafür nachzugehen, weshalb jener Pestalozzi nicht unser Johann Heinrich gewesen sein kann. Daß in keiner der Lebensbeschreibungen Pestalozzis die Reise nach Frankfurt a. M. erwähnt wird, ist noch kein Beweis dafür, daß sie nicht stattgefunden hätte. Ältere Biographen Pestalozzis, wie zum Beispiel Niederer, den

Pestalozzi selbst mit der Abfassung seiner Lebensbeschreibung beauftragt und mit den notwendigen Mitteilungen aus seiner Vergangenheit ausgerüstet hatte,[14] und Blochmann,[15] berichten auch nichts über dessen Aufenthalt in Paris vom Oktober 1802 bis Februar 1803,[16] ein Ereignis, das doch entschieden weit wichtiger ist als eine etwaige Reise nach Frankfurt gewesen wäre. Es gibt noch heute viele unaufgeklärte Punkte in Pestalozzis Leben, namentlich aus der Zeit bis zu seiner Übersiedelung nach Stans 1798.

Einen etwas sichereren Anhaltepunkt gewinnen wir, wenn wir Pestalozzis damalige wirtschaftliche Lage prüfen. Er hatte Ende der sechziger Jahre in der Nähe von Brugg ein Gut, den Neuhof, gekauft und hier nach vergeblichen Versuchen in Krapp- und Gemüsebau eine Anstalt zur Erziehung von Armenkindern gegründet.[17] Sie sollte sich durch gemeinsame Arbeit des ganzen Hauses selbst erhalten. Man trieb landwirtschaftliche Arbeiten, hauptsächlich Gemüsebau, daneben in einer besonders zu diesem Zweck eingerichteten Fabrik auch industrielle, nämlich Baumwollenspinnerei und Weberei. Aber bereits im nächsten Jahre zeigte es sich, daß Pestalozzi dem groß angelegten Unternehmen geschäftlich nicht gewachsen war. Das Vermögen seiner Frau, das diese fast ganz für ihn verpfändet hatte, ging, wie er später in der Rückschau auf sein Leben selbst sagt, „gleichsam in einem Augenblick in Rauch auf".[18] Er mußte im Jahre 1775 den Betrieb der Anstalt wesentlich einschränken und konnte ihn nur mit der größten Anstrengung noch einige Jahre aufrecht erhalten. Es ist also im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß er in dieser Zeit starker wirtschaftlicher Be-



drängnis, da zudem jeder Tag seine persönliche Anwesenheit erforderte, die kostspielige Reise nach Frankfurt a. M. unternommen haben sollte.

Immerhin: Eine Geschäftsreise Pestalozzis zur Frankfurter Messe läge nicht ganz außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Er hatte sich schon Ende der sechziger Jahre in Zürich in die Zunft der Kaufleute „zum Safran" aufnehmen lassen[19] und trieb während seiner Tätigkeit auf dem Neuhof einen ausgedehnten Handel mit den Erzeugnissen seiner Hausindustrie.[20] „Feldbau, Fabrik und Handlung" bezeichnete er selbst als das, was das „Ideal der Bildung" für die Armenkinder ausmachen sollte.[21] Es gehörte zu seinem Verhängnis, daß er, der weltfremde und unpraktische Träumer, sich in weitläufige industrielle Unternehmungen und Handelsgeschäfte einließ; die Fabrik Laué & Kompanie, mit der er sich später in aller Form assoziierte, unterhielt damals auf dem Neuhof eine Malerstube, mit der Firma Felix Battier Sohn in Basel stand Pestalozzi ebenfalls in Geschäftsverbindung,[22] und der Pfarrer Schinz von Zürich, der zu den Jugendfreunden Pestalozzis gehörte, berichtet in einem nach Pestalozzis Tode geschriebenen Briefe, daß dieser seine „Handelsspekulationen" auf Spinnereien, auf Kaufhandel mit Baumwolltüchern, auf Besuch von Messen usf. ausdehnte.[23] Daß er neben der Spinnerei auch noch Weberei, Färberei und Druckerei fabrikmäßig betrieb, daß er zum Vertrieb seiner Tücher in Person die Zurzacher und andere Messen besuchte, darf als sicher überliefert gelten.[24]

Es wäre also an sich nicht unmöglich, daß Pestalozzi



als Kaufmann zur Messe nach Frankfurt a. M., mit welcher Stadt er durch seine mütterlichen Verwandten in Berührung stand und wo sein älterer Bruder Baptist einige Jahre vorher die Handlung erlernt hatte,[25] gereist wäre.

Die Entscheidung hierüber wird uns durch die Charakteristik ermöglicht, die Lavater in jenem Briefe vom 1. September von dem dort erwähnten Pestaluz entwirft.

Einen ganz originellen Mann nennt Lavater den Sendling, er hebt das Wort originellen durch Lateinschrift besonders hervor. Die Bezeichnung paßt gewiß auf Johann Heinrich Pestalozzi; wenn auch nur in dem Sinne, daß ihn seine Freunde schon damals für einen unpraktischen Sonderling hielten, „der den Mittelweg zwischen dem leichtgläubigen Zutrauen und einem unbedingten Mißtrauen gegen die Menschen niemals kannte, der zum Kalkulieren und Skripturieren, zum gemeinen Handel und Verkehr viel zu gut war".[26]

„Der aber vordem, wenigstens einer meiner lautesten Belacher war, und itzt noch mit meinen geschwornen Feinden täglich vertrauten Umgang pflegt," heißt es in dem Briefe weiter. Lavater gefiel sich in solchen Schaustellungen, „wahr und unwahr, im Zu- und im Absprechen superlativisch, auf gemachte Gegensätze hinausgespielt."[27] Aber selbst bei Berücksichtigung dieser Eigenart der Lavaterschen Schreibweise und unter Abzug dessen, was im Ausdruck etwa zu stark aufgetragen wäre, bleibt die Behauptung, daß jener Pestaluz ein Gegner Lavaters sei.

Das ist aber unser Johann Heinrich Pestalozzi niemals gewesen.



Zwar zeigen beide nach Anlage und Charakter, in Lebensgewohnheiten und Sitten starke Gegensätze. Goethe rühmt die „Anmut" in Lavaters Umgang. „Reinlich, wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren."[28] Mild im Urteil und versöhnlich in der Gesinnung, bot er ein Bild edeln Gleichgewichts. Pestalozzi dagegen gab sich machtlos dem Wechsel von Gemütsbewegungen und Stimmungen hin, vergaß in träumerischer Sorglosigkeit alle Weltformen und vernachlässigte in einer fast zynischen Gleichgültigkeit gegen alle körperliche Kultur sein Äußeres, so daß Gesicht, Kleidung und Haltung einen auffallend häßlichen Eindruck machten. Er kann als Beleg für die Wahrheit von Goethes Ausspruch angesehen werden, „daß es die Art aller Menschen sei, denen an ihrer inneren Bildung viel gelegen ist, daß sie die äußern Verhältnisse ganz und gar vernachlässigen". Wenn nach Goethes Schilderung Lavater solche Personen „die größte Pein verursachten, deren äußere Häßlichkeit sie zu entschiedenen Feinden jener Lehre von der Bedeutsamkeit der Gestalten unwiderruflich stempeln mußte",[29] so geht daraus hervor, daß Lavater und Pestalozzi zwei Naturen waren, die sich gegenseitig innerlich immer wieder abstießen. Aber in einer Beziehung fühlten sie sich stetig zueinander hingezogen: in der aufopfernden Liebe für die Armen, in der Hingebung an alle Unterdrückten. Das soziale Gewissen war in beiden lebhaft entwickelt, und von diesem Vereinigungspunkt aus muß ihr Verhältnis zueinander betrachtet werden.

Pestalozzi als „Mitschüler" Lavaters zu bezeichnen, wie es Seyffarth tut,[30] ist freilich nicht wohl angängig; denn Lavater, der um fünf Jahre ältere, war bereits drei Jahre im geistlichen Amt, als Pestalozzi 1765 das Gymnasium in Zürich verließ. Gewiß aber sind beide, geborene Züricher, schon in jungen Jahren persönlich befreundet gewesen.

Schon damals gehörten beide im Verein mit Joh. Konr. Pfenninger einer religiösen Verbindung an, die gegenseitige Erhebung, Ermunterung und Kräftigung zum Zweck hatte. In der helvetischen Gesellschaft zur Gerwe waren beide eifrige Mitglieder. Diese Vereinigung war Anfang der sechziger Jahre auf Veranlassung Bodmers, dessen Schüler Lavater und Pestalozzi waren, gegründet worden. Ihr Ziel war Läuterung und Hebung des sittlichen, politischen und sozialen Lebens. Das Volk nannte die Mitglieder des Vereins die Patrioten.[31] Aus diesem Bunde entsprang Lavaters und H. Füßlis Angriff auf den ungerechten Landvogt Grebel, den Goethe in Dichtung und Wahrheit erwähnt.[32] Einige Jahre später finden wir Pestalozzi in diesem Verein an der Seite Lavaters im politischen Kampfe gegen die Aristokratie Zürichs. In dem Vereinsblatt des Bundes, dem „Erinnerer", veröffentlichte Pestalozzi seine ersten schriftstellerischen Versuche und gehörte mehrere Jahre zum Mitarbeiterkreis.[33] Während dieser Zeit verkehrte er auch in der Familie Lavaters, wie aus einem an Lavaters Witwe gerichteten Briefe aus dem Jahre 1806, in dem er Erinnerungen an jene Zeit aus seinen Jugendjahren wachruft, deutlich hervorgeht.[34] Lavater hat dann, als der junge Pestalozzi nach seinem Abgang



von der Schule nicht gleich ein festes Lebensziel gewinnen konnte, darauf gedrungen, daß er eine zusammenhängende Berufslehre durchmache und vermittelt, daß er auf dem Gute Tschiffelis in Kirchberg die Landwirtschaft erlerne.[35] Während der Brautzeit Pestalozzis gehörte er mit Füßli zu den Vertrautesten der beiden Liebenden. In dem Briefwechsel zwischen Pestalozzi und Anna Schultheß wird er öfters als der „treue Freund" bezeichnet. Er macht dann, als Annas Eltern Pestalozzi ihre Tochter verweigern, das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit geltend, um sie zur Einwilligung in die eheliche Verbindung der Liebenden zu bringen.[36] Pestalozzi wiederum hat während seines Kirchberger Aufenthalts sich des jüngsten Bruders Lavaters, der auf Abwege gekommen und deshalb für seine Angehörigen ein Gegenstand schwerer Sorge war, in der liebevollsten Weise angenommen.

Ich muß morgen eilend auf Biel, Lavater ist ein unglücklicher, verlorner Mensch. Ich habe heut eine entsetzliche Nachricht von seinem Bruder erhalten; seine Ausschweifungen bringen ihn noch zur Verzweifelung. Ich bin in der ganzen Welt der einzige, der etwas über seine Seele vermag, ich bleibe, wenn es nötig ist, ein, zwei Monate dort. Es ist ein großes Opfer, das ich meinem Freunde bringe, aber bei einer Gefahr von der Art laß uns nicht erst überlegen, ob ich dahin müsse.

So schreibt Pestalozzi an seine Braut.[37]

Die überlieferten Briefe an Lavater aus der Neuhofzeit lassen erkennen, daß Pestalozzi damals dem schwärmerischen Gefühlsleben Lavaters nahe stand und auch dessen physiognomische Ansichten gutgläubig hinnahm.[38] Besonders aber suchte und fand er bei Lavater Verständnis für seine



volkserzieherischen Bestrebungen und die hieraus hervorgehenden Einrichtungen auf dem Neuhof.

Gerade aus dem Spätsommer 1775 ist eine Zuschrift Pestalozzis an Lavater überliefert, überschrieben Ideen zu einem christlichen Lied für eine Armenstube meistens armer Kinder.[39] Sie mag als eine Anregung an Lavater aufzufassen sein, die mitgeteilten Gedanken in dichterische Form zu gießen. Pestalozzi offenbart Lavater darin seine Hoffnungen und Stimmungen, sein edles, für die armen Kinder erglühendes Herz. Gerade dieses Blatt ist der beste Beweis, daß Lavater unmöglich in dem kaum einige Wochen später geschriebenen Brief an Goethe diesen Pestalozzi als seinen „lautesten Belacher", als seinen politischen Gegner, der mit seinen „geschwornen Feinden izt noch täglich vertraulichen Umgang pflege", bezeichnen konnte. Unser Pestalozzi saß in dieser Zeit auf dem Neuhof in der Nähe von Brugg, entfernt von seiner Vaterstadt und ihrem politischen Treiben, bewegt von Hoffen und Sorgen um seine Unternehmungen. Sein Gemüt war jetzt von ganz andern Dingen ausgefüllt, und seine Zeit war andern Geschäften gewidmet, als daß er mit Lavaters politischen Gegnern täglich hätte vertrauten Umgang pflegen können. Schon aus diesem äußeren Grunde also ergibt sich, daß jener von Lavater an Goethe empfohlene Pestalozzi nicht unser Johann Heinrich gewesen sein kann, sondern ein in Zürich angesessener Bürger gewesen sein muß. Es gab in Zürich damals, wie aus den Untersuchungen L. Hirzels und Herzfelders zu ersehen ist, mehrere Einwohner dieses Namens.

So dürfen wir es also aus äußeren und inneren



Gründen als erwiesen annehmen, daß die in der Goethe-Literatur verbreitete Angabe, Johann Heinrich Pestalozzi habe Goethe 1775 in Frankfurt persönlich kennen gelernt, irrtümlich ist.[40]

Neuerdings ist behauptet worden, Johann Heinrich Pestalozzi habe im Mai 1786 Dresden und die sächsische Schweiz besucht.[41] Eine Eintragung im Gästebuch der Festung Königstein, in der die Namen Geßner, Füßli, Pestalozzi, Pfister auftreten, hat diese Behauptung veranlaßt. Wäre sie richtig, so läge die Vermutung nahe, daß die Schweizer Reisenden den Weg durch Thüringen genommen hätten. An Weimar würden sie wahrscheinlich nicht vorübergegangen sein. Sie hätten Goethe hier treffen können; erst Ende Juli reiste er nach Karlsbad und von da Anfang September nach dem sonnigen Süden. Aber jener Vermutung von der Anwesenheit Pestalozzis in Deutschland im Jahre 1786 fehlt jede sichere Begründung, und damit fallen auch alle an diese Reise geknüpften Kombinationen. Aus den angeführten Namen im Königsteiner Gästebuch können keinerlei auch nur einigermaßen sichere Schlüsse gezogen werden; die gleichen Familiennamen kommen, wie aus den Veröffentlichungen L. Hirzels und Herzfelders zu ersehen ist und wie neuerdings wieder O. Hunziker betont hat, in jener Zeit in der Schweiz häufig vor. Sehr auffallend würde es sein, daß Blochmann, dessen Geburtsort in der Nähe der Sächsischen Schweiz lag und der später in Dresden Leiter einer angesehenen Erziehungsanstalt war,[42] in seinem langjährigen Zusammensein mit Pestalozzi nichts davon vernommen haben sollte, daß dieser in seiner

Heimat geweilt habe; in seiner Pestalozzi-Biographie erwähnt Blochmann keine Silbe von dieser Angelegenheit. Auch im Tagebuch von Pestalozzis Gattin, daß gerade aus der in Frage kommenden Zeit überliefert ist, findet sich keinerlei Hinweis auf eine Reise Pestalozzis nach Deutschland.[43]

Historisch beglaubigt ist dagegen, daß Pestalozzi im Frühjahr 1792 in Erbschaftsangelegenheiten eine Reise nach Leipzig zu seiner dort verheirateten Schwester unternommen hat.[44] Blochmann[45] und nach ihm Morf[46] berichten, er habe auf dieser Reise u. a. auch die Bekanntschaft Goethes, Herders und Wielands gemacht, und Mörikofer[47] will wissen, daß Goethe und Herder „sich dieses schweizerischen Gegenstückes zu Lavater ganz besonders gefreut hätten".

Neuere Pestalozziforscher bezweifeln die Zuverlässigkeit von Blochmanns Mitteilungen. Hunziker[48] verweist die Annahme von Pestalozzis Anwesenheit in Weimar in das Gebiet der Legende, Seyffarth[49] hält das Zusammentreffen mit Goethe, Wieland und Herder für unwahrscheinlich, v. Sallwürk[50] sieht in der Nachricht hierüber eine schlecht begründete Vermutung, und Natorp[51] nimmt an, es liege ein Mißverständnis vor.

Diese Zweifel stützen sich zunächst darauf, daß weder in den Tagebüchern noch Briefen Goethes irgendwelche Spur von Pestalozzis Anwesenheit in Weimar zu finden sei, daß auch in Wielands und Herders Werken und Briefen nichts von jenem Besuch Pestalozzis erwähnt werde. Abgesehen davon, daß in diesen Erwägungen mannigfache Anachronismen mit unterlaufen,[52] kann den vorgebrachten Gründen doch keine durchschlagende Beweis-

kraft zuerkannt werden. Goethe hat in diesen Jahren sein Tagebuch nicht so ausführlich geführt wie in den letzten Jahrzehnten seines Lebens, ja er hat auch später in ihm bei weitem nicht alle Personen namhaft gemacht, die ihn aufsuchten, z. B. hat er auch Herbart nicht erwähnt, der im Sommer 1830 bei ihm war.[53] Und die Nichterwähnung Pestalozzis in gleichzeitigen Briefen Goethes, Wielands und Herders kann ebensowenig der Verneinung jener Tatsache als Stütze dienen. Man könnte lediglich daraus schließen, daß Pestalozzis Besuch ihnen nicht erwähnenswert erschien.

Daß Pestalozzi durch Thüringen reiste, ergibt die geographische Lage, und daß er bei dieser Gelegenheit versäumt hätte, die Großen von Weimar aufzusuchen, wäre sicher auffallender als das Gegenteil.

Als Verfasser von Lienhard und Gertrud war Pestalozzi, wenn auch kein Stern erster Größe, so doch ein Schriftsteller von geachtetem Namen. Es sind auch keineswegs nur „ebenbürtige Größen" gewesen, die damals nach Weimar pilgerten, um das Dreigestirn Goethe, Herder und Wieland von Angesicht zu sehen. Und wenn auch in dieser Zeit bei Pestalozzi literarische Interessen nicht gerade im Vordergrunde standen, aus der Tatsache, daß ihn im Herbst desselben Jahres der Buchhändler Göschen für ein größeres literarisches Unternehmen zu gewinnen dachte,[54] geht doch hervor, daß er literarischer Betätigung zuneigte und als Schriftsteller Ansehen genoß. Daß er die deutsche Literatur eingehend verfolgt habe, kann man gewiß nicht annehmen; der nächste Abschnitt wird aber zeigen, daß er

durch Verwandte, Bekannte und Freunde mittelbar mit ihren Hauptvertretern in Weimar in Berührung gekommen war.

Alles das spricht vielmehr dafür als dagegen, daß Pestalozzi die Gelegenheit benutzt hat, sich persönlich den literarischen Berühmtheiten Deutschlands zu nähern. Auch eine briefliche Frage über Herder, die er einige Monate nach seiner Rückkehr aus Deutschland an Fellenberg richtete, und mehr noch die S. 50 wiedergegebene mündliche Äußerung Herders über Pestalozzi[55] könnten in dem Sinne aufgefaßt werden, daß eine persönliche Zusammenkunft vorausgegangen ist.

Weiter hält man jene Mitteilung Blochmanns deshalb für unbegründet, weil sie erst lange nach Pestalozzis Tode bekannt geworden und aus der Zeit von Pestalozzis Leben nichts von einer Zusammenkunft mit Goethe, Herder und Wieland überliefert sei. Diese Einwendung beruht aber auf einem Irrtum. Bereits im Jahre 1804 finden sich in der Neuen Leipziger Literaturzeitung in einem Aufsatz von Ziemßen über Pestalozzis Lehrart die Sätze: „Mit eignen Augen hatte er in Deutschland dem literarischen Wesen und Unwesen, wie den Erziehungs- und Aufklärungsversuchen zugesehen. Wieland liebte und achtete ihn auszeichnend, Goethe ..., Herder und mehrere gebildete Menschen waren seine Freunde geworden."[56]

Ziemßen hatte von 1799—1803 bei Pestalozzi geweilt. Was er im nächsten Jahre aus dessen Leben mitteilte, beruhte unzweifelhaft auf durchaus sicheren, aus dem vierjährigen persönlichen Verkehr mit Pestalozzi herrührenden Unterlagen. Seine Angaben, an so hervorragender Stelle

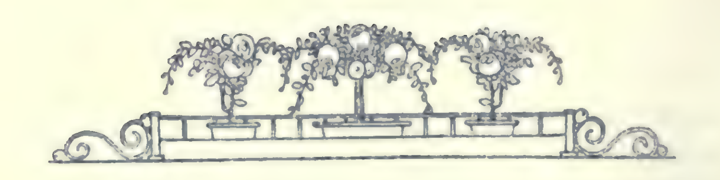


veröffentlicht, würden unbedingt sowohl von Pestalozzi selbst, wie auch von anderer Seite zurückgewiesen worden sein, wenn sie nicht den Tatsachen entsprochen hätten.

Aber, was ausschlaggebend ist, wir wissen aus Goethes eigenem Munde, daß ihm Pestalozzi persönlich bekannt gewesen ist. Durch Theodor Schacht ist uns die betreffende Äußerung Goethes überliefert worden. Schacht hatte 1810 eine Lehrerstelle an Pestalozzis Erziehungsanstalt zu Iferten angenommen. Auf seiner Reise nach der Schweiz berührte er Weimar, wo damals am Gymnasium die ihm bekannten und mit ihm gleichalterigen jugendlichen Professoren Franz Passow und Johannes Schulze wirkten. Diese Freunde, beide im Verkehr mit den literarischen Größen Weimars stehend, vermittelten, daß Schacht Zutritt zu Goethe erhielt. „Er sprach viel, lobte meinen Entschluß, nach der Schweiz zu gehen, trug mir einen Gruß an Pestalozzi auf, den er persönlich kennt und den er einen bedeutenden, guten und lieben Mann nannte," berichtet Schacht in einem wenige Tage nach dem Besuch bei Goethe geschriebenen Briefe.[57]

Diese Worte können dem Zusammenhang nach nur so verstanden werden, daß Goethe die persönliche Bekanntschaft mit Pestalozzi selbst behauptet hat.





4. Aus zweiter Hand.

Pestalozzis Besuch in Weimar, den wir nach den beigebrachten Beweisstücken als sicher annehmen müssen, hat nicht die Folge gehabt, daß sich ein engeres persönliches Verhältnis zwischen ihm und Goethe entwickelte. Es war eine flüchtige Bekanntschaft, die keine weiteren Spuren hinterließ; aber durch dritte Personen haben beide vielfach voneinander gehört, so daß das Bild des einen dem andern ziemlich deutlich gewesen sein muß.

Es ist hier zunächst Pastalozzis Verhältnis zu Goethes großen Freunden Wieland, Herder und Schiller zu erwähnen, das — auch abgesehen von den etwa daraus zu erschließenden Zusammenhängen mit Goethe — des Interessanten mancherlei bietet.

1. Wieland, Herder, Schiller.

Wieland hatte infolge seines siebenjährigen Aufenthaltes in Zürich (1752—1759) und der damals geschlossenen

Freundschaft mit Bodmer und Salomon Geßner enge Beziehungen zu Pestalozzis Vaterstadt. Er empfand es darum als eine glückliche Fügung, daß ein Sohn des Idyllendichters, der Buchhändler Heinrich Geßner, sein Schwiegersohn wurde. Dieser vermählte sich mit Wielands Tochter Charlotte; am 18. Juni 1795 segnete Herder in Belvedere das junge Paar ein. In Wieland war der Familiensinn stark ausgeprägt, und nun war sein ganzes Denken und Sinnen nach Zürich, dem Wohnsitz seiner Kinder, gerichtet. Er plante alsbald eine Reise dahin; im Mai 1796 brach er mit seiner Frau und zwei jüngeren Kindern auf und verlebte mehrere Monate in beglückendem Familienverkehr auf einem Landgute in unmittelbarer Nähe Zürichs.

Bei dieser Gelegenheit hat er Pestalozzi wiedergesehen und ist mit ihm in nähere Verbindung getreten. Bächtold[1] zählt diesen ausdrücklich zu den Freunden, die Wieland damals neu gewonnen.

Pestalozzi hatte in dieser Zeit geschäftliche Verbindungen mit Wielands Schwiegersohn angeknüpft. Die „Nachforschungen" waren zum Abschluß gekommen, und Pestalozzi suchte einen Verleger für das Werk. Wieland war auf jede Weise bemüht, seinen Schwiegersohn geschäftlich zu unterstützen. Er vermittelte ihm z. B. auch zahlreiche Bücherbestellungen für den Weimarischen Hof, ferner auch neue Verlagsanerbietungen. So hatte er also naturgemäß ein ausgesprochenes Interesse an der geschäftlichen Verbindung Pestalozzis mit Geßner, und hieraus mag sich zum Teil die Wärme erklären, mit der er später



im Merkur für Pestalozzi eintrat. Aber abgesehen hiervon haben auch Pestalozzis edle menschliche Eigenschaften Wieland angezogen. Gerade an die Schilderung von Pestalozzis Edelmut knüpft Geßner in einem Briefe an K. A. Böttiger den Satz an: „Papa interessiert sich sehr für ihn und dies tut dem guten Menschen in der Seele wohl.“[2]

Alsbald nach seiner Ankunft in Zürich begann Wieland die Propaganda für die Vereinigung Geßner-Pestalozzi. Als erfahrener Publizist kannte er die besten Wege. Er sandte einen Teil von Pestalozzis Manuskript an Böttiger, der für ihn die Redaktion des Merkur führte, mit dem Auftrag, es als Probe aus einem großen Werk in den Merkur einrücken zu lassen. Man wollte versuchen, wie das Stück wirke; der Verfasser sollte auf keinen Fall genannt werden. Geßner war namentlich auf Böttigers Urteil gespannt und machte seine Bereitwilligkeit zur Übernahme des Verlags davon abhängig, wie das Probestück aufgenommen werde.[3] Böttiger brachte die Hälfte des „Pestalozzischen wichtigen Fragments“ sofort zum Abdruck: es erschien bereits im Juliheft des Merkur[4] und muß so gefallen haben, daß Geßner sich endgültig entschloß, das Buch in Verlag zu nehmen. Es kam zur Ostermesse 1797 auf den Büchermarkt.

Wie innig sich das Verhältnis Wielands zu Pestalozzi gestaltet hatte, ist daraus ersichtlich, daß Wieland die Vermittelung Pestalozzis suchte, um für seine Rückreise nach Weimar von den Schweizer Behörden ein besonderes Empfehlungsschreiben zu erlangen. Die politischen Unruhen, die sich gerade in diesen Jahren in Zürich und seiner



Umgebung abspielten, verleideten Wieland den Aufenthalt dort etwas; sie erklären zugleich, warum er für seine Reise gleichsam einen Geleitbrief wünschte.[5]

Als eine Nachwirkung von Wielands Reise nach der Schweiz haben wir es anzusehen, daß er alsbald nach seiner Rückkehr das Landgut in Oßmannstedt kaufte. Der Landaufenthalt bei Zürich war ihm so reizend vorgekommen, daß er von da an nicht mehr in der Stadt wohnen wollte. Oft wünscht er seine Züricher Freunde, und namentlich Pestalozzi, in sein Tuskulum, um mit ihnen hier eine kleine Republik von guten und glücklichen Menschen zu bilden.[6]

Durch seine Kinder in Zürich blieb Wieland weiter im Verkehr mit Pestalozzi. „Pestalozzi ist immer der nämliche unaussprechlich gute, edle Mensch und schwärmt noch immer in Hoffnungen und Aussichten wie ehemals", schreibt Geßner an Wieland, als er ihm mitteilt, Pestalozzi sei an die Spitze des Stanser Waisenhauses berufen worden.[7] Schon vorher hatte Wieland im Merkur auf Pestalozzi aufmerksam gemacht. Im Oktoberheft 1798 wird in einer Korrespondenz über die politischen Zustände in Zürich auf „Pestalozzis treffliches Wort an die Gesetzgeber von Aarau" verwiesen, „ein schönes menschliches Aktenstück im Archiv des Zeitalters".[8] Im folgenden Jahre richtete Pestalozzi an Geßner, mit dem sich eine innige Freundschaft entwickelte, den inhaltreichen Brief über seine Tätigkeit als Waisenhausvater in Stans.[9] Ein Jahr später war durch einen Bericht der Allgemeinen Zeitung die erste öffentliche Kunde von Pestalozzis Erziehungs- und Unterrichtsversuchen, die er in der von ihm begründeten Anstalt in Burgdorf unter-

nahm, nach Deutschland gedrungen.[10] Der Buchhändler Geßner warb eifrig für Pestalozzis Bestrebungen und Pläne, regte diesen zugleich an, „sich über seine Idee von dem Volksunterricht öffentlich zu äußern“.[11] So entstanden die an Geßner gerichteten Briefe: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, die in dessen Verlag als Buch erschienen, und zugleich wurde der Plan der „Elementarbücher“ ins Auge gefaßt.[12]

Alsbald ist Wieland bei der Hand, eine lebhafte Werbearbeit in Szene zu setzen. Im 2. Bande des Merkur von 1801 veröffentlicht er einen Auszug aus einem Brief aus der Schweiz, datiert vom 7. Mai 1801.

Mitten unter den bisherigen Revolutionsstürmen hat ein großer Mann, eingezogen und verkannt, endlich zustande gebracht, worauf er sein ganzes Leben verwandt, dem er alle seine Kräfte aufgeopfert hat. Durch dieses Produkt eines genialischen Geistes und edlen Menschen enthält unser gutmütiger Glaube an eine allgemeine Veredlung der Menschheit erst einen festen Boden und die Hoffnung einer Aufrichtung der zum Tier erniedrigten Volksklassen erscheint uns in einem nahen, glänzenden Licht. Dieser Mann ist Pestalozzi und sein Werk ein durch die Erfahrung bewährtes Erziehungssystem, ohne alle Scharlatanerie und metaphysische Seiltänzerei, einfach und konsequent wie die Natur. Durch vieljähriges mühsames Versuchen und Forschen ist er auf den Weg geleitet worden, den die Menschheit im großen gegangen ist und auf den die Resultate der tiefsten Spekulation uns wieder hinweisen. Die Anschauung und sinnliche Erkenntnis ist ihm der erste Vorhof, durch den er die Kindheit ins Leben einführt. Seine Methode nötigt die Kinder, richtig zu sehen und deutlich zu unterscheiden, alle Regeln und alles Räsonieren fällt weg, Ausarbeitung der körperlichen Organe als des Handwerkszeugs des Geistes, ist seine erste Absicht . . . Pestalozzis Lehrart hat den entschiedenen Vor-



teil, daß sie von jeder Mutter verstanden und, wenn sie ernstlich will, auch angewandt werden kann, ja ein Kind kann sogar das andere unterrichten. In den näheren Detail davon einzugehen ist hier nicht der Ort; aber seine bald erscheinenden Briefe, denen seine Lehrbücher folgen werden, sind hinreichend, jeden Zweifel zu berichtigen.[13]

Daneben findet ein reger Briefaustausch zwischen Wieland und Pestalozzi statt. Ersterer möchte von Pestalozzi selbst Nachricht über dessen Erziehungsversuche haben.

Sie haben in Ihrer Ferne von meinen Erziehungsversuchen gehört und wünschen zu wissen, was sie eigentlich seien, beginnt Pestalozzis Antwort. Euer Geßner legte mir vielleicht die richtigste Antwort in den Mund, indem er sagte, ich würfe mich mit einfachen psychologischen Ideen in das millionenfache Chaos der Unpsychologie von allem, was ist. Im Ernst, Wieland, ich finde die ganze Erziehung, wie sie wirklich ist, ein namenloses Chaos von Grundlosigkeit und Mangel an Psychologie . . . Freund! Ich suche ganz der Natur zu folgen und die Kunst, allenthalben an das anzuschließen, was die Natur schon vorher getan oder wozu sie wenigstens schon wirklich kraftvoll und für meinen Zweck genugsam mitwirkt.[14]

Wie aufmerksam Wieland die Entstehung des Werkes „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ verfolgte, ist daraus zu ersehen, daß Pestalozzi in seinen Briefen an Geßner wiederholt unmittelbar auf ihn Bezug nimmt. Joh. Chr. Buß, einer der Mitarbeiter Pestalozzis, hatte das ABC der Anschauung ausgearbeitet. „Zeige Wieland seinen Versuch zu einem ABC der Anschauung,“ schreibt Pestalozzi an Geßner, „ich weiß, wie er sich für alles interessiert, was über den Gang der Entwickelung des Menschengeschlechts Licht gibt, er wird in diesem Versuch ganz gewiß einen

auffallenden Beleg finden, wie vielseitig verwahrloste und weggeworfene Kräfte durch leichte Handbietung und Belebung benutzt und erhoben werden können."[15]

Im Herbst 1801 war nun das Buch im Geßnerschen Verlag erschienen. Alsbald ist der Merkur auf dem Platze mit folgender Ankündigung:

Pestalozzis pädagogischer Fund.

Lasset die Kindlein zu mir kommen!
Aus der Bibel.

Der edle Pestalozzi, einfach und groß, wie die Natur, die ihn säugte, wälzte wahrlich bei der gemeinen Not und Belagerung nicht etwa bloß eine leere Tonne. Nein, er stiftete zu Burgdorf, unweit Bern, eine Lehranstalt, von welcher alle, die sie genauer zu prüfen, und die Lichtfunken, die hier sprühen, von den Eisenbrocken, die auch glänzen, wenn sie geschlagen werden, zu unterscheiden wußten, mit Lob und Achtung zu sprechen gar nicht satt werden konnten. Von allen Seiten kamen dringende Aufforderungen, seine Methode durch den Druck bekannt zu machen. Es ist geschehen, und die Schrift, worin der neidlose Mann seine trefflichen Erfindungen öffentlich darlegt, gehört unstreitig zu den wichtigsten Erscheinungen, die den Genius des neuen Jahrhunderts zu einem Agathodämon machen können. Man darf nur die Einleitung lesen, um innig ergriffen zu werden, und dem Manne nachzufühlen, der gänzlich von allen Hülfsmitteln der Erziehung entblößt, Oberaufseher, Zahlmeister, Hausknecht und fast Dienstmagd in einem ungebauten Hause, unter Unkunde, Krankheiten und Neuheiten aller Art auf achtzig Kinder um sich versammelte, und an allen seine einfache Idee siegreich erprobte, um den Spruch wahr zu finden:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das schaut in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Es ist unmöglich, hier die ganze folgerechte Reihe seiner Bildungskunst vorzulegen. Hier nur so viel. Pestalozzi geht von



dem allbekannten Erfahrungssatz aus: Alle Bildung muß sich auf Anschauungen und festes Bewußtsein gründen. Diese Anschauungen müssen der unerläßliche Hintergrund jeder künftigen Kenntnis werden. Und welche Anschauungen sind dazu geschickt? Dies ohnfehlbar bestimmen zu können, ist Pestalozzis Fund. Er glaubt, und das Publikum wird ihm glauben, eine educationem puram in Form der mathesis purae erfunden zu haben. Ihre Teile sind: Schall, Form, Zahl. Darüber verspricht er Müttern Elementarbücher, deren Gebrauch Müttern, Ammen, ältern Schwestern nicht mehr Mühe machen sollen, als ihre bisherigen Wiegenlieder und Eya Popeyas. Viel versprochen, aber nach den Prämissen zu urteilen, die nun vor uns liegen, ist er der Mann, der Wort hält.

Soviel für jetzt. Zum Neujahrsgeschenk für alle guten Mütter und Kinder im nächsten Januarstück vielleicht etwas mehr davon. Das Buch: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, sollte indes niemand ungelesen lassen. Möge der hochherzige Verfasser von Lienhard und Gertrud unter dem Baum, den er hier pflanzt, selbst auch noch erquickenden Schatten finden![16]

In Erfüllung des am Schluß dieser Ankündigung gegebenen Versprechens bringt das Februar- und Märzstück 1802 eine ausführliche Darstellung der Pestalozzischen Grundgedanken. „Eine Revolution, die politische, ist, Gott sei Dank, vorüber, aber eine zweite, nach Pestalozzi die Mutter jener furchtbaren Tochter, die Revolution unsrer Erziehung des Menschen, ist noch übrig. Und da jenes gräßliche Ungeheuer niedergeschlagen ist, so mag der Untergang dieses zweiten, so scheußlich auch sein Anblick ist, mit dem stillmutigen Pestalozzi ruhig herbeigewünscht werden", heißt es im Eingang.[17] Die ganze eingehende Darstellung, vielfach mit längeren Zitaten aus Pestalozzis Schriften ausgestattet, gipfelt in einer lebhaften Empfehlung des Buches.



Im Maiheft druckt dann Wieland den „Bericht eines Augenzeugen über Pestaluz's Erziehungsanstalt in Burgdorf" ab. Es war ein alter Gönner Pestalozzis, der Bernische Statthalter Karl Viktor von Bonstetten, der das Burgdorfer Institut besucht hatte und in warmer Anerkennung dessen, was er hier über Pestalozzis Tätigkeit beobachtet, in einem Freundesbrief sich unmittelbar danach ausführlich äußerte. Böttiger, Wielands Gehilfe in der Redaktion des Merkur, macht zu dem Bericht die Anmerkung: „Die Sache ist von so wichtigen, ja unberechenbaren Folgen, daß gerade diese Nachricht jedem Leser des Merkurs doppelt interessant sein muß."[18]

Inzwischen waren die Elementarbücher im Geßnerschen Verlag vollständig erschienen und Pestalozzi plante eine Subskriptionsausgabe aller seiner pädagogischen Schriften. Wiederum wendet er sich in erster Linie mit an Wieland und bittet diesen, „den Pränumerationsplan zu unterstützen, wo er es ohne Zudringlichkeit könne".[19]

Und Wieland hat dieser Bitte nach Kräften entsprochen. Im Februarstück 1803 brachte der Merkur als Auszug aus einem Brief an den Herausgeber eine eingehende Würdigung über Pestalozzis Lehranstalt in Burgdorf aus der Feder des preußischen Kammerrates D. Justus Gruner, des späteren Freundes Steins.

Es wäre Verbrechen der beleidigten Menschheit, die gute Sache der frühesten Erziehung, die der edle Pestalozzi so mutig unternommen hat, nicht nach Kräften zu unterstützen. Dem Teutschen Merkur sind seit den ersten Bekanntmachungen über diese Unternehmung in dem ersten Monatsstück des vorigen Jahres so viele und so glaubwürdige Nachrichten über die Vernunft- und

Zweckmäßigkeit der Anstalten in Burgdorf zugekommen, daß er seine Leser aus inniger Überzeugung versichern darf: Hier ist kein philanthropischer Wind, hier ist Wahrheit und nichts als Wahrheit. Möchte also auch diese Anzeige aus der Feder eines ehrwürdigen Kenners und Augenzeugen ihre Absicht nicht verfehlen und unsre Leser bewegen, die in dem Intelligenzenblatte zu diesem Februarstück abgedruckte Pränumerationsanzeige zu beherzigen. Pestalozzi ist jetzt als Rater und Vater seines bedrängten Vaterlandes in Paris, wird aber nie seinem geliebten Institute untreu werden.

So erklärt die Redaktion in einer Fußnote. Gruner beginnt seine Briefe mit der Anerkennung, daß man dem Merkur und der Allgemeinen Zeitung die ersten Nachrichten über Pestalozzis Erziehungspläne verdanke. In überschwenglicher Begeisterung ruft er dann aus:

Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, die Regeneration der Menschheit wird aus Burgdorfs kleinem romantischen Tale hervorgehen. Was Ströme von Blut nicht zu erkaufen, was Millionen geopferter leidenschaftlicher Menschen nicht zu erkämpfen vermochten, hat ein einziger Mann hier gefunden. Pestalozzi wird das leuchtende Segensgestirn künftiger Jahrhunderte heißen. Ich übertreibe nicht. Wie könnte ich auch, indem ich aus dem Tempel der Natur und Einfachheit trete, schwärmen? Wer Pestalozzis Institut sah, wird es mit demselben innigen Gefühle meiner Überzeugung verlassen haben, mit dem ich von ihm und seinem hochherzigen Stifter schied.

Die Erfolge von Pestalozzis Methode, namentlich im Rechnen, haben seine Bewunderung erregt, mehr aber noch die Übereinstimmung von Denken und Handeln bei den Knaben und das innige Verhältnis Pestalozzis zu ihnen. „Geliebt, im höchsten Grade verehrt, grenzenlos vertraut, steht der ehrwürdige Vater Pastalozzi unter seinen Kindern



da.“ Mit ergreifenden Worten wird das Schicksal Pestalozzis geschildert: „Als er an einem stillen Abend das Buch seines schmachvollen Lebens vor mir aufrollte, als der verwaiste Vater, der verfolgte Bürger, der unterdrückte hohe Edle sich mir hingab — da sah ich die Tiefe dieses Grames. Wie kann die Welt diesen für die Menschheit sich opfernden Mann belohnen? Möge sie ihn nur endlich erkennen!“ [20]

Als Einlage enthielt dieser Brief Gruners an Wieland eine „Ankündigung und Aufforderung zur Pränumeration für die Pestalozzischen Schulbücher“. Der Merkur brachte sie im Intelligenzblatt des Märzheftes zum Abdruck.

Gruner weist besonders auf den günstigen Bericht hin, den der bernische Dekan Ith an die helvetische Regierung als Vorsitzender einer von dieser ernannten Kommission über die Pestalozzischen Veranstaltungen und Pläne erstattet hatte — er war im Geßnerschen Verlage erschienen [21] — und empfiehlt die Vorausbestellung mit den wärmsten Worten. „Bei solchen reinen Absichten zu einem solchen gemeinnützlichen tiefeinwirkenden Zwecke, glaub ich keiner weitern bittenden Empfehlung für diese Pränumerations-Ankündigung zu bedürfen. Wem das Wohl der Menschheit teuer ist, leg ich sie ans Herz und zähle auf seine Mitwirkung für den großen Zweck meines edlen Freundes.“

Um aber der Aufforderung gleich von vornherein den praktischen Erfolg zu sichern, bemüht sich Wieland noch in anderer Weise. Es wird in Weimar selbst eine Anmeldestelle der Pränumeration eröffnet; der Subkonrektor des

Gymnasiums, Stiebritz, übernimmt, jedenfalls auf Wielands und Böttigers Zureden, die Vermittelung.[22]

Pestalozzi hatte also tatsächlich allen Grund zu der Behauptung, „Wieland ist enthusiastisch für mich". Aus dem Briefe an Schröder, dem dieser Satz entnommen ist, erfahren wir zugleich, daß Pestalozzi die ernstliche Absicht hatte, Wieland in Weimar zu besuchen.[23] Daß Wielands Name „immer unter den ersten war", die Pestalozzi „mit freudiger Dankbarkeit nannte, wenn er von seinen, an Gemüt und Geist mit ihm verwandten Fürsprechern, von den deutschen Männern sprach, deren Urteil über ihn, seine Gesinnung und Absicht, seine Ideen und seine Wirksamkeit er als gültig und treffend anerkannte", bezeugt auch Anton Gruner, der ein Jahr später, im Anschluß an seine vorher erschienenen Briefe aus Burgdorf, im Merkur über die Verlegung des Instituts von Burgdorf nach Münchenbuchsee und über den Fortschritt des inneren Ausbaus berichtete.[24]

Im folgenden Jahre siedelte Pestalozzi nach Iferten über. Unmittelbar danach erscheint hierüber im Merkur „aus einem Briefe eines der Pestalozzischen Lehrer" ein ausführlicher Bericht.[25] Interessant ist in ihm der Schluß, in dem ausgesprochen wird, Pestalozzi habe trotz der großen Erfolge seines Instituts den Plan nicht aufgegeben, eine Armenschule auf seinem Gute (dem Neuhof) zu gründen.[26] Es sei Aussicht vorhanden, daß Pestalozzis Plan in nicht allzu ferner Zeit ausgeführt werden könne. Der Berichterstatter erbietet sich, hierüber bald Näheres mitzuteilen.

Diese Mitteilungen sind nicht erfolgt. Daß Pestalozzis



Pläne zur Errichtung einer Armenanstalt auf dem Neuhof sich nicht ausführen ließen, ist wohl nicht der einzige Grund hierfür. Wielands Schwiegersohn war kein praktischer Geschäftsmann, und Pestalozzi löste die geschäftliche Verbindung mit ihm auf.[27] Daß dadurch Wielands Verhältnis zu Pestalozzi kühler wurde, ist leicht erklärlich. Vom Jahre 1805 an erwähnt er im Merkur Pestalozzis Institut nicht mehr.

Das Interesse wendet sich von Pestalozzi ab und dem Manne zu, der als geschäftsgewandter Organisator und Ausführer Pestalozzischer Grundgedanken in gewissem Sinne als Pestalozzis Konkurrent angesehen werden kann: Em. von Fellenberg. Seine landwirtschaftlichen Lehranstalten in Hofwil werden in den Jahrgängen 1808 und 1809 des Merkur wiederholt ausführlich beschrieben.[28] Den ersten Aufsatz leitet der Mitherausgeber Böttiger durch eine sieben Seiten lange Würdigung Fellenbergs ein; in einer redaktionellen Anmerkung zu einem späteren (Nov. 1808) weist er auf die damals eben erschienene Erziehungslehre von Schwarz hin, wo „über die mannigfaltige Anwendung der Pestalozzischen Methode, ihre Vorteile und die großen Bedenklichkeiten und Zweifel, denen sie ausgesetzt sei", Treffliches gesagt werde.[29] So wechselt das Urteil der Menschen!

Was für uns von Wichtigkeit ist: Goethe hat nicht nur aus Wielands Merkur, den er natürlich las,[30] Pestalozzis Bestrebungen kennen gelernt, sondern aus dem mündlichen Verkehr mit Wieland jedenfalls auch mancherlei über dessen Persönlichkeit vernommen. Für Pestalozzi wiederum war

Geßners Gattin die Quelle für Nachrichten aus Weimar. Es ist bekannt, daß Goethe in den ersten weimarischen Jahren viel im Hause Wielands verkehrte, in dem traulichen Familienzimmer dort fast täglicher Gast und namentlich Wielands zahlreicher Kinderschar ein liebevoller Freund war. Charlotte Wilhelmine, die spätere Gattin Geßners, wurde ein halbes Jahr nach seiner Ankunft in Weimar geboren, Goethe versah bei ihr Patenstelle.[31] So hat Geßners Frau aus ihren Jugendjahren jedenfalls viele angenehme Erinnerungen an den Kinderfreund Goethe mitgebracht und in vertrautem Umgang mit Pestalozzi wiedergegeben. Namentlich ist wohl der Besuch, den Goethe ihr bei seiner letzten Anwesenheit in Zürich (1797) abstattete, Veranlassung zu mancherlei Mitteilungen an Pestalozzi gewesen.[32]

Tatsächlich war sie mit diesem eng befreundet. Nachdem Geßner in ungünstige Vermögensverhältnisse gekommen war, mußte sie längere Zeit getrennt von ihm leben. Sie verbrachte diese Monate in Burgdorf bei Pestalozzi, dessen Institut ihr ältester Sohn besuchte.[33]

* * *

Herders Name ist Pestalozzi jedenfalls zuerst in Pfenningers Christlichem Magazin entgegengetreten, an dem Herder gelegentlich mitarbeitete.[34] Von seinem Besuch in Weimar hat Pestalozzi wohl gerade für eine nähere Verbindung mit ihm günstige Wirkungen erhofft. Bald nach seiner Rückkehr in die Schweiz fragt er am Ende eines Briefes an Fellenberg: „Sagen Sie mir doch, was wissen Sie von Herder, das mich angeht?“[35]

Pestalozzis Hoffnung ist indes nicht alsbald in Er-

füllung gegangen, erst aus dem Jahre 1797 stammen ausführlichere Nachrichten über das Verhältnis der beiden Männer. Von den „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechtes“ hatte Herder durch einen Freund Pestalozzis, der die Handschrift kannte, bereits vor der Veröffentlichung gehört. „Der forscht nie vergebens,“ rief Herder aus; „er wird von einem heiligen Instinkte geleitet. Er riecht tiefer in die Philosophie als ich in das Hebräische!“ Sofort nach dem Erscheinen des Buches sandte Geßner an Herder ein Exemplar und empfahl dabei sein Verlagsunternehmen seiner Freundschaft.[36] Das Werk hat jedenfalls auf Herder einen tiefen Eindruck gemacht. Dafür spricht die Rezension, die er alsbald in den Erfurter Nachrichten veröffentlichte.[37] Sie enthält eine ausführliche Analyse von Pestalozzis Schrift, durchflochten mit Urteilen aufrichtiger Bewunderung.

Das Elend der „Rechtlosigkeit im gesellschaftlichen Zustande“ schildert der Verfasser mit einer Stärke und Vielseitigkeit, wie sie vielleicht kein Schriftsteller, selbst Rousseau nicht, geschildert hat. Er reißt uns die Binde von den Augen und beleuchtet den lieblichen Wahn, „daß gesellschaftliches Recht und sittliche Tugend eins sei“, mit einer flammenden Fackel. . . . Man siehet, daß die Grundlage dieser Gesichtskreise in Rousseau liege, dessen Schriften der Verfasser stark und frühe gelesen haben muß, mit dem er auch in seiner männlichen Beredsamkeit und Liebe zur Wahrheit eine Ähnlichkeit hat, die sich leider auch bis auf traurige Erfahrungen seines Lebens zu erstrecken scheint. Geborgt aber ist in diesem Buche nichts. Der Strom, sowohl wo er sanft fließt als ungestüm sich fortwälzet, quillt aus dem Herzen; wir lesen das reif durchdachte Resultat eines über die Hälfte hinaus gelebten, tätigen, wenigstens im Wollen tätigen Menschenlebens.

Nachdem Herder den von wehmütiger Resignation durchwehten Schluß des Buches wiedergegeben hat, fährt er fort:

In so trauriger Gemütsstimmung schloß der Verfasser sein Buch. Aber die Auftritte der Welt wechseln: gegenwärtiger Schmerz ist nicht ewiger Schmerz, und hinter dem Sommer gibt es auch schöne Herbsttage. Dem Verfasser werde eine solche Jahreszeit auch für die Frucht, die er uns mit diesem Buche geschenkt hat. Jeder, wenn er es gelesen, nehme ein Blatt und schreibe seinen Lebenslauf dazu, was Er als Werk der Natur habe sein sollen? was aus ihm die Gesellschaft, was endlich Er aus sich selbst gemacht habe? Einem überlegenden Gemüt bietet dies Buch zu solchem Blatt viel Ansichten dar.

Ob sich nun gleich einem Genius, bei dem gleichsam nur der starke Verstand und das verwundete Herz redet, die kleinfügige Kritik nur schüchtern nahen sollte: so wäre es doch, selbst zur Darstellung mancher Wahrheiten, gut, wenn vor einer zweiten Auflage der Verfasser sein Buch einem Freunde, dem er vertraute, nicht nur zur helleren Interpunktion, sondern auch hie und da zu Bemerkungen mitteilte. Durch kleine Veränderungen, durch die Wegnahme manches Überladenen fielen andere äußerst wichtige Stellen reiner ins Auge; sie stünden, wie Kastor und Pollux auf dem berühmten römischen Berge, riesenhaft da. Es wäre diese Ausheilung einer Schrift zu wünschen, die so ganz wie diese die Geburt des deutschen philosophischen Genius ist, der weder franzisieret, noch anglisieret, am wenigsten aber sich daran genügen läßt, ein Prinzipium in der Form aufgestellt zu haben. Eben daß unser Verfasser tief in die Sache griff, und den seit Jahrtausenden geschürzten Knoten der Menschenverfassung „unsers alternden Weltteils“ mit einem Hiebe nicht zu lösen begehrte, vielmehr ihn fester zusammenzog und nur die aus- und eingehenden Enden zeigte, eben dies ist der Wert seines Buchs. Trete nun ein andrer hinzu, und zeige, was die wachsende Sittlichkeit einzelner Menschen einzeln und fürs Ganze uns an frohen Aussichten gewähre: wir wollen ihn hören.

Daß Pestalozzi von dieser mit persönlicher Wärme

geschriebenen Rezension, die seiner Schrift eine geradezu glänzende Anerkennung zollte, hochbeglückt war, ist erklärlich. Sein Dankbrief an Herder spricht das deutlich aus:

Edler Man

— Sie haben mit ihrer recension einen Menschen erquikt — der es seit langem nicht mehr gewohnt war — mit aufmerksamkeit und Billigkeit — angehört zu werden — nicht das ich mich über das ausland beklage — von diesem habe ich auch nicht einen Schatten von unbill erlitten aber in unsrer gegend ist es bald zum sprichwort Pestalozzis wahrheit kann uns nicht dienen — Es ist unglaublich wie in kleinen republicanischen Staaten die Forcht vor politischen collisionen so villseitiger und zukkender wirkt — als in größern Staaten — man sah bis jez in meinem Buch — bey uns nichts als eine unverständliche Sprache — und ein gallsüchtiges unzufriedenes Herz —. u. ich danke es meinem glück — daß das ausland mehr darin fand — Ihnen danke die seltene Menschlichkeit — der mitten in den Lükken ms Buchs auf seine quelle aufmerksam war — u. die ursachen die meine Gesichtspunkte immer selber Bestimten, nicht von ihren Würkungen sonderte — u. also in meinem Buch mich selbst fand —

Ich freue mich Ihnen zu sagen, daß die Lieblichen Herbtage die Sie uns nach der Sonnenhitze des Lebens wünschen — mir wahrscheinlich werden zum Theil werden

ich weiß es wohl daß mein exaltiertes Gefühl mich allenthalben zu überladungen mr Bilder hinführt und werde wenn mein Buch eine Zweite auflag erlebt — sie nicht ohne Ihnen das manuscript zuzusenden u. mir Ihren Rath auszubitten publicieren. —

— ich arbeite gegenwärtig an dem 2ten Theil dieser nachforschungen darin ich die Gesichtspunkte meines Buchs mehr zu entwickeln u. bestimmter auszuläudern suche — ich schetze mich glücklich wenn Sie mir erlauben das Manuscript Ihnen vor seiner publication zuzusenden — ich werde auch Herrn Wieland ersuchen — mir in diesem Fall seine Bemerkung darüber mitzutheilen

Empfangen Sie von mir noch einmahl die Versicherung des herzl. Danks u. der wahren Hochachtung mit der ich mich nenne

auf der Blatten
bey Zürich 16 9br
97

Euer Wohlgebohren
gehorsamer Diener
Pestalozzi —[38]

Herders Rezension hat den „Nachforschungen" in der Literatur damals eine gute Aufnahme verschafft. Bereits im Januar 1798 ging Geßner damit um, eine neue Auflage vorzubereiten, er schrieb den erfreulichen Absatz vor allen Dingen der Herderschen Würdigung zu. Pestalozzi habe sich zwar, so schreibt Geßner an Böttiger, vorgenommen, die Winke in der Rezension zu benutzen, es sei aber zweifelhaft, ob der Verfasser selbst dazu geeignet sei, die letzte Feile an das Werk zu legen. So sei es das Erwünschteste, daß Herder die Revision vornehme, er (Geßner) habe deshalb schon an Herder geschrieben. „Meine Entschuldigung dieses Wunsches liegt in Herders Rezension selber, denn wo findet sich noch jemand außer dem Verfasser, der das Weitumfassende der Gesichtspunkte dieses genialischen Buches in so hellem Lichte zeigen könnte?"[39]

Zur Ausführung dieses Planes ist es nicht gekommen. Aber Anrede und Ton des Briefes, den Pestalozzi sechs Jahre später an Herder richtete, lassen darauf schließen, daß in diesen Jahren der Gedankenaustausch nicht vollständig geruht hat. Wir wissen bereits, daß Pestalozzi in den Jahren 1802 und 1803 alle Hebel in Bewegung setzte, um die Pränumeration auf seine Elementarbücher möglichst erfolgreich zu gestalten. Er wandte sich in dieser Angelegenheit auch an Herder mit folgendem Brief:



Herder!

Sie würdigten meine Schriften Ihrer ernsten Aufmerksamkeit — ich weiß — Sie würdigen mein Tun einer größern. Meine Versuche haben Resultate hervorgebracht, die der Aufmerksamkeit der Weisesten und Edelsten im Lande wert sind. Die Schwierigkeiten, durch die ich mich habe durcharbeiten müssen, sind Ihnen gewiß nicht unbekannt — und ich weiß, Sie tragen gerne was in Ihrer Hand ist dazu bei, mich in die Lage zu setzen, den Überrest meiner Tage unter erleichterten ökonomischen Umständen meinen Endzwecken obliegen zu können. Sie werden diesen Endzweck durch Begünstigung meines Pränumerationsplans auf meine Unterrichtsbücher erzielen. Ich nehme mir desnahen die Freiheit Ihnen mitkommendes Blatt beizufügen, das ich an mehrere Männer Deutschlands, die sich für Beförderung der Menschenkenntnis und des Menschenglücks interessieren, abgehen lasse. Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit, und erlauben Sie, daß ich mit verehrender Hochachtung mich nenne

Euer Wohlgebohren

Burgdorf den 16ten Febr. 1803 — gehorsamster Diener Pestalozzi[40]

Das beigelegte Rundschreiben, das bisher in der Pestalozziliteratur unbekannt war, hat folgenden Wortlaut:

Der erprobte Gewinn, den meine Unterrichtsmethode dem Erziehungswesen zusichert, macht es mir zur Pflicht, Alles zu tun, was einerseits zur innern Vervollkommnung meiner Versuche, anderseits zur Ausbreitung ihrer Resultate etwas beitragen kann.

Die Publizierung meiner Unterrichtsmittel ist natürlich der erste Schritt zu beiden obigen Zwecken, und ich hoffe nicht mißverstanden zu werden, wenn ich diesen Schritt zu denselben zu benutzen suche.

Ich habe seit meinen Jünglingsjahren mich ununterbrochen und unermüdet bestrebt, die Mittel, dem Armen im Land eine bessere Handbietung leisten zu können, näher zu erforschen und zu

prüfen. Gott hat mein unablässiges Streben endlich mit hohem Segen gekrönt; ich bin besonders in den Mitteln, die Ausbildung des Geistes dem Armen im Land zu erleichtern, viel — sehr viel weitergekommen, als ich je geglaubt, daß es möglich wäre, hingelangen zu können; und indem ich mich jetzt einerseits wie noch nie in meinem Leben fähig fühle, und auf der andern Seite wie noch nie in meinem Leben verpflichtet finde, das Tun meines Lebens, so viel an mir liegt, zu seiner Vollendung zu bringen, hoffe ich jetzt eben so wenig mißverstanden zu werden, wenn ich dem Publikum, oder wenigstens dem ganzen Kreise von Menschen, die schon vor mehr als 20 Jahren in Lienhard und Gertrud mein Herz erkannten und meinen Zwecken Gerechtigkeit widerfahren ließen — unverhohlen eröffne: der Erfolg der Pränumeration auf meine Elementarbücher entscheidet über den Grad der Kraft, mit welcher ich forthin der Erreichung meiner Endzwecke entgegenzustreben im Stande sein werde. —

Seit Jahrhunderten sind Millionen verwendet worden, die Künste und Wissenschaften in Aufnahme zu bringen — und tausend und tausend Menschen haben sich von jeher an einander gekettet, um den Erfolg der diesfälligen Bemühungen des Menschengeschlechts zu sichern — aber mitten im wachsenden Steigen der Aufklärung des Menschengeschlechts werden die Mittel immer dürftiger, ärmlicher und zweideutiger, welche dem Armen im Lande das Notwendige seiner Bildung und seiner Erhaltung zusichern sollten. — Möchte mein Versuch ein Mittel sein, die ausgezeichneten Menschen meiner Zeit oder meiner Nachwelt für diese letzten Endzwecke eben so zu vereinigen, wie Künste und Wissenschaften lange ein Mittel waren, die ausgezeichneten Menschen für die Endzwecke einer einseitigen, und darum die Menschennatur nicht befriedigenden Geisteskultur zu vereinigen.

Nein! — ich hoffe nicht mißverstanden zu werden, wenn ich meinen diesfälligen Wunsch freimütig äußere: — Möchte das gegenwärtige Jahrhundert sich durch innere Veredelung dahin erheben, den wesentlichen Bedürfnissen der niedern Menschheit mit eben der Tätigkeit Handbietung zu leisten, welche das vergangene



gezeigt hat, um den Glücklichen unsers Geschlechts die Langeweile ihrer Übersättigung durch seine und ihre Entwürdigung zu verkürzen. —

Freunde! — es ist nicht um gegenseitige Höflichkeiten, es ist um das Wohl der niedern Menschheit zu tun — Ich muß Euch bitten, diese Zeilen als einzeln an Euch geschriebene Briefe anzusehen. So gern ich es täte, und so vielseitigen Nutzen ich daraus ziehen würde — so ist es mir ganz unmöglich, im Drang meiner jetzigen Lage meine Zeit mir durch Briefschreiben rauben zu lassen. —

Ich sage nichts mehr. — Mein Zweck ist groß, meine Lage für die Erreichung desselben etwas Wesentliches zu leisten, ist jetzt vorteilhaft — und das, was ich zur Erleichterung desselben bitte, ist eine Kleinigkeit. Es ist einem jeden Menschenfreunde leicht, in seinem Kreise ein paar Menschen zu finden, die ein oder mehrere Exemplare von meinen Methodenbüchern mit Nutzen brauchen und selbige lieber von mir als von einem Nachdrucker annehmen.

Ich erwarte den Erfolg meiner Bitte mit Vertrauen und mein Leben soll bis an mein Grab ein Denkmal meiner Dankbarkeit für jede Handbietung und ein dauernder Beweis der Unerschütterlichkeit meines Strebens nach meinem einzigen Ziele sein! —

Der Brief traf Herder in seinem letzten Lebensjahre. Daß er ihm irgendwelche Folge gegeben hat, ist nicht bekannt. Aber um die Durchführung Pestalozzischer Unterrichtsgrundsätze an den ihm unterstellten Schulen in Weimar hat sich Herder in diesen Jahren bemüht. Er soll mit Pestalozzi im Briefwechsel über die Ausgestaltung des Sprachunterrichts gestanden haben.[41] Und Herders Witwe schreibt an den Verfasser einer Rezension über eine anonym erschienene Schrift über Pestalozzi:

„Wissen Sie, daß unser Seliger den edeln, hochherzigen und geprüften Pestalozzi sehr hoch hielt? Er ging damit um, seine Lehrmethode in hiesigen Schulen, sowie sich's tun ließ, einzuführen. Leider hat er es nicht ausführen können.“[42]



Daß aber am Gymnasium in Weimar, das damals noch die gesamte Knabenschule der Stadt umfaßte, Versuche mit Pestalozzis Methode gemacht worden sind, ist zweifellos. K. A. Böttiger, der damalige Direktor, ein Allerweltsmann, der mit allen literarischen Größen seiner Zeit Beziehungen unterhielt, Wielands Redaktionsgehilfe am Merkur war, mit Herder zeitweise in vertrautem Umgang, mit Goethe wenigstens in gesellschaftlichem Verkehr lebte, hat das selbst angedeutet. Er interessierte sich lebhaft für Pestalozzi; in seinem Briefwechsel mit Geßner geschieht dessen öfter Erwähnung. Geßner wollte Pestalozzi veranlassen, „die wichtigsten Lagen seines Lebens“ für ihn zu schildern.[43] Es ist also keineswegs etwas Auffallendes, wenn Böttiger, durch Herder veranlaßt und unterstützt, an seiner Anstalt Versuche mit dem Pestalozzischen Lehrgang anstellte.

Im Oktober 1803 hielt sich J. E. Plamann, der während des Sommers bei Pestalozzi in Burgdorf geweilt hatte, auf seiner Rückreise nach Berlin in Weimar auf. Er hatte die Absicht, in Berlin eine Erziehungsanstalt nach Pestalozzischen Grundsätzen einzurichten und erhoffte dazu die Unterstützung der preußischen Regierung. Böttiger stellte ihm ein Empfehlungsschreiben an den Geh. Kabinettsrat Beyme aus. Er gebe die Empfehlung, sagte er darin, „nach der gewissenhaftesten Prüfung der Pestalozzischen Methode“.[44] Daß diese Prüfung nicht nur eine literarisch-theoretische war, sondern sich auf wirkliche Unterrichtsversuche gründete, wird aus dem Zusammenhang ersichtlich.

Pestalozzi selbst hat die in Weimar angestellten Versuche aufmerksam verfolgt. Schröder aus Königsberg, der

auf der Rückreise aus der Schweiz Weimar berührt hatte, erstattete ihm darüber Bericht. Pestalozzi antwortet ihm darauf: „Daß der Herzog sich für die Sache interessiert, ist wichtig; daß die Versuche in Weimar ihm nicht genügen, ist natürlich; wir werden einst laut über die . . . . reden müssen, die über diesen Gegenstand ausüben, was sie nicht gelernt haben.“[45]

Auf wen diese abfällige Bemerkung gemünzt ist, läßt sich nicht ermitteln; sicher nicht auf Herder. Ihn hat Pestalozzi aufrichtig verehrt; er erwähnt ihn noch mit dankbarer Anerkennung in der Lenzburger Rede von 1809.[46]

* * *

Bei seinem Aufenthalt in Leipzig ist Pestalozzi mit dem Buchhändler G. J. Göschen bekannt geworden; er hatte schon vorher mit ihm im Briefwechsel gestanden. Im Herbst desselben Jahres verlebte Göschen auf einer Schweizerreise mehrere Tage bei Pestalozzi auf dem Neuhof. „Ich bin bei Pestalozzi auf dem Neuhof am Fuß eines Gebirges in der schönsten Einsamkeit und in einer paradiesischen Luft,“ schreibt er am 10. Sept. 1792 an seine Gattin. „Pestalozzi lebt mit seiner Frau, seinem Sohn und seiner Schwiegertochter und macht unter seinen Stieren mit seiner Landwirtschaft eine patriarchalische Familie.“[47]

Im Verlage Göschens war 1787—1791 die erste Gesamtausgabe von Goethes Werken erschienen; Göschen war dadurch mit Goethe in engeren Verkehr gekommen. Es liegt nahe, anzunehmen, daß das eben zum Abschluß gekommene erste große Geschäft des jungen Verlegers, von dem er



weittragende Erfolge erhoffte, Gegenstand des Gesprächs zwischen ihm und Pestalozzi gewesen ist. Verhandelte doch Göschen mit Pestalozzi selbst über einen literarischen Plan. In dem von Göschen verlegten historischen Kalender für Damen erschien in diesen Jahren Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Für die nächsten Jahrgänge mußte Göschen neue Mitarbeiter werben, da er nicht darauf rechnen durfte, daß ihm Schiller ein weiteres historisches Werk liefere. Er gedachte eine Darstellung der Reformation zu bringen und glaubte in Pestalozzi einen geeigneten Autor dafür zu finden.[48] Alsbald nach seiner Rückkehr aus der Schweiz hat er Schiller von seinem Vorhaben in Kenntnis gesetzt. Dieser aber hat ihm dringend abgeraten, und zwar sowohl was den in Aussicht genommenen Gegenstand wie den Schriftsteller betrifft.

Am 14. Okt. schrieb er ihm:

Ob Sie mit Pestalozzi nichts wagen — und ob es überhaupt ratsam ist, die Reformation zum Gegenstand zu nehmen (die nur bei einer äußerst glücklichen genialischen Behandlung Interesse erwecken kann) ist eine Frage, die ich Ihnen aufwerfe und in scharfe Überlegung zu nehmen rate. Erstlich möchte ich schon einen Zweifel darüber aufwerfen, ob es gut ist, in der Kalenderform fortzufahren, da diese Schriften ihre Neuheit verloren, da Sie darin viele Nebenbuhler haben, und die Caprice der Mode gar zu wandelbar ist.

Zweitens glaube ich, wäre es besser, wenn Sie jetzt (im Fall Sie auf einem Kalender bestehen) eine leichtere, allgemeiner anziehende Materie erwählten — denn noch einmal, an der Reformation wird und muß unser Pestalozzi scheitern. Diese Geschichte muß mit philosophischem, völlig freiem Geiste geschrieben sein; von der Schreibart nicht einmal zu reden, die hier leichter als bei einer jeden andern Materie ins Trockene fallen muß.

Ich habe mich auf einen andern Mann dafür besonnen, aber ich gestehe, daß ich keinen finde; doch so gut und besser als Pestalozzi diesen Stoff behandeln kann, würden zehen andre ihn behandeln. Sehr gerne will ich mich als Herausgeber und Vorredner dabei melden, wenn Ihnen dadurch ein Gefallen geschieht, aber Sie begreifen selbst, daß ich dies nur alsdann tun kann, wenn der Verfasser des Kalenders die Reformation nicht aus einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkt, als ich, betrachtet, und dies, fürchte ich, wird bei Pestalozzi sehr der Fall sein. Ich muß gestehen, daß es mir sehr leid tun würde, wenn diese herrliche Gelegenheit, auf die Vorstellungsart der ganzen Deutschen Nation von ihrem Religionsbegriff zu wirken, und durch dies einzige Buch vielleicht eine wichtige Revolution in Glaubenssachen vorzubereiten, nicht benutzt werden sollte. Jetzt über die Reformation zu schreiben, und zwar in einem so allgemeingelesenen Buch, halte ich für einen großen politisch wichtigen Auftrag, und ein fähiger Schriftsteller könnte hier ordentlich eine welthistorische Rolle spielen.[49]

Und am nächsten Tage berichtet er an Gottfried Körner:

Göschen hat die sonderbare Idee, die Geschichte der Reformation, die der nächste Kalender enthalten soll, von Pestalozzi schreiben zu lassen. Da ich sie nicht schreiben muß, so könnte mir das einerlei sein — aber er möchte noch gern meinen Namen vor dem Kalender haben, und bittet mich, seinen Mann in einer Vorrede förmlich einzuführen. Ich fürchte aber, Pestalozzis Gesichtspunkt ist den meinigen schnurgerade entgegengesetzt und unter dieser Voraussetzung werde ich ihm diesen Dienst nicht leisten können. Sonst täte ich es nicht ungern, wenn die Arbeit gut würde — denn bezahlen müßte mir Göschen auf jeden Fall diese Gefälligkeit. Ich habe indessen nicht nur von Pestalozzi, sondern vom ganzen Kalender abgeraten.[50]

Schiller hat jedenfalls Pestalozzis Befähigung richtig eingeschätzt. Auffallend ist nur, daß er ein so sicheres Urteil

über ihn hatte; er muß wohl Lienhard und Gertrud gekannt haben;[51] ja die Bezeichnung „unser Pestalozzi" läßt intimere Beziehungen vermuten. Schiller reiste in der zweiten Aprilwoche 1792 über Leipzig nach Dresden. In Leipzig hielt er sich mehrere Tage auf. Wir wissen, daß Pestalozzi zu der gleichen Zeit in Leipzig war.[52] Da beide mit Göschen verkehrten, liegt die Annahme sehr nahe, daß sie sich durch dessen Vermittlung persönlich kennen gelernt haben.

Vielleicht ist Schiller auch durch seine Gattin auf Pestalozzi hingewiesen worden, die, wie wir sehen werden, während ihres Aufenthalts in der Schweiz mit dem Lavater-Pestalozzikreis in Berührung gekommen war. Daß sie auch später Interesse an Pestalozzi nahm, beweisen die von der Gräfin Schimmelmann an sie gerichteten Briefe. Diese edle Frau, der Mittelpunkt der dänischen Schillerverehrer, nahm an Pestalozzis Bestrebungen lebhaften Anteil. Auf ihre Anregung hatte die dänische Regierung 1803 zwei Schulmänner zu Pestalozzi nach Burgdorf gesandt, um sie in dessen Methode ausbilden zu lassen. Pestalozzi knüpfte bald darauf einen Briefwechsel mit der Gräfin Schimmelmann an und setzte ihr auf ihr Ersuchen in einer Denkschrift die Hauptpunkte seiner Ansichten über Jugend- und Volksbildung ausführlich auseinander.[53] Sie hatte hierfür lebendiges Interesse, ihr Gemahl war mit ihr eines Sinnes und auf die Verbesserung der Schulen auf seinen Gütern in Jütland eifrig bedacht.[54] Am 24. Dez. 1802 schreibt sie an Schillers Gattin:

Pestalozzis neue Schule hat für mich einen großen Reiz; schon lange las ich Pestalozzis Schriften mit einer ganz eigenen

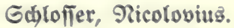
Empfindung von Rührung, Interesse und Hoffnung. Jetzt folge ich ihm so gern auf der Spur; es ist ein eigener Gang, der für mich viel Anziehendes hat. Die Schule in Burgdorf ist wahrlich ein Phänomen von sehr bedeutender Art, so scheint es mir. Lesen Sie doch des Professors Ith Bericht darüber, vor allem aber Pestalozzis Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt."

Und ein Jahr später preist sie nochmals Pestalozzis Methode des Elementarunterrichtes als vorzügliches Mittel, Fleiß, Energie und Charakterfestigkeit in der Jugend zu begründen.[55]

Diese Briefstellen lassen darauf schließen, daß Pestalozzi ein Gegenstand gemeinsamen Interesses in beiden Familien war.

Als ein Nachklang der Beziehungen von Schillers Familie zu Pestalozzi mag es angesehen werden, daß Schillers ältester Sohn Karl im Herbst 1811 auf einer Schweizerreise neben anderen Personen, die seinen Vater gekannt und verehrt hatten, auch Pestalozzi besuchte. Seine Mutter erzählt der Prinzessin Karoline Luise von Weimar in einem Briefe, Pestalozzi habe ihn geküßt. „Da er die Stelle unterstrichen hat, so muß es etwas Besonderes sein," schreibt sie.[56]

So gibt es viele Spuren des unmittelbaren und mittelbaren Verkehrs zwischen Pestalozzi und Goethes großen Freunden. Daß damit auch mannigfache Berührungspunkte zwischen Goethe und Pestalozzi selbst geschaffen worden sind, ist natürlich und bedarf keines näheren Nachweises.



2. Verwandte.

Goethes Schwager Joh. Georg Schlosser hatte für Fragen der Volksbildung ein lebhaftes Interesse. Er war mit Iselin befreundet und Mitarbeiter an dessen Ephemeriden. In dieser Zeitschrift veröffentlichte er Briefe über die Philanthropine, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Sie veranlaßten den edeln Berner Landvogt Nic. Em. Tscharner zu seinen Briefen über die Armenanstalten auf dem Lande, die gleichfalls in Iselins Ephemeriden erschienen. Pestalozzi wurde durch diese Briefe angeregt, sich mit Tscharner in Verbindung zu setzen; stand doch die von Tscharner behandelte Angelegenheit in engster Beziehung zu seinen Veranstaltungen auf dem Neuhof. So entstanden Pestalozzis Briefe über die Erziehung der armen Landjugend, die Iselin 1777 ebenfalls in die Ephemeriden aufnahm. Schlosser ist dadurch auf Pestalozzi aufmerksam geworden.[67]

Ein inniges Freundschaftsverhältnis entwickelte sich zwischen Pestalozzi und dem Schwiegersohn Schlossers, dem spätern preußischen Staatsrat Georg Heinr. Ludw. Nicolovius. Er hatte Pestalozzi 1791 in Zürich persönlich kennen gelernt und ihn dann auf dem Neuhof besucht. An allen seinen Plänen und Hoffnungen nahm er regen Anteil. Er hielt Pestalozzi für „ein Genie, das Wahrheiten gefunden hat, die auch bei den vielseitigsten Ansichten sich bewähren müßten". Hauptsächlich ihm ist es zuzuschreiben, daß nach der Niederlage Preußens 1806 die Unterrichtsverwaltung des in Trümmer geschlagenen Staates, in der er eine hervorragende amtliche Stellung einnahm, zur Reorganisition des Volks-

schulwesens Pestalozzis Mithilfe suchte und dieser also an der Wiedergeburt Preußens einen bedeutsamen Anteil nehmen konnte.[58]

„Endlich, mein alter, ehrwürdiger, nie vergessener Freund, erlebe ich die Freude, einige Strahlen deines Lichtes hieher in mein fernes Vaterland geleitet zu sehen ... Hilf uns gern! Wir wollen das Werk, das Du hier stiften sollst, mit frommem Herzen pflegen; das Samenkörnlein soll zum Baume werden, in dessen Schatten das Volk sich labet," schrieb damals Nicolovius an Pestalozzi. Und einige Monate später: „Wir werden aufleben in Deinem Licht und Du wirst auch in uns Wunderkräfte wirken."[59] Der Briefwechsel zwischen beiden Männern ist ein schönes Zeugnis hingebender Teilnahme und Einigkeit in der erhabenen Auffassung des Erzieherberufs.[60]

Daß weder das Interesse seines Schwagers Schlosser, noch die Begeisterung Nicolovius' in Goethe einen Widerhall fand, darf nicht wundernehmen. Er ist weder mit Schlosser noch mit Nicolovius innerlich näher zusammengekommen. Das Verhältnis zu beiden bestand mehr in einer auf einen etwas kühlen Ton gestimmten Achtung.

Dagegen gehörte zu dem engsten Kreise derer, die sich an Goethes dichterischen Bekenntnissen erbauten und sein besonderes Vertrauen besaßen, eine Verwandte von Pestalozzis Gattin Anna, geb. Schultheß. Goethes Freundin Barbara Schultheß, in mundartlicher Abkürzung des Namens „Bäbe" genannt, war vermählt mit dem Kaufmann David Schultheß zum Schönenhof in Zürich; er war ein Mitglied der vielverzweigten Patrizierfamilie Schultheß



und als solcher verwandt mit der Familie von Pestalozzis Gattin. Goethes intime Beziehungen zu Bäbe Schultheß sind bekannt. Er sandte ihr von einer großen Anzahl seiner Gedichte die ersten und oft die einzigen Abschriften, sie war die erste, die Tasso in der ältesten Gestalt erhielt.[61]

Von einem regeren Verkehr des Ehepaares Pestalozzi mit Bäbe Schultheß sind keine ausführlichen Nachrichten überliefert; nur Spuren deuten darauf hin, daß ein verwandtschaftlicher Umgang stattgefunden hat. Auf der Stadtbibliothek in Zürich befinden sich Silhouetten von Pestalozzi und seiner Gattin aus der ersten Zeit ihrer Ehe. Sie sind durch die Nachkommen von Bäbe Schultheß der Bibliothek überwiesen worden, stammen also jedenfalls aus ihrem Nachlaß.[62]

Aber Goethes Gedankenwelt und dichterisches Schaffen ist Pestalozzi und seiner Gattin, wenn nicht durch Bäbe Schultheß selbst, so doch durch gemeinschaftliche Freunde nahe gebracht worden. Dr. Hotze in Richterswil, der Oheim Pestalozzis, gehörte zu diesen und ebenso Frau Franziska Romana von Hallwil, die vertrauteste Freundin von Pestalozzis Gattin.[63] Diese, wie auch Pestalozzi selbst, haben oft längere Zeit auf dem Hallwiler Schloß als Gäste geweilt. Barbara Schultheß wiederum nahm mit ihren Töchtern gern den Sommer-Landaufenthalt in Seengen am Hallwilersee. Hier war eine Schwester ihres Gatten mit dem Ortspfarrer Wilh. Schinz vermählt. Schinz war einer der ältesten Freunde Pestalozzis, als Mitglieder der Schinzmacher Vereinigung standen beide in regem Verkehr. Barbara Schultheß sprach in der Sommerfrische auch oft freundschaft-



lich bei der Schloßherrin von Hallwil vor.[64] In dem Herüber und Hinüber der Gedanken zwischen diesen Personen mag Goethe ein gern gepflegter Unterhaltungsstoff gewesen sein.

3. Der Züricher Kreis.

Zu Pestalozzis Vaterstadt Zürich, zu den Bewohnern der Stadt und Landschaft hat von den literarisch hervorragenden Deutschen keiner so zahlreiche, enge und dauernde Beziehungen gehabt wie Goethe. Er war hier mit Unterbrechung durch eine achttägige Wanderung ins Gebirge einen vollen Monat im Sommer 1775, anfangs zusammen mit den Brüdern Stolberg und dem Grafen Haugwitz, vier Jahre später mit dem Herzog Karl August im November etwa 10 Tage, und im Herbst 1797 verlebte er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Heinrich Meyer herrliche Tage am Züricher See. Während seines dreimaligen Aufenthaltes in der Züricher Landschaft hat er viele Personen kennen gelernt, die zu Pestalozzis Freundeskreis gehörten, die mit diesem und seiner Frau in näherem Verkehr standen.

Zunächst ist Lavater zu nennen. Bei seiner ersten Anwesenheit in Zürich wohnte Goethe in dessen Hause und lebte mit ihm in der innigsten Gemeinschaft. Auch 1779 war der persönliche Verkehr mit ihm von der gleichen Herzlichkeit. Pestalozzi war damals literarisch noch nicht so bekannt, daß er in den Gesichtskreis Goethes getreten wäre; seine literarische wie pädagogische Bedeutung begann erst, als Goethe bereits mit Lavater gebrochen, als er „unter dessen Existenz einen großen Strich gemacht hatte“.[65]



Daraus ist es auch erklärlich, daß in dem Briefwechsel Goethes mit Lavater Pestalozzis keinerlei Erwähnung geschieht. Aber es wäre unnatürlich, wenn er in dem mündlichen Verkehr der Freunde nicht dann und wann erwähnt worden wäre und wenn anderseits Pestalozzi durch Lavater nicht allerlei Intimes über Goethe erfahren hätte.

Mit Lavater und seinem Anhang befreundet war der schon erwähnte, als Mensch wie als Arzt gleich vortreffliche Dr. Johannes Hotze in Richterswil. Goethe besuchte ihn auf der Wanderung nach Maria-Einsiedeln und wurde von ihm mit seinen Reisegenossen „aufs Beste bewirtet, aufs Anmutigste und Nützlichste auch über die nächsten Stationen der Wanderung unterhalten“. In Dichtung und Wahrheit schreibt Goethe über ihn:

„Er besaß als Arzt, als höchst verständiger, wohlwollender Mann ein ehrwürdiges Ansehen an seinem Orte und in der ganzen Gegend, und wir glauben sein Andenken nicht besser zu ehren, als wenn wir auf eine Stelle in Lavaters Physiognomik hinweisen, die ihn bezeichnet.“[66]

Hotzes Profil befindet sich im 2. Bande der Physiognomik S. 215; der Text dazu lautet: „Viel feiner, aber nicht weniger heiter, treu, redlich, zuverlässig, ergeben ist das untere schattierte Profil von einem trefflichen Landsmann unsers Kantons. Der äußere Umriß, obgleich er viel verloren haben muß, ist eines wirklich großen Mannes.“

Goethe wiederholte seinen Besuch bei Hotze in Gemeinschaft mit dem Herzog 1779. Letzterem flößte Hotze besondere Achtung ein. Karl August versuchte 1785 vergeblich, ihn als Leibarzt nach Weimar zu ziehen.[67] Ein Jahr nach

Goethes und Karl Augusts Besuch weilte Knebel wiederholt bei Hotze, an den ihn Goethe und Karl August empfohlen hatten.[68] In den guten Ratschlägen, die Goethe Knebeln für seine Schweizerreise gibt, sagt er: „Von da (Zürich) laß Dich auf Richterswil führen zum Dr. Hotze, ein sehr braver und liebevoller Mann," und in einem an Knebel nach Zürich gerichteten Briefe schreibt er: „Hotze ist ein gar guter Mann und muß Dir besonders wohlgetan haben. Ein Büstchen und auch den Sockel für ihn will ich besorgen."[69]

Hotze, der demnach nicht nur flüchtige Bekanntschaft mit Goethe, Karl August und Knebel gemacht hatte, sondern dauernde Beziehungen zu Weimar unterhielt, war der Oheim Pestalozzis: ein Brudersssohn seiner Mutter. Er hat Pestalozzi in den verschiedensten Zeiten seines Lebens mit wohlwollender Fürsorge unterstützt. Nach seinem Abgang von der Schule verweilte der junge Pestalozzi längere Zeit in dem Hause seines Verwandten;[70] aus dem Briefwechsel zwischen Pestalozzi und seiner Braut Anna Schultheß wissen wir, daß er die beiden Liebenden unermüdlich mit Rat und Tat unterstützte und sich eifrig bemühte, die Hindernisse zu beseitigen, die Annas Eltern der Verbindung mit Pestalozzi, der noch ohne gesicherte Lebensstellung war, entgegensetzten: er muntert die Braut in einem Briefe „ganze vier Seiten lang voll Freundschaft" auf, fordert von ihr ein andermal „eine ausführliche Beschreibung von der Ursache des Aufschubs", wird von den Liebenden gebeten, den widerwilligen Eltern die Werbung Pestalozzis zu überbringen.[71] Die Brautleute wiederum nehmen herzlichen Anteil, als in der Familie des Verwandten die Not ein-



bricht, sie wissen, daß sie ihm „alles schuldig" sind, und Pestalozzi ist bereit, eines seiner Kinder zu sich zu nehmen.[72] Und als später in der jungen Ehe Pestalozzis wirtschaftliche Schwierigkeiten entstehen, ist Hotze der treue Helfer: „Wir waren um Geld verlegen; der Bote brachte aber unerwartet 6 L. von Dr. Hotz, dessen Freundschaft jede Probe hält,"[73] heißt es in dem gemeinschaftlichen Tagebuch der beiden Gatten. Nach dem Fehlschlagen von Pestalozzis Unternehmungen auf dem Neuhof hat dieser wiederholt längere Zeit in dem gastfreundlichen Hause zu Richterswil Unterkunft gesucht, z. B. den ganzen Winter 1793/94, wo er den zeitweilig auf Reisen abwesenden Oheim in der Führung des Hauswesens vertrat.[74]

Wir denken uns gern, daß er bei all diesen Gelegenheiten öfters aus dem Munde des freundlichen Wirtes von Goethe und von Weimar gehört hat.

Zu den intimsten Freunden Lavaters gehörte der ebenfalls schon wiederholt genannte Joh. Konrad Pfenninger, von 1775 an Diakonus an der Waisenhauskirche in Zürich. An Goethe hatte er, jedenfalls nach der Wertherlektüre, ein Jahr vor dessen Schweizerreise brieflich einen Bekehrungsversuch gemacht, worauf ihm der Dichter in jenem herrlichen Brief vom 26. April 1774 sein freies religiöses Bekenntnis ablegte.[75] Aber die Differenz in den religiösen Anschauungen verhinderte nicht, daß die beiden bei Goethes Anwesenheit in Zürich in lebhaften persönlichen Verkehr traten und durch Lavaters Vermittelung auch später im Verkehr blieben. „Grüß Pfenninger", ist eine fast ständige Bemerkung in Goethes Briefen an den Züricher Freund.

Auch Goethes Mutter war ihm gewogen und sandte ihm durch Lavater wiederholt Grüße;[76] Goethes Schwager Schlosser betrachtete ihn wie Lavater als treuen Freund, seine Briefe sind wiederholt an beide gerichtet.[77] Jedenfalls hat 1779 auch Karl August Pfenninger kennen gelernt, er trug im folgenden Jahr Knebel Grüße an ihn auf.[78] Später versprach er ihm auf Vorstellung Lavaters die Sorge für eines seiner zahlreichen Kinder und sandte ihm als Erziehungsbeihilfe wiederholt ansehnliche Geldsummen.[79]

Pfenninger gehörte nun gleichzeitig, wie bereits erwähnt worden ist, zu den Jugendfreunden Pestalozzis. Oft kehrte dieser im Pfarrhause zum Fraumünster, dem Vaterhause Pfenningers, ein, auch später, wenn er vom Neuhof nach Zürich kam. Und Pfenninger ist wiederum öfters Pestalozzis Gast, Briefübermittler und Grußträger an dessen Braut. „Den Augenblick geht Pfenninger von mir weg; ich hatte einen angenehmen heitern Tag mit ihm genossen, aber jetzt ist es zu spät, zu sagen, wie glücklich ich in den freundschaftlichen Armen dieses Redlichen das Glück empfunden, bald das Glück einer zärtlichen Ergießung des Herzens täglich in Deinen Armen zu genießen. Ich kann Dir heute unmöglich mehr schreiben, Pfenninger erzählt Dir, wie sehr glücklich ich in vielen Beziehungen bin," schreibt Pestalozzi einmal an seine Geliebte.[80] Für das junge Paar sind später die Besuche Pfenningers auf dem Neuhofe immer eine besondere Freude. „Am Donnerstag kam Pfenninger und blieb bis Samstag morgen. Mit letzterem hatten wir viele Freude," schreibt Pestalozzi in sein Tagebuch.[81] Er begleitet den Freund am Tage der Abreise und übernachtet



mit ihm unterwegs. Daß die Freundschaft bis zum Tode Pfenningers (1792) anhielt, wissen wir von Nicolovius. Pfenninger führte diesen 1791 Pestalozzi zu. Nicolovius zählt zu den Getreuen, die Pestalozzi in Zürich übrig geblieben waren, in erster Linie Pfenninger.[82] Und Pestalozzi bewahrte diesem die Treue bis über den Tod. Nach dem frühen Ableben des Freundes nahm er eins von dessen neun Kindern, Martha, in sein Haus. Sie wurde später die Gattin Hennings, der als „preußischer Eleve" bei Pestalozzi weilte.[83]

In den Gesprächen der Freunde haben Goethe und die zu ihm gehörten sicher eine Rolle gespielt.

Eine der originellsten Gestalten in der Landschaft Zürich war der Bauer Kleinjogg (Klein Jakob) in Wermetswil, „der das Hüttenideal und das Geßnersche Idyll zu verkörpern schien".[84] Goethe besuchte mit Lavater und seinen Reisegenossen diesen „philosophischen Bauer", dessen Bild er schon vorher in Lavaters Physiognomik kennen gelernt hatte. In einem an demselben Tage geschriebenen Briefe an die Laroche bekennt er, „eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt, aus der wir auch entsprossen sind", kennen gelernt zu haben. Er sei „ohne Ideen von ihm hingegangen und reich und zufrieden zurückgekehrt".[85] Goethe führte auch 1779 Karl August zu Kleinjogg, denn der Fürst wollte, wie die „Schweizerischen Nachrichten" damals schrieben, „sich von dem stillen, eingezogenen Leben eines freien Bauern Begriff machen und überhaupt das kennen lernen, was Fürsten von seiner Geburt übersehen und in ihrer Kenntnis unwürdig glauben und doch so mensch-

lich ist“.[86] Ein Jahr später bewirtete Kleinjogg auch Knebeln.[87]

Pestalozzi gehörte zu den begeisterten Verehrern Kleinjoggs. Er zählte ihn neben seinem Lehrherrn Tschiffeli zu den „patriotischen Bürgern“, die sich „so vorzüglich auszeichneten“ und die Landeskultur heben.[88] Er kehrte wiederholt bei ihm ein und ergänzte dort seine landwirtschaftlichen Kenntnisse.

Ich habe den Berner Kleinjogg besucht. Ich war wohl zwei Tage bei ihm, ich hatte viel Vergnügen und Nutzen, ich arbeitete mit ihm. Er ist ein Mann voll natürlicher Offenherzigkeit und gerade, sein Blick ist heiter und ruhig, seine Einfalt ist edel und sein Anblick sagt laut, daß seine Seele sich keiner Laster und keiner Verstellung bewußt ist. Ich war nicht drei Minuten bei ihm, so duzte er mich und forderte, daß ich es auch tue. Ich habe wichtige Entdeckungen für meinen Beruf bei ihm gemacht.[89]

Goethes Interesse für die bildende Kunst wurde in Zürich befriedigt durch die Kunsthandlung von Kaspar Füßli, in die er, wie auch bei seinem letzten Aufenthalt in Zürich, wiederholt eintrat. Durch Lavater lernte er auch Zeichnungen von Kaspar Füßlis Bruder, Johann Heinrich Füßli, der später in London als Historienmaler zu großem Ansehen gelangte, kennen und schätzen. Sehr gern hätte er von diesem einen Entwurf zu dem Denkmal gehabt, das er zum Andenken an die mit dem Herzog ausgeführte Schweizerreise und die wohltätigen Wirkungen, die die Reise auf diesen ausgeübt hatte, in dem im Entstehen begriffenen Park zu Weimar aufzurichten gedachte. Schon auf der Heimreise beschäftigte ihn dieser Plan lebhaft und in einem zu Schaffhausen geschriebenen langen Briefe bittet er

Lavater um seine Vermittelung: „Du möchtest Füßli bereden können, daß er aus seinem ungeheuren Reichtum etwas zu diesem guten Werke herüber gäbe. . . . Seitdem ich aber Füßlis letzte Sachen gesehen habe, kann ich Dich nicht loslassen, Du mußt versuchen, ob Du ihn bewegen kannst, eine Zeichnung dazu zu machen“.[90]

Füßlis Mitarbeit ist nicht zu erlangen gewesen. Aber für uns ist es von Interesse, daß Goethe gerade in dem Jahre mit Joh. Füßli in Verbindung getreten ist, in dem dieser auf Pestalozzis Lebensgang einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt hat. Pestalozzi hatte in seinen Jugendjahren mit J. H. Füßli gemeinschaftlich in der Gesellschaft zur Gerwe für Recht und Freiheit geschwärmt, mit dem jüngeren Bruder Kaspar war er innig befreundet. Er nennt ihn seiner Braut gegenüber mit Lavater zusammen als denjenigen, zu dem er das meiste Zutrauen habe und spricht von dem guten Einfluß, den Füßli auf ihn ausübe. Aus dem Briefwechsel Pestalozzis mit seiner Braut wissen wir, daß Kaspar Füßli nicht nur sein innigster Vertrauter in Herzensangelegenheiten, sondern auch sein zuverlässiger Berater in wirtschaftlichen Dingen war.[91] Und Füßli blieb ihm treu, auch als Pestalozzi in bedrängte Vermögensverhältnisse gekommen war und manche seiner früheren Freunde sich von ihm als von einem weltenfernen Träumer zurückzogen. Im „Schwanengesang“ erzählt Pestalozzi, Füßli sei in diesem Zeitpunkte beinah noch der einzige Mensch gewesen, „mit dem er über seine Lage ein herzliches und teilnehmendes Wort habe reden können“. Pestalozzis äußere Verhältnisse hatten sich immer ungünstiger gestaltet. Da brachten ihn



1779 die Gebrüder Füßli auf einen andern Weg. Pestalozzi hatte in einem launigen Augenblick einen Aufsatz geschrieben, in dem er eine modische Neuerung in der Stadtverwaltung Zürichs ins Lächerliche zog. Er zeigte den Aufsatz Kaspar Füßli, und auf dessen Tisch fand ihn Johann Heinrich, der Maler, der damals vor seiner Übersiedelung nach London in seiner Vaterstadt weilte. Er sah die Blätter mehrere Mal durch und sagte dann zu seinem Bruder: „Dieser Mensch kann sich helfen, wie er will, er hat Talent, auf eine Art zu schreiben, die in dem Zeitpunkt, in dem wir leben, ganz gewiß Interesse erregen wird; muntere ihn dazu auf und sage ihm von meiner Seite, er könne sich als Schriftsteller ganz gewiß helfen, wenn er nur wolle."

Pestalozzi ist nach seiner eigenen Darstellung durch diese Aufmunterung Füßlis veranlaßt worden, Lienhard und Gertrud in Angriff zu nehmen.[92] Die Gebrüder Füßli haben ihm also die Augen über seine schriftstellerische Befähigung geöffnet.

Sichere Spuren deuten darauf hin, daß Pestalozzi mit noch anderen Personen aus Goethes schweizerischem Bekanntenkreis in Verbindung gestanden hat. Er schwankte, ob er dem Grafen Haugwitz oder Christoph Kaufmann Lienhard und Gertrud widmen sollte.[93] Haugwitz war der Reisegenosse Goethes auf der ersten Schweizerreise, und Kaufmann, der Schwager Pfenningers, in der Sprache der Sturm- und Drangzeit mit dem Namen „Kraftapostel" belegt, weilte 1776 längere Zeit in Weimar und trat dabei Goethe und Karl August näher.[94]

Johann Konrad Heidegger, der Seckelmeister und spätere



Züricher Bürgermeister, dessen Kunstsammlungen Goethe sowohl bei dem ersten wie bei dem zweiten Züricher Aufenthalt besuchte,[95] war mit der Familie von Pestalozzis Braut befreundet und gehörte zu denen, die sich bei deren Eltern für den ihnen wenig willkommenen Schwiegersohn verwendeten.[96]

Auch mit dem berühmten Arzt Joh. Georg Zimmermann, von dessen Eigenart Goethe im Anschluß an sein Zusammensein mit ihm in Dichtung und Wahrheit ausführlich erzählt, waren Pestalozzi und seine Braut bekannt. Zimmermann war damals noch in Brugg ansässig, also in der Nähe von Pestalozzis Gut. Daß später Zimmermanns kranker Sohn Jakob im Hause Dr. Hotzes in Pflege war, mag ihn auch weiter dem Ehepaar Pestalozzi in Erinnerung erhalten haben.[97]

Und mit all den Familien der Escher, Hirzel, Heß, Orell, Geßner, in denen Goethe 1775 und 1779 Gast war, ist das Leben Pestalozzis und seiner Braut und späteren Gattin loser oder enger verflochten gewesen.

Auf alle Fälle haben die genannten Personen eine Art geistiger Vermittelung zwischen Goethe und Pestalozzi hergestellt; daß Pestalozzi durch sie mehr von Goethe vernommen hat als Goethe von ihm, liegt in der Natur der Sache.

Als Goethe zum dritten Male in der Schweiz war, hatte er zu längerem Aufenthalt einen Ort gewählt, der in der Lebensgeschichte Pestalozzis wichtig geworden ist: Stäfa am Züricher See, die Heimat seines Kunstfreundes Johann Heinrich Meyer. Es war im Jahre 1797. Die Revolution hatte von Frankreich her ihre Wellen nach der Schweiz

geschlagen. Das Züricher Landvolk war in starker Erregung gegen die Stadt, die an einem mittelalterlichen Regierungssystem mit Zähigkeit fest hielt. Stäfa war der Mittelpunkt der Unruhen. Pestalozzi, der auch in diesen Jahren öfters in der Gegend des Züricher Sees weilte, wurde persönlich in sie verwickelt. Er stand in dem Verdacht, ein „Memorial“ verfaßt zu haben, das die Wünsche des Landvolks in ungestümer Art der Regierung zum Ausdruck brachte. Der Verdacht war ungerechtfertigt, und es gelang Pestalozzi, sich von ihm zu reinigen. Im Verein mit Lavater, mit dem er in der Angelegenheit einen längeren Briefwechsel führte, war er dann unermüdlich tätig, um die aufgeregten Gemüter zu beruhigen und für die gefangen gehaltenen Anstifter Begnadigung zu erwirken.[98] Später, als die Wogen des Aufstandes hochgingen, schlug er, mit der cocarde bon patriote angetan, seine Wohnung in Stäfa auf.[99]

Goethes Aufenthalt in Stäfa fiel mitten in diese bewegte Zeit. Aber er kümmerte sich nicht um die Stäfner Händel. Die Sehnsucht nach dem Süden hatte ihn von Weimar weggetrieben, und Stäfa sollte vielleicht nur eine Station auf der Reise nach dem Lande der Sonne sein. So genoß er in ruhiger Beschaulichkeit mit seinem geliebten Meyer, der eben aus Italien zurückgekehrt war, dessen von dorther mitgebrachte Kunstsammlungen. Mit Betrachten, Erzählen, Beurteilen und Erörtern verbringen die Freunde Tage und Wochen; die herrliche Lage und reiche Kultur des Ortes entzücken Goethe immer von neuem, auf einer mit Meyer unternommenen Reise nach dem Vierwaldstätter See und dem Gotthard gibt er sich ganz der großen Natur

hin und überläßt sich der Erinnerung an die Zeit, da er vor bald einem Vierteljahrhundert die gleichen Wege gezogen war. Nach der Rückkehr vom Gotthard richtet er sich nochmals in Stäfa häuslich ein; er hat nicht übel Lust, den Winter über hier zu bleiben. Die politischen Unruhen erwähnt er nur einmal vorübergehend in einem Briefe an den Geheimen Rat Voigt in Weimar.[100] So mag es kommen, daß der Name Pestalozzi nur flüchtig an sein Ohr gedrungen ist. Mit Lavater hatte er bereits gebrochen: er ging in den Straßen Zürichs als Fremder ohne Gruß an dem ehemaligen Freunde vorüber. Von Stäfa fuhr er zu Schiff nach Richterswil, freute sich an dessen Lage, betrachtete mit Interesse den aufblühenden Ort und seine vielen neuen Häuser: das Dr. Hotzes, in dem er vor Jahrzehnten wiederholt Gastfreundschaft genossen hatte, erwähnt er aber nicht in seinem Reiseberichte.

Eine neue Verbindung zwischen seinem weimarer Freundeskreis und Zürich war einige Jahre vorher geschlossen worden; wie bereits erwähnt, hatte sich Wielands Tochter Charlotte, sein Patenkind, mit dem Buchhändler Heinrich Geßner vermählt. Goethe suchte sie auf und verlebte in ihrer Familie einen Tag.[101]

Wenn aber demnach auch sein Sinnen und Denken weit abgekehrt war von dem, was damals Lavater und Pestalozzi bewegte, wenn die innere Entfremdung von dem Lavaterschen Kreise, die schon seit Jahren stetig fortgeschritten war, zum offenen Bruch führte: daß er gerade im Herbst 1797 an dem Orte weilte, wo sich Pestalozzi in edelm Patriotismus für das Wohl seines Heimatskantons in



den Strudel des politischen Kampfes stürzte, ist immerhin für uns bemerkenswert. Daß er von Pestalozzis Bemühungen gehört hat, ist sicher anzunehmen. Geßners Gattin wird ihm auch berichtet haben, daß ihr Mann in Pestalozzi einen neuen Autor gewonnen habe. Vielleicht hat einige Jahre später ihm Meyer, der ja in Weimar sein Hausfreund wurde, auch davon erzählt, daß die Ortsschule in Stäfa von einem Schüler Pestalozzis verwaltet werde. Es war der erste Erfolg, den Pestalozzi in dieser Richtung errungen hatte.[102] Daß Meyer den Freund über derartige Angelegenheiten seines Heimatlandes auf dem Laufenden hielt, läßt eine aus späterer Zeit stammende Tagebuchnotiz Goethes erkennen: Abends Hofrat Meyer: Bericht über Fellenberg, Pestalozzi und anderes Verwandte.[103]

4. Klänge aus Weimar.

Aber auch zu Pestalozzi drangen öfters Nachrichten über Weimar und den, der dort der geistige Mittelpunkt war. Und zwar zunächst durch Vermittelung seines Oheims Hotze in Richterswil. Im Frühjahr 1783 reiste Frau von Lengefeld mit ihren beiden Töchtern Karoline und Charlotte, der späteren Gattin Schillers, nach der französischen Schweiz. Goethe, der mit der Familie bekannt war und namentlich an Charlotte bei ihrem Eintritt in den weimarischen Hofkreis Interesse gewonnen hatte, hatte Lavater gebeten, sie wohl aufzunehmen.[104] Auf der Rückreise, im Mai 1784, suchten sie Lavater wiederum auf. Dieser war aber nicht in Zürich anwesend, sondern weilte zur Kur



bei seinem Freunde Hotze in Richterswil. Hierher geleitete Pfenninger die Frauen, und diese feierten in dem Hause Hotzes das Himmelfahrtsfest.[105]

Es entspann sich im Anschluß an den Besuch in Richterswil ein Briefwechsel zwischen Lavater und der Familie Lengefeld, in dem auch Pfenninger wiederholt erwähnt wird. Karoline von Wolzogen erinnerte sich noch in ihrem Alter mit lebhafter Freude an den bei Hotze verlebten festlichen Tag.[106]

Als Pestalozzi im Winter 1793 im Hause Hotzes wohnte, kam er hier selbst mit Personen aus dem Kreise derer um Schiller und Goethe zusammen.

Fichte war von 1788—1790 in Zürich als Hauslehrer bei dem Besitzer des Gasthauses zum Schwert, in dem damals alle vornehmen Reisenden abstiegen, z. B. auch Karl August und Goethe. Während dieser Zeit hatte er sich mit der Tochter des Wagmeisters Rahn, des Schwagers von Klopstock, verlobt. Diese war mit Pestalozzis Gattin verwandt und nahe befreundet, und so kam es, daß Fichte im Hause seines künftigen Schwiegervaters auch Pestalozzi kennen lernte. Er fühlte sich schon damals lebhaft zu ihm hingezogen. 1793 hatte sich Fichte in Zürich verheiratet und verblieb den ersten Teil des Winters dort. Im Oktober kamen der dänische Dichter Jens Baggesen, bekannt als begeisterter Schillerverehrer, und K. L. Fernow nach Zürich. Letzterer hatte schon damals mit dem weimarischen Kreise Fühlung, und trat später als Bibliothekar der Herzogin Anna Amalia in Weimar in nähere Verbindung mit ihm. Die beiden Reisenden suchten Fichte auf und dieser führte



sie zu Pestalozzi nach Richterswil. Fernow schreibt an seinen Lehrer und Freund Reinhold in Jena, daß er hier in Gesellschaft Pestalozzis „den Abend und den folgenden Morgen eine der geistreichsten Unterhaltungen seines Lebens genossen" habe.[107] Und einem andern Freunde berichtet er: „Pestalozzi ist ein Mann zwischen vierzig und fünfzig, häßlich und blatternarbig von Gesicht, simpel in seiner Kleidung und seinem Äußeren, wie ein Landmann, aber so voll Gefühl, wie ich wenig Menschen kenne, und worin ihn nur Baggesen übertrifft, dabei voll trefflicher praktischer Philosophie, die auch in allen seinen Schriften atmet. Mit diesen beiden Männern schwanden uns die Stunden wie Sekunden, und ich habe diesen Tagen viele selige Augenblicke zu verdanken."[108]

Später, als Pestalozzi seine pädagogische Tätigkeit entfaltete, mehrten sich die Nachrichten aus Weimar. Was ihm Schröder 1803 von dort berichtete, ist bereits S. 57 erwähnt. Unfreundlicher klingt, was ihm einige Jahre später Wilhelm von Türk, allerdings in leicht ersichtlicher Übertreibung des Ausdrucks, aus Weimar mitteilte. von Türk, der in der Strelitzer Regierung als höherer Verwaltungsbeamter das Schulwesen zu bearbeiten hatte, war, um Pestalozzis Methode kennen zu lernen, nach der Schweiz gereist. In Münchenbuchsee, wohin Pestalozzi mit seiner Erziehungsanstalt damals gerade übergesiedelt war, gewann er nicht nur Einblick in Pestalozzis Lehrart, sondern auch begeisterte Verehrung für seine Persönlichkeit und wurde einer der eifrigsten Förderer seiner Bestrebungen. Auf der Rückreise nach Strelitz suchte er

einflußreiche Persönlichkeiten für Pestalozzis Pläne zu gewinnen und sprach zu diesem Zwecke an verschiedenen Höfen vor. In Weimar erlangte er Zutritt zu dem Erbprinzen Karl Friedrich und dessen Gemahlin Maria Paulowna, einer geborenen Großfürstin von Rußland. Was er hier erfahren, schildert er in einem Brief an Pestalozzi also:

Als ich den vorigen Sommer in Weimar in dem herrlichen Schloß (es kostet 2 Millionen Taler) vor dem Erbprinzen — einem der Edelsten seines Geschlechtes — stand, riß mich der Eifer für die gute Sache und der Abglanz himmlischer Tugenden in ihrem Antlitz hin, für Dich und Deine Sache vor einem zahlreichen Hof mit Wärme und Feuer zu reden. Ich bat schließlich nur, man möchte einen jungen Mann, den ich auswählen würde, auf ein bis zwei Jahre zu Dir schicken. Die jetzigen Verhältnisse — es war damals Frieden — erlaubten es nicht, war die Antwort; man müsse jetzt jede Ausgabe möglichst vermeiden. — Ich gehe etwas beschämt die Stufen der Treppe herab (sie hatte Tausende gekostet) und dachte: Für das äußere Auge werden Bauten aufgeführt, die Millionen kosten — für das innere . . .! Der Hofmarschall begleitete mich; ein Mops bellte uns an. Sehen Sie doch das kleine Tier recht an; ist's nicht ein allerliebster Hund? Ein eigener Kurier hat ihn überbracht; er kostet der Großfürstin 300 Dukaten (Fr. 3500 n. W.); Fiat applicatio! Jenes Prachtgebäude kostet 2 Millionen und der Krieg hat uns ebensoviel gekostet . . . Aber für menschliche Zwecke . . .!" [109]

Angenehmere Bilder hat wohl Theodor Schacht Pestalozzi entrollt, als er ihm im Sommer 1810 Goethes Gruß überbrachte. Was Schacht in einem ausführlichen Brief an die Familie des Pfarrers Cherubim in Rohrsheim über seinen fünftägigen Aufenthalt in Weimar und Jena in begeisterten Worten schildert: wie er Goethe gegenüber stand, Schillers Grab besuchte, im weimarischen Theater an



der fünften Wiederkehr von Schillers Todestage der szenischen Darstellung der Glocke beiwohnte, wie Goethes herrliche Stanzen im Epilog sein Ohr trafen und sein empfängliches Gemüt in die weihevollste Stimmung versetzten, wie er in Gesellschaft gleichgesinnter Jugendfreunde Park und Schloß kennen lernte: das alles hat er sicher Pestalozzi gegenüber wiederholt.[110]

Dieser war in dem gleichen Jahre schon vor Schachts Ankunft in Iferten durch eine der geistreichsten und edelsten Frauen aus dem weimarischen Kreise in das dort flutende Geistesleben versetzt worden. Karoline von Wolzogen, Schillers Schwägerin, war nach dem Tode ihres Gemahls mit ihrem einzigen, damals 15 jährigen Sohne zu Pestalozzi gereist, jedenfalls um letzteren dort dem Erziehungsinstitut zu übergeben. Sie blieb selbst mehrere Monate in Iferten, war in regem Verkehr mit Pestalozzi und unterrichtete sich über dessen Grundsätze, Absichten und Pläne. An Schacht fand sie großes Wohlgefallen, zog den jungen Mann in ihre Gesellschaft und versuchte, ihn als Erzieher für ihren Sohn zu gewinnen. So verlockend die Aussicht war, nach Weimar überzusiedeln und dort in Verkehr mit all den Männern zu kommen, die er verehrte: er blieb Pestalozzi treu. Von Frau von Wolzogen, dem Leben, das sie in Iferten führte, und seinem Umgang mit ihr hat er in seinen Briefen anschauliche Schilderungen entworfen.[111] Der junge Wolzogen blieb noch nach der Abreise seiner Mutter mehrere Monate im Institut. Letztere hielt die Verbindung mit Pestalozzi noch längere Zeit durch Briefwechsel aufrecht. „Ich lebte in Tagen, die mir das Herz

zerrissen, dennoch frohe und glückliche Stunden in Ihrer Gegenwart," schreibt Pestalozzi u. a. an sie.[112]

Und noch ein dritter für Weimar und Goethe Begeisterter trat in demselben Sommer Pestalozzi näher: Johannes Schulze, später bekannt und hochangesehen als Leiter des preußischen höheren Schulwesens, damals Professor am weimarischen Gymnasium. Sein jugendliches Feuer, seine zündende Beredsamkeit gewannen ihm die Herzen nicht nur seiner Schüler; namentlich als Kanzelredner war er in den höheren Gesellschaftskreisen und an den Höfen von Weimar und Rudolstadt sehr beliebt. Auch Goethe schätzte ihn als geistreichen Mann. Daß er Frau von Wolzogen, die zu seinen Gönnerinnen gehörte, und Schacht, dem er in Weimar als Cicerone und Vermittler gedient hatte, in Iferten wußte, mag mit ein Grund dafür gewesen sein, daß er auf einer Reise nach der Schweiz seine Schritte zu Pestalozzi lenkte. Er fand bei ihm die herzlichste Aufnahme. Pestalozzi begleitete ihn und Frau von Wolzogen nach Murten und war ihr Führer auf dem dortigen Schlachtfelde.[113]

Goethes Gedankenwelt und Lebensanschauung ist Pestalozzi wohl auch durch die an seinem Institut wirkenden „preußischen Eleven", junge Männer, die von der preußischen Regierung nach Charaktereigenschaften und gründlicher wissenschaftlicher Bildung besonders ausgewählt waren, nahe gebracht worden. Einer derselben, Dreist, nennt Goethe ausdrücklich unter seinen „großen Erziehern und Bildnern".[114] So wird uns ferner berichtet, daß ein anderer seiner Lehrer, Krüsi, Pestalozzi in seiner Krankheit Goethes

Götz von Berlichingen vorlas,[115] oder daß der Freiherr Heinrich von Wessenberg, der Pestalozzi wiederholt in Iferten besucht hatte, ihm zum Abschied eine Nachdichtung von Goethes Lied aus Wilhelm Meister „Kennst Du das Land“ widmete.[116] Da kehrte ein Jugendfreund Goethes, dem dieser zu seiner Hochzeit das Bundeslied „In allen guten Stunden“ gedichtet hatte,[117] der Kirchenrat Joh. Ludw. Ewald, bei Pestalozzi ein[118] und Joh. Dan. Falk, der in Weimar aus philanthropischen Regungen eine Erziehungsanstalt gegründet hatte — er betrachtete sich mehr als Vertrauten Goethes als daß dieser ihn als solchen behandelt und geschätzt hätte — trat mit ihm brieflich in Verbindung.[119] Da mag ihm Chr. Lippe, ein Lehrer am Fellenbergschen Institut in Hofwil, der Pestalozzi wiederholt besuchte, erzählt haben, wie Goethe ihn in Weimar wohlwollend aufgenommen und mit Interesse seinen Bericht über Fellenbergs Bestrebungen angehört hatte,[120] da mag der Mathematiker J. F. Benzenberg, der in den Herbsttagen 1810 bei Pestalozzi weilte, ihm über Goethes Verhältnis zu Lichtenberg, über den zwischen den beiden Männern in Sachen der Farbenlehre geführten Briefwechsel und Lichtenbergs stillschweigende Ablehnung von Goethes Farbentheorie berichtet haben.[121]

So hat Pestalozzi in diesen Jahren öfters Klänge aus Weimar vernommen. Es mag eine Nachwirkung der freundlichen Einblicke sein, die er durch alle die genannten Personen in das Leben um Goethe erhalten hatte, wenn er diesem 1812 für seine Autographensammlung die Worte sandte:

Die Natur sah in ewigen Fesseln den Sieg der Unnatur im aufgeklärten Jahrhundert. Sie wehlte um sich selber darinn noch lebendig zu erhalten den 28. August zu Göthes Geburtstag.

Iverdun d. 28 Augst 1812. Pestalozz[122]

Wer Goethe das Autogramm überbrachte, läßt sich nicht genau feststellen. Wie das Tagebuch und zahlreiche Briefe aus diesem Jahre beweisen, sammelte Goethe gerade damals eifrig Autogramme; er warb bei allen seinen Bekannten, ihm Proben von Handschriften zu verschaffen, auch von solchen Personen, die er nicht gerade für bedeutend hielt oder für die er nicht gerade eine besondere Zuneigung empfand. So kann man also aus der Tatsache, daß Goethe Pestalozzis Handschrift in seine Autographensammlung einreihte, keineswegs den Schluß ziehen, daß er der Person des Schreibers besondere Wertschätzung entgegengebracht hätte.

Ob Goethe mitgewirkt hat, als 1819 der Großherzog Karl August den Oberkonsistorialrat Horn und den Seminarlehrer Hergt auf eine pädagogische Studienreise nach Iferten sandte?[123] Es ist darüber nichts überliefert. Leider ist auch keine Spur vorhanden von dem Bericht, den die beiden Schulmänner damals über ihre in Iferten gewonnenen Eindrücke erstattet haben. Er konnte nicht günstig lauten; die weimarischen Abgesandten kamen zu spät. Pestalozzis Institut befand sich damals bereits, namentlich infolge der bedauerlichen Zwistigkeiten unter seinen Lehrern, im Zustande der Auflösung. Ist der Bericht zu Goethes Kenntnis gekommen, so hat er lediglich die Wirkung haben können,

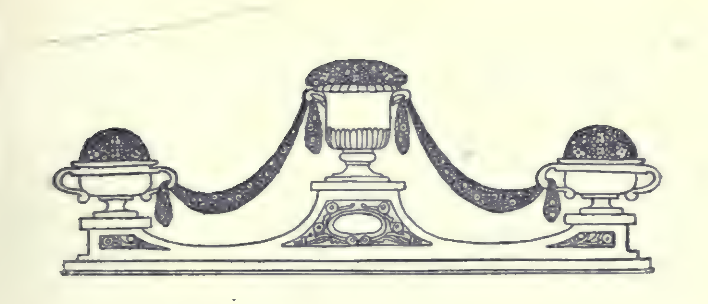
seine Abneigung gegen das „Pestalozzische Wesen“ zu verstärken. Vielleicht aber steht es in Zusammenhang damit, daß ihm Meyer gerade im Herbst dieses Jahres Bericht „über Pestalozzi und anderes Verwandte“ erstattete.[124] Und ob Goethe beteiligt gewesen ist an den Unterhandlungen, die 1816 mit einem der eifrigsten Pestalozzijünger, Karl Ritter, von Weimar aus gepflogen wurden zwecks Übernahme des Amtes eines „Instruktors“ bei den beiden Prinzessinen Marie und Auguste?[125] Hätten sie zu einem befriedigenden Abschluß geführt, so wäre die nachmalige erste deutsche Kaiserin eine mittelbare Schülerin Pestalozzis geworden.

Daß Goethe und Pestalozzi zusammen Mitglieder des Illuminatenordens waren,[126] ist für ihr Verhältnis zueinander nicht weiter von Bedeutung.

Die in der Pestalozziliteratur weit verbreitete Nachricht, daß Karl August im Sommer 1817 Pestalozzis Institut in Iferten besucht habe,[127] beruht auf einem Irrtum. Der Großherzog weilte vielmehr mehrere Tage in Fellenbergs Anstalt in Hofwil, wo sein natürlicher Sohn Karl Wolfgang von Heygendorff erzogen wurde.

Aber die in diesem Abschnitt gegebene Zusammenstellung läßt auch ohnedies erkennen, wie zahlreich die Verbindungsfäden sind, die zwischen Goethes und Pestalozzis Person gezogen werden können.





5. Pestalozzi in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung.

Pestalozzi war bereits 52 Jahre alt, als er dem helvetischen Minister Stapfer gegenüber den Entschluß aussprach: „Ich will Schulmeister werden!" Am Waisenhaus zu Stans und der Volksschule in Burgdorf begann er seine Lehrarbeit, in der von ihm an letzterem Orte gegründeten Erziehungsanstalt brachte er sie bald zu Weltruf. Gleichzeitig entfaltete er eine geradezu fieberhafte schriftstellerische Tätigkeit, als gälte es, ein halbverlorenes Leben einzuholen. Es entstanden in rascher Folge das in Briefen abgefaßte Werk „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", die Elementarbücher und das Buch der Mütter.

Pestalozzis praktische und schriftstellerische Leistungen lenkten bald die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich. Burgdorf wurde der Wallfahrtsort vieler für die Volksbildung begeisterter Männer, die, wie wir

beispielsweise aus Wielands Merkur gesehen haben, in überschwenglichen Worten Pestalozzis Versuche, eine neue Methode des Elementarunterrichts zu finden, priesen. Die führenden Zeitschriften der damaligen Zeit: die Allgemeine Zeitung, die Jenaische, die Hallische und die Leipziger Literaturzeitung, die Göttingischen Gelehrten Anzeigen, die Neue Allgemeine deutsche Bibliothek, das Morgenblatt, besonders aber, wie wir bereits wissen, Wielands Merkur, brachten viele spaltenlange Berichte über Pestalozzis Tätigkeit und ausführliche Referate über seine Schriften. Das Für und Wider der psychologischen Grundlage und der praktischen Ausgestaltung wurde in Rezensionen und selbständigen Schriften eingehend erörtert; Männer wie Herbart und Trapp traten warm für Pestalozzis Bestrebungen ein. Das Wort „Methode" hatte geradezu eine berauschende Wirkung, und die Begriffe Elementarunterricht und Anschauung standen niemals, weder vorher noch nachher, in solchem Ansehen wie an der Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts. Es klingt uns heute, wo die gebildete Schicht, namentlich die von gelehrter Bildung, trotz des sozialen Anstrichs unsers Zeitalters, zum Teil herzlich wenig Sinn und Verständnis für diese Dinge hat, beinahe wie ein Märchen, daß ein höherer Verwaltungsbeamter wie W. von Türk, der nach Bildungsgang und Herkunft Aussicht zu einer glänzenden Karriere im Staatsdienste hat, seine Stellung aufgibt, um sich dem ABC-Unterricht zu widmen.

Goethe, der mit der Aufnahmefähigkeit des Genies alle Vorgänge im Geistesleben aufmerksam verfolgte, konnte



von dieser tiefgehenden Bewegung nicht unberührt bleiben. War doch bei ihm das pädagogische Interesse stark ausgeprägt. Ihm war eine Hinneigung zum Kinde und ein Verständnis für das Wesen der Kindlichkeit eigen, wie kaum einem zweiten; dazu kam eine andere Voraussetzung des pädagogischen Interesses: das Bedürfnis der Mitteilung.

Warum sucht ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Das gilt keineswegs bloß von seinen poetischen Selbstoffenbarungen. Er hatte in früheren Jahren dem inneren Drange, unmündige Wesen zu sich emporzuziehen, an Fritz von Stein und August Herder Genüge geleistet und namentlich in dem Verhältnis zu jenem Erzieher- und Lehrertugenden betätigt, die die höchste Bewunderung verdienen;[1] er hatte in Wilhelm Meisters Lehrjahren ein Kunstwerk geschaffen, das schon in seinem Titel die Tendenz als Bildungsroman zum Ausdruck bringt und eine Fülle pädagogischer Weisheit birgt. So traf also bei ihm das echt Pädagogische auf einen empfänglichen Sinn.

Und dazu kam im gegenwärtigen Zeitpunkt noch etwas Besonderes. In Wielands schwärmerischem Eintreten für Pestalozzi mag der treffsichere Menschenkenner von allem Anfang die Vermischung sachlicher und nichtsachlicher Beweggründe durchschaut haben. Aber an Herders Objektivität zu zweifeln, hatte er keine Veranlassung. Von den Versuchen, die man mit der Pestalozzischen Methode am Weimarischen Gymnasium anstellte, hat er sicher Kenntnis gehabt. Lag es ihm doch in diesen Jahren besonders nahe, das Leben im Gymnasium aufmerksam zu verfolgen. Karl Aug. Böttiger,



ein Mann leicht beweglichen Geistes, der immer von sich reden machte, war Direktor der Anstalt; und wenn Goethe ihn auch keineswegs leiden konnte, ihn vielmehr mit dem Spottnamen Herr Ubique belegte und bald danach mit dem Zorn des Olympiers verfolgte: mit ihm, und also mittelbar mit seiner Amtstätigkeit sich zu beschäftigen, hatte er doch fast täglich Veranlassung.[2]

Dazu kam, daß sein Sohn August (geb. 1789) heranwuchs und dem Vater neue pädagogische Probleme stellte. Ihn selbst zu unterrichten, wie er es früher mit Fritz von Stein getan hatte, dazu konnte er sich nicht entschließen. Er hatte inzwischen doch eingesehen, „wie mangelhaft aller Unterricht sein muß, der nicht durch Leute vom Metier erteilt wird".[3] So nahm er, als August geregelten Unterricht erhalten mußte, den Philologen Fr. W. Riemer in sein Haus. Aber die Erziehung des Knaben beschäftigte unablässig sein Sinnen und Denken. „Meine einzige Sorge ist, bloß zu kultivieren, was wirklich in ihm liegt, und alles, was er lernt, ihn gründlich lernen zu lassen," schreibt er einmal an Knebel.[4] Der Gedanke, ihn das Gymnasium besuchen zu lassen, mag dem Vater oft gekommen sein; er führt ihn erst später aus: August trat 1805 in die oberste Klasse ein.

Auf alle Fälle war Goethe gerade in den Jahren, da die Pestalozzische Bewegung in Deutschland einsetzte, lebhaft, wenn man so sagen soll, pädagogisch gestimmt. Sich in irgend einer Weise mit dieser Bewegung näher bekannt zu machen, mag ihm um so mehr Bedürfnis gewesen sein, als sich Pestalozzi unterm 16. Febr. 1803 an ihn mit folgendem Briefe wandte:

An Herrn Geheimen Rath Göthe.

Mein Werk verdient einen Ihrer Blicke — Es ist ein Griff in das Wesen der Menschennatur zugunsten der Verlassenen im Lande. Wenn Sie können, so lassen Sie es untersuchen, wenn Sie nicht können, so begünstigen Sie den Pränumerationsplan auf die Elementarmittel meiner Unterrichtsmethode auf das Wort eines Mannes hin, der still, geräuschlos und unangestellt sein Leben verwandte, die Mittel der Volksführung allgemein zu prüfen und zu vereinfachen. Ich lege Ihnen die Abschrift eines Briefes bei, den ich in dieser Angelegenheit an mehrere Männer Deutschlands abgehen lasse. Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit und erlauben Sie, daß ich unter Versicherung der Hochachtung, die ich Ihrem Namen schuldig bin, die Ehre habe, mich zu nennen

Euer Wohlgeboren

Burgdorf den 16. Febr. 1803.

gehorsamer Diener
Pestalozzi.[5]

Dem Briefe lag dasselbe Rundschreiben bei wie dem an Herder vom gleichen Tage (vgl. S. 54).

Es ist keine Spur davon auffindbar, daß Goethe der Bitte Pestalozzis in irgend einer Weise nachgekommen ist. Aber sich eingehender mit seinen Bestrebungen zu beschäftigen, hatte er bald darauf Gelegenheit.

Die seit dem Jahre 1785 in Jena erscheinende Allgemeine Literaturzeitung, an der sich in den bald zwei Jahrzehnten ihres Bestehens gegen anderthalbtausend Gelehrte beteiligt hatten und die Goethe darum mit Recht als „weltberühmt“[6] bezeichnen konnte, war in den letzten Jahren von ihrer früheren Bedeutung herabgesunken. Der Eigentümer und Herausgeber, Hofrat Schütz, ging damit um, sie nach Halle zu verlegen. Es galt, Jena den Ruhm, den ihm die Allgemeine Literaturzeitung eingebracht hatte, zu

erhalten, und so faßte man kurzerhand den Plan, eine neue Literaturzeitung zu gründen. Goethe war das treibende Element, er bewährte hier ganz den Grundsatz, „daß ein kühn Unternommenes in der Ausführung gleichfalls Kühnheit erfordert, weil bei dem Ungemeinen mit gemeinen Mitteln nicht wohl auszulangen sein möchte".[7] In Eichstädt, der schon seit mehreren Jahren in der Redaktion der Allgemeinen Literaturzeitung als Gehilfe tätig gewesen war, gewann man einen ebenso gelehrten wie geschäftskundigen Herausgeber, und so trat mit dem Beginn des Jahres 1804 die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung auf den Plan.

Goethe nahm, wie er selbst sagt, „an der Leitung des Geschäfts fortwährend lebhaften Anteil";[8] er war tatsächlich in den ersten Jahren Oberredakteur, warb eifrig Mitarbeiter, gab die großen Gesichtspunkte an und behielt sich die Entscheidung über Aufnahme einzelner Rezensionen und sonstiger Aufsätze vor. Seiner rastlosen Tätigkeit ist es vor allen Dingen zuzuschreiben, daß das Unternehmen entgegen den Befürchtungen Schillers und Wielands[9] gedieh und bald in Blüte kam.

In dem Programm für die Zeitschrift, das zwischen Goethe und Eichstädt in einem lebhaft geführten Briefwechsel während der zweiten Hälfte des Jahres 1803 erörtert wurde, werden nun unter den zu berücksichtigenden Gebieten alle möglichen Wissenschaftszweige aufgeführt, so auch Straßenbau und Heraldik und sogar Schönschreibkunst und Kochbücher,[10] von der Erziehungswissenschaft ist aber zunächst nicht die Rede. Daß dennoch die Zeitschrift an der Pestalozzischen Bewegung nicht vorübergehen konnte, war selbst-



verständlich, tatsächlich ist ihre Erörterung im Herbst 1803 vorbereitet worden, und im ersten Jahrgang wird der Pestalozzischen Angelegenheit ein so breiter Raum gewidmet, wie kaum einer anderen wissenschaftlichen Frage oder literarischen Erscheinung.[11] Gerade daß Goethes Gründung, die mit den höchsten literarischen Ansprüchen auftrat und, schon um die Konkurrenz mit den ähnlichen in Halle und Leipzig erscheinenden Zeitschriften siegreich zu bestehen, in der Wahl des Aufzunehmenden besonders vorsichtig sein mußte, der von Pestalozzi ausgehenden geistigen Strömung so viel Platz einräumte, ist der sicherste Beweis dafür, welchen Wert die literarische Welt dieser Erscheinung beimaß, ja man darf sagen: welche Bedeutung ihr Goethe damals beilegte. Er würde sich entschieden gegen die stark ins Breite gehende Diskussion gewendet haben, wenn er der Ansicht gewesen wäre, daß es sich um eine minderwertige Sache handle.

Eichstädt hatte zur Besprechung der Literatur von und über Pestalozzi Joh. Gottl. Spazier gewonnen. Dieser, als Begründer und Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt ein bekannter und geschätzter Schriftsteller, war in pädagogischen Angelegenheiten wohlbewandert. Er hatte eine Schrift über das Dessauer Philanthropin veröffentlicht, war dann 1796 als Lehrer an diese Anstalt berufen worden und im folgenden Jahre Mitdirektor derselben geworden. Seit dem Jahre 1800 lebte er, lediglich schriftstellerisch tätig, in Leipzig.[12]

Bereits im Dezember 1803 hatte Spazier eine Rezension an Eichstädt eingesandt, die dieser Goethe vorgelegt hatte. Goethe urteilte über sie: „Die Rezension des Herrn S.



über die pädagogischen Ereignisse scheint mir auf den ersten Anblick mit vieler Sachkenntnis geschrieben. Vielleicht erlangt man von ihm eine Darstellung der ganzen Lage, nach welcher in der Folge teils dessen eigene, teils fremde Rezensionen zu beurteilen wären."[13]

Eichstädt hat Spazier Goethes Wunsch mitgeteilt, und dieser ist ihm nachgekommen. Seine „Darstellung der ganzen Lage" war im Februar 1804 in Eichstädts Händen. Er schreibt darüber am 26. an Goethe: „Von Spazier ist eine nach meinem Bedünken sehr vorzügliche Einleitungsrezension in die Pestalozzischen usw. Lehrbücher angekommen und aus der eben angeführten Ursache ebenfalls schon in der Druckerei. Spazier wünscht vorzüglich Ihren Beifall; ich glaube, daß sein Wunsch gewährt sein wird, wenn Sie die Rezension lesen." Goethe notiert an den Rand: „Wird mir sehr willkommen sein."[14]

Spaziers Einleitungsbericht erschien unter der Überschrift „Pestalozzis Lehrsystem, wissenschaftlich dargestellt" in Nr. 59 und 60 der J. A. L.-Z. vom 9. und 10. März; es schloß sich an ihn unmittelbar die Rezension von Pestalozzis Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" an, die in Nr. 61 (vom 11. März) zum Abschluß gebracht wurde.

An demselben Tage schrieb Eichstädt an Goethe: „Ich bin begierig, Ihr Urteil über Spaziers Aufsatz von Pestalozzi 2c. zu vernehmen." Eichstädts Erwartung wurde aber zunächst nicht erfüllt. Goethes Randnotiz lautet: „Meine Beschäftigungen waren diese Zeit von der Pädagogik so fern, daß ich in das Pestalozzische Wesen noch nicht ernstlich habe eingehen können."[15]

Spaziers allgemeine Ausführungen verdienen durchaus die ihnen von Eichstädt gespendete Anerkennung. Sie beweisen, daß der Verfasser Pestalozzis Werke gründlich studiert hat und in das Wesen seiner Methode eingedrungen ist. Pestalozzi hat seine Gedanken, so führt er aus, nicht in Zusammenhang gebracht mit den in Deutschland herrschenden pädagogischen Ideen. „Er konnte die Bemühungen anderer Pädagogen nicht verkennen, weil er sie nicht kannte.“ Daß er die Unterrichtskunst „den Gesetzen der Natur unterwerfen und keinen andern als den von ihr notwendig bestimmten Weg einschlagen will,“ steht in Übereinstimmung mit den pädagogischen Anschauungen in Deutschland. Aber sein eigentümlicher Gang besteht darin, daß er als das Wesentliche, wonach die Natur strebt, die Entwickelung annimmt. „Das ganze Problem der Unterrichtskunst ist also: Entwickelung der geistigen Anlagen des Menschen.“ Diese Entwickelung muß von Innen heraus erfolgen. „Die höchste Stufe der geistigen Entfaltung kann keine andere sein, als das höchste Bewußtsein seiner selbst.“ Dieses Bewußtsein seiner selbst kann aber nur entstehen durch die deutliche Sonderung des Selbst von den Dingen der Außenwelt. Das setzt voraus, daß diese Dinge angeschaut werden. Also ist Anschauung, die keineswegs bloß in einem passiven Beschauen besteht, das grundlegende Mittel des Unterrichts. Die Anschauung in ihrer „höchsten Einfachheit systematisch zu ordnen“ ist die Aufgabe von Pestalozzis ABC der Anschauung. Die Anschauung vollzieht sich zunächst dadurch, daß das Kind das Bild des wahrgenommenen Gegenstandes an „ein sinnliches Merkmal fixiert, das es in seiner Gewalt



hat, nämlich an die Sprache"; die Anschauung ist weiter an Raum und Zeit gebunden, und darum ist die Form, in der die Abhängigkeit der Anschauung von Raum und Zeit zur Erscheinung kommt, eine Bedingung der Anschauung. Da sich die Vorstellungen „nur als Einheiten in ein bestimmtes Verhältnis bringen lassen", gehört ferner die Zahl zu den Elementarpunkten der Anschauung. In der Trias Zahl, Form und Sprache vollzieht sich demnach die Anschauung, sie ist Mittel und Bedingung, durch die die Anschauung und im weiteren Sinne das Denken gebildet werden kann.

Spazier kritisiert nun die Gegenstände, an denen Anschauung und Denken geübt werden sollen und kommt dabei zu folgendem Ergebnis: „Aber wollen wir denn das Volk, wird man uns fragen, hinaufziehen in das weite Gebiet der Wissenschaften? Wollen wir Kinder zu Geometern, Mathematikern und Astronomen machen, sie, die noch kaum den Boden kennen, welchen sie betreten? — Keineswegs, antworten wir, wohl aber wollen wir den menschlichen Geist früh genug anleiten, auf diesem Wege die innere Organisation der Natur des Menschen zu enthüllen, indem wir ihn auf das große Gesetz hinweisen, nach welchem die Natur wirkt und nach welchem wir denken. Wir wollen deshalb keine Wissenschaften in Anspruch nehmen. Die höheren Sphären derselben mögen immerhin nur wenigen zugänglich sein. Aber wecken müssen wir den Menschen allenthalben, ihn tüchtig machen, aufzunehmen, was da ist, und selbsttätig zu bearbeiten und zu benutzen, damit er menschlich denken und menschlich handeln lerne. Es ist Pestalozzis

Verdienst, es zur Sprache gebracht zu haben, was die früheste Bildung erheischt, und wohin die geistige Tätigkeit des Menschen in ihrem Entstehen gerichtet werden soll. Sprache, Form und Zahl sind also wirklich die Anfangspunkte der menschlichen Bildung, denn sie umfassen alle Tätigkeiten des menschlichen Geistes und sind zugleich die sinnlichen Anfangspunkte der höheren Bildung. Die Sprache bildet Gegenstände, wie sie sind, in Vorstellungen um; die Form und Zahl tragen wir aus uns heraus in sie hinüber, daher finden wir sie auch allenthalben; daher stellen die Gegenstände Form und Zahl immer in concreto dar. Wir können aber nichts anderes tun, als wahrnehmen und denken, und es gibt nichts zu denken, was nicht in uns durch Form und Zahl bedingt ist."[16]

Die sich an den einleitenden Aufsatz unmittelbar anschließende Rezension von Pestalozzis Werk „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" gruppiert sich um folgende fünf Sätze:

1. Lerne deine Anschauungen ordnen und das Einfache vollenden, ehe du zu etwas Verwickeltem fortschreitest. Suche in einer jeden Kunst eine Stufenfolge.

2. Bringe ferner alle wesentlich zusammengehörigen Dinge in deinem Geist in eben den Zusammenhang, in dem sie sich in der Natur wirklich befinden; unterordne alle unwesentlichen Dinge in deiner Vorstellung den wesentlichen, und vorzüglich den Eindruck, den die Kunstansicht derselben auf dich macht, demjenigen der Natur und ihrer wirklichen Wahrheit, und gib keiner Sache in deiner Vorstellung ein größeres Gewicht, als sie verhältnismäßig für dein Geschlecht in der Natur selber hat.

3. Verstärke und verdeutliche die Eindrücke wichtiger Gegenstände dadurch, daß du sie dir durch die Kunst näher bringst, und durch verschiedene Sinne auf dich wirken machst. Erkenne zu diesem

Endzwecke vor allem auch das Gesetz des physischen Mechanismus, welches die verhältnismäßige Kraft aller Einwirkungen von der physischen Nähe oder Ferne jedes deine Sinne berührenden Gegenstandes von deinen Sinnen selber abhängig macht. Vergiß es nie, diese physische Nähe oder Ferne bestimmt alles Positive in deiner Anschauung, in deiner Berufsbildung und selber in deiner Tugend.

4. Drücke deinem Unterricht den Stempel der Notwendigkeit auf, damit er, so wie die Natur selbst, nach notwendigen Gesetzen den Menschen entfalte. Dies geschieht aber, indem du ihn einerseits so einrichtest, daß sich dem Erkennenden selbst alles, was er erkennt, als notwendige Wahrheit aufdringe; anderseits aber auch das Erkannte so unerschütterlich feste und tiefe Wurzeln fasse, daß es unmöglich mehr vertilgt werden kann.

5. Der Mensch muß sich auch zugleich als den Tätigen fühlen, der mit Freiheit aufnimmt, was er findet, damit er sich seines Tuns bewußt werde.[17]

Spazier stimmt Pestalozzi keineswegs in allen Punkten rückhaltlos zu, findet namentlich „auf jeder Seite, daß Pestalozzi nicht imstande ist, seine Ideen klar auseinander zu setzen". Aber die Grundgedanken finden seine Billigung. „Das ist unsers Bedünkens ganz richtig: Es gibt uranfänglich in dem Menschen nichts als Anlagen, die sich nach den Naturgesetzen entwickeln müssen."

Daß Pestalozzi den ersten Unterricht in die Hand der Mutter legen will, lehnt Spazier ab. „Soviel ist doch unleugbar wahr, der positive Unterricht ist nicht die Sache des Weibes, das in der Zerstreuung ihrer häuslichen Geschäfte lebt." Besondere Beachtung schenkt er den Ausführungen Pestalozzis in dessen letzten Briefen über die moralische und religiöse Bildung. Was die letztere betrifft, so will



Pestalozzi das Verhältnis des Kindes zu seiner Mutter zur Grundlage machen. Spazier findet, daß dieser Gang „die Entwickelung des religiösen Gefühls mehr fördert als die Begründung der reinen Religionsbegriffe“. Aber auch schon die religiösen Gefühle könnten nicht allein ausgehen „von dem Verhältnisse, welches zwischen dem unmündigen Kinde und seiner Mutter statthat“. Es müsse auch hierin etwas Ursprüngliches geben, was von keinem äußern Verhältnisse mehr abhängig sein könne, sondern „von einem Wesen, das außerhalb des Menschen als Objekt gedacht werden muß“.[18]

Spaziers erste Folge von Aufsätzen hat alsbald nach ihrer Veröffentlichung lebhafte Gegenäußerungen hervorgerufen. Falk und Gruber erschienen auf dem Plane. Bereits am 18. März sendet Eichstädt an Goethe „Ideen über Pädagogik, welche Gruber, und Reflexionen, welche Falk unter den Strich gegeben haben. Ich unterwerfe alles, was auf dieses von Ihnen geheiligte Plätzchen Anspruch macht, Ihrer Würdigung, aber beides scheint mir an diesem Platze nicht recht geeignet, am wenigsten die Falkischen Aufsätze, welche Weitschweifigkeit mit Dunkelheit und Personalsatire mit allzu geschraubtem Witze paaren.“ Goethe antwortet am 21. März: „Meo voto ließe man in einer ohnehin so schwierigen Materie erst Herrn Spazier eine Weile seinen Gang gehen, ohne ihm einzureden. Findet man späterhin nötig, sich zwischen den Rezensenten und den Autor oder zwischen beide und die Sache zu stellen, so muß es mit großem Vorbedacht geschehen. Daß ein so guter Kopf, wie Freund Falk ist, so wunderliche Dinge schreibt,



die man in keinem Sinne billigen kann, ist betrübt und verdrießlich."[19]

Man sieht, Goethe hat sich inzwischen gründlich mit der Sache beschäftigt.

Falks und Grubers Aufsätze sind, seinem Wunsche entsprechend, nicht in der J. A. L.-Z. zum Abdruck gekommen. Spaziers Rezensionen konnten also zunächst ungestört weitergeführt werden.

Dies geschah in den Nummern 98, 99 und 100 vom 24., 25. und 26. April. Spazier zeigte zuerst zwei Aufsätze von E. Tillich an, die dieser über Pestalozzis Lehrart in den Beiträgen zur Erziehungskunst, einer in Leipzig erscheinenden Zeitschrift, veröffentlicht hatte. Der Rezensent ist mit der anerkennenden Beurteilung, die Tillich den Pestalozzischen Ideen gewidmet hatte, einverstanden, namentlich findet er das Prinzip richtig dargestellt, das die ganze Pestalozzische Unterrichtskunst in sich fasse: „Entwickele in einem jeden einzelnen deiner Leitung anvertrauten Wesen deines Geschlechts alle die Anlagen, welche als Keime in der Menschennatur gegeben sind, und unterwirf bei dem Gange ihrer Entfaltung dein kunstmäßiges, aber willkürliches Wirken den künstlichen aber notwendigen Gesetzen der Natur."[20]

Dann geht Spazier zur Kritik der Pestalozzischen Elementarbücher über. Im Buch der Mütter hatte Pestalozzi Anschauungsübungen zusammengestellt, die an den äußeren Teilen des menschlichen Körpers vorgenommen werden sollten. Er wollte Sätze gewinnen lassen wie: „Das rechte Auge liegt unter der rechten Seite der Stirn,



über der rechten Backe zwischen dem obersten Teile der Nase und der rechten Schläfe." Spazier hat richtig empfunden, wie verfehlt diese Übungen sind. „Der Grund, daß alles Wissen von uns selbst ausgehe, worauf Pestalozzi diese Auswahl stützt, kann das keineswegs rechtfertigen, indem dieser hier durchaus mißdeutet und folglich auch übel angewendet ist."[21] Die Anschauungslehre der Maßverhältnisse und der Zahlenverhältnisse, die Pestalozzi in drei Heften dargestellt hatte, ist weiter Gegenstand der Kritik. Die Hefte enthalten eine große Anzahl von Tabellen, in denen zum Zwecke der Anschauungsübung der Zahlenverhältnisse gerade Linien, Quadrate und Striche zusammengestellt sind. Einige Beispiele mögen diese Übungen, in denen das Geheimnis der Pestalozzischen Methode gesehen wurde, veranschaulichen. Eine der Tabellen besteht aus 36 Paar Parallellinien, welche in sieben Klassen geteilt sind. Die erste Klasse umfaßt acht Paare, in welchen das Verhältnis aller Teile eines Längenmaßes zu einem halben von eins bis zwanzig bestimmt ist. Die erste ist durch einen großen Punkt in zwei halbe, und jede Hälfte durch zwei kleine Punkte wieder in drei gleiche Teile geteilt. Die unterste Linie ist dann durch zwei größere Punkte in drei gleiche Teile, und jedes Drittel wieder in halbe geteilt, so daß beide ganze Linien in sechs Teile zerlegt erscheinen. Dies wird in den hierzu gehörigen Redeübungen zuerst beschrieben, und dann die genauere Anwendung gemacht: „Jeder einzelne Teil der ersten Linie ist jedem einzelnen Teile der zweiten Linie gleich. Ein Drittel der zweiten Linie hat zwei Sechstel, und die Hälfte der ersten Linie



hat drei Sechstel; zwei Sechstel sind zweimal der dritte Teil von drei Sechsteln, und ein Drittel der zweiten Linie ist so lang, als zweimal der dritte Teil der ersten Linie."

Eine andere Tabelle enthält 10×10 Quadrate, deren erste Reihe durch wagerechte Linien in zwei, dann in drei bis zehn gleiche Teile geteilt sind; die zweite Reihe ist durch wagerechte Linien ebenso wie die erste Reihe geteilt. Aber alle diese Abteilungen des Quadrats werden dann durch senkrechte Linien in doppelt so viele Teile zerlegt. In der dritten Reihe geschieht dasselbe mit zwei senkrechten Linien usw. Das Verhältnis der Länge und Breite wird hier genau angegeben und mit Hilfe der Zahlenverhältnisse bewiesen.

Ähnlich werden die Maßverhältnisse in vielen Tabellen veranschaulicht.

Spazier findet, daß alle diese Teile des Elementarunterrichtes „innig zusammengreifen", daß aber doch die ganze Anlage verfehlt sei. Sein Urteil über die Übungen, die wir heute als eine unerträgliche Verkünstelung empfinden, ist aber sehr zurückhaltend und mild. „Wenn wir in den Geist der Elementarbücher tief genug eingedrungen sind, so werden wir uns darauf verstehen, das Korn zu sichten von der Spreu. Rezensent muß dieses Geschäft dem besseren Genius der deutschen Pädagogik überlassen."[22]

In den folgenden Abschnitten bespricht Spazier sechs Schriften über Pestalozzi, die sich im großen und ganzen für Pestalozzi erklären. Es kann hier davon abgesehen werden, auf alle einzugehen;[23] eine dieser Schriften muß aber doch erwähnt werden, die Joh. Fr. Herbarts.



Herbart war 1797 bis zum Herbst 1799 im Hause des Landvogts von Steiger in Bern als Erzieher von dessen drei Söhnen tätig gewesen. Gleich im ersten Jahre seines Schweizer Aufenthaltes führte ihn ein Zufall in Zürich mit Pestalozzi zusammen; vor seiner Abreise besuchte er diesen in der Schulstube zu Burgdorf und beobachtete mit verständnisvollem Blick seine Unterrichtsversuche.[24] Bald nach seiner Rückkehr nach Deutschland ließ er die Anregungen, die ihm dieser Besuch gegeben hatte, weiter ausreifen und vertiefte sich gründlich in Pestalozzis Schriften. Die erste Frucht dieser Studien war eine Abhandlung: Über Pestalozzis neuste Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" in der Form einer Zuschrift an drei Frauen, veröffentlicht in der Zeitschrift Irene. Im Museum zu Bremen hielt er wiederholt Vorträge über Pestalozzis Bestrebungen, deren wichtigster der letzte: „Über den Standpunkt der Beurteilung der Pestalozzischen Unterrichtsmethode" ist.[25] Vorher hatte er sich gründlich mit Pestalozzis Anschauungslehre der Maßverhältnisse in einer besonderen Schrift über das ABC der Anschauung auseinandergesetzt.

Herbarts Äußerungen über Pestalozzi sind jedenfalls bei weitem das Wertvollste, was überhaupt über diesen geschrieben worden ist. Namentlich hat er mit durchdringendem Urteil das Wesentliche an Pestalozzis Ideen erkannt. Wie erfrischend und überzeugend klingt es für den, der von der ermüdenden Systematik und der bis in das äußerste Extrem getriebenen Lückenlosigkeit der Pestalozzischen Tabellen aufblickt und liest: „Ich will nicht hoffen, daß jemand so sehr im Irrtum sei, zu glauben: die bekannte

Beschreibung des menschlichen Körpers, die wagrechten Linien und die Paraphrase des Einmaleins — dies wären die Hauptangeln dieser Methode. In Rücksicht der Gegenstände des Unterrichts ist bei ihr an keine pedantische Beschränkung zu denken; — das ganze Feld der sinnlichen Wahrnehmung, sowohl der möglichen als der wirklichen, liegt ihr offen, und sie wird sich darin immer weiter und freier bewegen. Aber ihr wahrer Vorzug besteht darin, daß sie kühner und eifriger als jede frühere Methode die Pflicht ergriff, den Geist des Kindes zu bauen."[26] Darin liegt ja die unbestrittene Größe Herbarts, daß er alle die Maßregeln des Unterrichts, die vereinzelt einen kleinlichen Eindruck hervorrufen, in große Zusammenhänge zu bringen versteht. Den besten Beweis hierfür liefert die berühmte Abhandlung: Über die ästhetische Darstellung der Welt als das Hauptgeschäft der Erziehung, die er der 2. Auflage seines ABC der Anschauung als Nachschrift anfügte. Er hat in ihr den Zusammenhang aller Einzelaufgaben des Unterrichts mit dem höchsten und letzten Zweck aller Erziehung überzeugend nachgewiesen — allerdings in der Art, wie er dies tat, zugleich seinen Zusammenhang mit der Pestalozzischen Schule gelöst. Aber treffend bleibt, was er noch 1831, nachdem der Enthusiasmus für Pestalozzi sich abgekühlt hatte, schrieb: „Die Pestalozzischen Unternehmungen, worauf in unsrer früheren Zeit aller Augen gerichtet waren, kennen Sie genauer als ich. Sie mögen beurteilen, ob die Sache so wertlos war, wie man dieselbe seitdem dargestellt hat. Wenigstens schäme ich mich noch heute nicht meiner Anschauungsübungen, deren Idee mir



Pestalozzi darbot; vielmehr sind sie bei mir noch jetzt im Gebrauch. Freilich muß alles, was mit Überspannung und Schwärmerei verkündigt und betrieben wird, notwendig sinken, es hat seine Wirkung getan, nachdem es die Schlaffheit und Trägheit, welcher es zuerst entgegentrat, in Tätigkeit und Sorgfalt umgewandelt hat." [27]

Das erwähnte Werk Herbarts, das 1802 unter dem Titel erschienen war: Pestalozzis Idee eines ABC der Anschauung, untersucht und wissenschaftlich ausgeführt, bespricht Spazier in Nr. 99 der J. A. L.-Z. vom 25. April. Herbart hatte seinen Übungen einen bestimmteren Zweck gegeben: sie sollten nicht lediglich, wie die Pestalozzischen, die Anschauungskraft im allgemeinen üben, sondern mehr eine Vorstufe des mathematischen Unterrichts sein. Er verwendete gerade aus diesem Grunde nicht, wie Pestalozzi, das Quadrat als Ausgangspunkt der Anschauungsübungen, sondern das Dreieck. Spazier erkennt die Gründlichkeit von Herbarts theoretischen Auseinandersetzungen rückhaltlos an. „Diese Schrift ist unstreitig eine der vorzüglichsten unter allen, welche über die Pestalozzische Lehrart geschrieben sind." Aber mit der Ersetzung des Quadrates durch das Dreieck ist er nicht einverstanden. Nicht von drei Punkten, deren Verbindungslinien, wenn die Punkte nicht sämtlich in einer Geraden liegen, immer ein Dreieck ergeben, dürfe man ausgehen, sondern von einer Figur selbst, da die Anschauung immer das Zusammengesetzte, das Objekt, nicht die Teile vorfinde, und erst durch Analyse zur Klarheit über letztere kommen könne. „Wir werden also besser tun, nach einer Form uns umzusehen, aus welcher wir das Dreieck selbst

herausfinden können, und darin wird uns das Quadrat ungleich bessere Dienste leisten. Dieses zählt zwar, sobald auf seine Stoffe gesehen wird, ein Element mehr. Aber es ist dafür auch als Form notwendig bestimmt und duldet keine Abweichungen. Das Dreieck hingegen ist als solches keine so bestimmte Form, sondern es ist vielfachen Veränderungen unterworfen, die man nur mit Hilfe des Zirkels genauer bestimmen kann. Schon dieser Umstand erschwert das Handhaben desselben für den ersten Unterricht ungemein; noch weniger geschickt muß man diese Figur zur Elementarübung finden, wenn man das so schwer zu bestimmende Verhältnis der Seiten in Erwägung zieht." Daß diese Übungen in einen so engen Zusammenhang mit dem eigentlichen mathematischen Unterricht gebracht werden sollen, erregt ebenfalls sein Bedenken. Das Kind werde hier „in die Subtilitäten einer Wissenschaft hineingeführt, die es schlechterdings ohne andere vielfältige Vorübungen nicht fassen" könne. „Warum soll auch das Kind mit einer leeren Gruppe von Dreiecken sich jahrelang herumtragen, bis es der vergötterten Wissenschaft gefällt, ihre Gaben huldreich dem flehenden Verehrer zu spenden?" [28]

Wie mußten diese Auseinandersetzungen auf Goethe wirken? Nicht anders als abschreckend. Statt der lebendigen Natur, da Gott die Menschen schuf hinein, umgab man hier das Kind mit einem Netz trockenster Formen. Goethe, der seine ganze Seele der Fülle des Lebens, dem unerschöpflichen Reichtum der Natur an lebendigen und lebensvollen Gestaltungen öffnete, bei dem jeder Nerv mitschwang in dem großen Einklang der Natur, der in der



Hingabe an die lebendige Welt ein Lebensgefühl und einen Lebensgenuß ohnegleichen empfand: er mußte in Pestalozzis wie auch in Herbarts formalistischen Anschauungsübungen lediglich die Ausgeburt einer dem Leben vollständig entfremdeten Schulmeister-Pedanterie erblicken.

Anfangs Mai, wenige Tage also nach dem Erscheinen von Spaziers Besprechungen, war Heinrich Voß der Jüngere Goethes Sonntagsgast. Nach einem erfrischenden Regen genoß der Dichter mit dem jungen Freunde in seinem Garten die Maienherrlichkeit der Natur. „Hier machte die Pracht der Blüten, der erquickende Duft, die Kühlung und Frische nach der großen Wärme einen wunderbar fröhlichen Eindruck auf ihn. Er sah so freundlich aus, so liebevoll, so milde, er sprach mit unendlicher, mit fast unbegreiflicher Wärme," berichtet Voß. „Da die Hausgenossen nicht zu Hause kamen, aß ich allein mit ihm an einem kleinen runden Tisch. Er war unbeschreiblich launig, das Gespräch fiel unter andern auf das Pestalozzische System und auf das vergriffene ABC der Anschauung. ‚Pah!' rief er einmal aus, ‚eine Rose von einer Nelke zu unterscheiden ist das ABC der Anschauung, nicht das geheimnisvolle Dreieck oder Viereck.'"[29]

Daß Goethes Urteil gemildert worden sei durch die fünfzehn Spalten lange „Erklärung über die Rezension der Pestalozzischen Methode und der darüber erschienenen Schriften", die Johannes Niederer, „Religionslehrer im Pestalozzischen Institut" „im Namen von Pestalozzis näheren Freunden" unterm 6. Juni an die J. A. L.-Z. einsandte, ist ausgeschlossen. Denn diese Erklärung, die im



Intelligenzblatt der J. A. L.-Z. zum Abdruck kam und dort die Nr. 71 fast vollständig ausfüllte, war lediglich eine Zurückweisung der vom Rezensenten (dessen Name jedenfalls Niederer nicht bekannt war, da die Rezensionen nur mit Chiffren, die Spaziers mit A[x], unterzeichnet wurden) geäußerten Bedenken. Der menschliche Körper als erstes Anschauungsobjekt wird ebenso verteidigt wie das Quadrat und die Einheitentabellen als Grundlage der Anschauung für die Maß- und Zahlenverhältnisse. Das Herbartsche Dreieck wird als Ausgangspunkt verworfen, der Unterschied in der Begriffsbestimmung von Anschauung bei Comenius und Pestalozzi als ein wesentlicher Fortschritt ausführlich nachgewiesen und begründet.

Konnte der Inhalt dieser Erklärung Goethe nicht überzeugen, so war ihr Ton erst recht nicht geeignet, ihn für Pestalozzi und seine Bestrebungen zu erwärmen. Zunächst ist es ja bemerkenswert, daß man den Artikelfolgen der J. A. L.-Z. in Burgdorf eine besondere Bedeutung beimaß. Man wußte wohl, daß die Gründung der Zeitschrift auf Goethes Veranlassung und unter seiner energischen Mitwirkung erfolgt war, und daß er auf die Leitung einen bestimmenden Einfluß ausübte. „Pestalozzi und seine näheren Freunde, die bisher schweigend tätig die öffentliche Meinung über die Ideen und Versuche des ersteren sich aussprechen ließen und beobachteten, ergreifen den Anlaß dieser Rezension als den schicklichsten zu einem vielleicht schon lange erwarteten Wort an das Publikum"[30] schreibt Niederer, der „Sprecher des Instituts".

Aber Niederer, ein Mann von umfassender Bildung,

der sich mit jugendlicher Begeisterung an Pestalozzi angeschlossen hatte, zeigte gleich bei dieser ersten Veranlassung, vor der literarischen Welt Deutschlands eine Lanze für seinen Meister einzulegen, die unangenehmen Eigenschaften, die es mit verschuldet haben, daß man Pestalozzis Ideen oft von vornherein mit einem gewissen Mißtrauen begegnete: die Neigung, einfache Gedanken mit einer schwerfälligen philosophischen Terminologie zu umkleiden und dadurch mehr zu verhüllen als zu klären, und weiter einen ausgesprochenen Hochmut.

Wer nicht aus den Schranken der wissenschaftlichen Form heraustreten kann und ein ABC der Anschauung z. B. in der eigentlichen Mathematik sucht, deren Anfangsgründe man bloß, ohne der Reinheit und Bestimmtheit der Begriffe etwas zu vergeben, zu popularisieren trachten müsse; der ist insofern sogar für die Idee einer naturgemäßen Geistesentwickelung verdorben, und hat sich nicht zu beklagen, wenn man ihn auf seinen Lehrstuhl zurückweist.[31]

So wird Herbart, der sich zwei Jahre vorher in Göttingen habilitiert hatte, abgekanzelt. Spazier hat demnach ganz recht, wenn er in seiner Entgegnung auf Niederers Erklärung darauf hinweist, daß schon in Pestalozzis Versuchen es manchmal darauf abgesehen zu sein scheine, „an sich einfache Rechnungen zu verstecken". Und nicht minder muß man ihm zustimmen, wenn er schreibt: „Rezensent verspricht sich von einer Ausstaffierung der Methode mit einem philosophischen Moderöckchen keine wundergroßen Wirkungen."[32]

Spazier hatte schon vor dem Erscheinen von Niederers Erklärung seinen kritischen Bericht fortgesetzt und in den



Nummern 129 und 130 der J. A. L.-Z. am 30. und 31. Mai eine Anzahl Schriften von Gegnern Pestalozzis besprochen; in Nr. 151 vom 22. Juni hatte er den Bericht weitergeführt.[33]

Im Anschluß daran war bei Eichstädt ein Brief „über Pestalozzis Institut pp." eingelaufen, den er am 27. Juli an Goethe sandte.[34] Absender und genauer Inhalt des Briefes sind nicht bekannt, es mag in ihm Stellung genommen worden sein zu Spaziers Verteidigung Pestalozzis in den Rezensionen der Bücher seiner Gegner vom Mai und Juni. Goethe schreibt zwei Tage später an Eichstädt: „Ferner sende mit Dank zurück den Brief wegen Pestalozzi. Diese Sache wird sich ja auch nach und nach bald aufklären und man wird ein gedeihliches Wort darüber sagen können; denn bis jetzt ist das alles doch nur ein schwankendes pro und contra."[35]

Goethe nimmt demnach in der Angelegenheit weiter eine abwartende Haltung ein; ja, er scheint damals geplant zu haben, nach weiterer Klärung der Sache selbst „ein gedeihliches Wort darüber" zu sagen.

Spaziers letzte Rezension[36] wurde abgedruckt in Nr. 217 vom 10. September. Sie betraf Anton Gruners soeben erschienene Briefe aus Burgdorf. Spazier beschränkt sich darauf, dem Verfasser einige erkenntnistheoretische Irrtümer und psychologische Fehlgriffe nachzuweisen, erkennt aber im übrigen an, daß dieser die Methode selbst einfach und klar dargestellt habe. Unmittelbar danach folgt eine zweite Rezension über dasselbe Buch von einem Dd. zeichnenden Kritiker. Die Redaktion der J. A. L.-Z. bemerkt dazu in



einer Fußnote: „Bei einem Gegenstande, zu dessen völliger Aufhellung noch so manches zu leisten ist, werden auch verschiedene Ansichten einsichtsvoller Männer den selbstforschenden Teilnehmer interessieren."

Der Dd.-Rezensent ist ein scharfer, mit gesundem pädagogischem Urteil begabter Kritiker. Er findet an den Grunerschen Briefen besonders bemerkenswert „die durch den Verfasser mitgeteilten Nachrichten von Vorsätzen und zum Teil schon begonnenen Versuchen Pestalozzis, für die ästhetische und religiöse Bildung das nämliche zu leisten, was für die intellektuelle bereits geleistet ist." „Hiermit, wenn's gelingt," so fährt er fort, „wird freilich erst die Methode vollendet werden. Wenn das ABC der intellektuellen Anschauung (so nennt Herr Gruner die sonst sogenannte rein sinnliche oder mathematische Anschauung) mit allem was ihm anhängt nicht eine der nichtswürdigsten Erfindungen in der Erziehungskunst werden soll: so muß ein ähnliches sowohl für die ästhetische als für die religiöse Anschauung gesucht und gefunden werden, und es muß nicht weniger ein sicheres und notwendiges Bildungsmittel für den Geschmack und das Herz geben, als ein solches für den Geist und seine Funktionen durch die Organe des Leibes von Pestalozzi gefunden ist."

Daß dies für die ästhetische Bildung möglich sei, erscheint dem Rezensenten nicht unwahrscheinlich; er bezweifelt aber die Anwendbarkeit der Methode auf die religiöse Bildung. Auf alle Fälle erscheint es ihm als ein auffälliger Mangel in Pestalozzis System, daß in ihm die Welt des Gemütes vollständig leer ausgehe.

Das endliche Wissen ist notwendig ein Erkennen in Raum und Zeit; der Himmel verhüte nur, daß, durch Pestalozzis Kunst verführt, der Geist des Menschen sich vollends in Raum und Zeit festrenne! als welches zu besorgen ist, wenn und solange die Verehrer dieser Kunst, ihres methodischen Gebrauchs der rein-sinnlichen Anschauung sicher und gewiß, da wo die Vernunft durch Ideen und in ihnen das Ewige und absolut Notwendige schaut, nichts anders sehen als ein Schwärmen, und in keinem andern Sinne an eine produktive Einbildungskraft glauben, als insofern sie das Vermögen ist, sich Gegenstände, die man irgend einmal angeschaut hat, mit allen ihren sinnlich wahrzunehmenden Eigenschaften zu vergegenwärtigen, oder aus dem Stoff des sinnlich Anschaubaren sich selbsttätig produzierte Gegenstände zu kombinieren. Ist wohl bei einem solchen Begriff von der praktischen Einbildungskraft auch nur an ein ABC der ästhetischen, geschweige der moralischen oder eigentlich religiösen Anschauungen zu denken? Wollen aber die Freunde der Pestalozzischen Erziehungsart die Entwickelung der ästhetischen, besonders der religiösen Gefühle, mittelst deren der Mensch sich nicht in der Sinnenwelt, sondern im Reiche Gottes selbst erblickt, fortan der Subjektivität der Erzieher, deren religiösen Gefühlen, dessen Äußerungen in Begriffen, Betrachtungen, Handlungen usw., und anderen Zufällen überlassen, so ist an sich dawider nichts einzuwenden. Aber warum bleibt alsdann die Entwickelung des Intellektuellen nicht auch, wie bisher, größtenteils dem Zufall überlassen? Warum wird die Kunst dieser Entwickelung zur vollkommensten Notwendigkeit gebracht? Doch nicht darum, damit der Mensch in der Welt des Raums und der Zeit aufs vollkommenste orientiert, und in ihr dermaßen einheimisch werde, als sei er nicht ein Erdenpilger, sondern -Bürger, und mittelst seines Messens und Zählens, und seines alles meß- und zählbaren Begreifens nur das verständigste unter allen Tieren des Feldes?[37]

Goethe hat diese Ausführungen mit voller Zustimmung gelesen. Jetzt war für ihn die Angelegenheit aus dem Zustande des schwankenden pro und contra heraus und spruch-

reif, es war Zeit, sich „zwischen Rezensent, Autor und die Sache zu stellen“ und „ein gedeihliches Wort“ darüber zu sagen. Er glaubte es nicht besser sprechen zu können als durch den Mund eines gesinnungsvertrauten Freundes.

Ende August traf ein Brief W. von Humboldts, der in diesen Jahren als preußischer Ministerresident in Rom tätig war, bei Goethe ein. Humboldt sprach sich in ihm u. a. über die Rezensionen der Pestalozzischen Bücher aus; die Rezension Spaziers über das Buch der Mütter, die Elementarbücher und Herbarts ABC der Anschauung hatten ihn besonders zu der Äußerung veranlaßt. Goethe fand in ihr das ausgesprochen, was sich als sein eigenes Urteil im Laufe der Erörterungen herausgebildet hatte. Er sandte am 7. November eine Abschrift an Eichstädt: „Möchten Sie wohl Beiliegendes unter den Strich drucken? Es ist aus einem Briefe von Humboldt.“[38] Eichstädt schreibt darauf am 11. November: „Für das schätzbare Communicat des Humboldtschen Aufsatzes danke ich verbindlichst, und möchte wohl die Erlaubnis haben, ein W.v.H. untersetzen zu dürfen“,[39] worauf Goethe antwortet: „Herr von Humboldt hat mir nur unter Bedingung der Verschweigung seines Namens die Erlaubnis gegeben, von Stellen seiner Briefe Gebrauch zu machen.“[40]

So erschien denn bald darauf im Intelligenzblatte unter der Überschrift „Aus einem Briefe“ folgende Erklärung:

Mit großem Interesse habe ich die Anzeige der Pestalozzischen Methode gelesen. Nur finde ich den Rezensenten zu nachsichtig. Sagen Sie mir einmal selbst, was aus dem Menschengeschlechte würde, wenn alle Kinder nun 30 Jahre hintereinander



nachbeteten: das Auge liegt unter der Stirn, zweimal zwei ist vier, ein Quadrat hat vier gleiche Seiten und so fort. Ich fürchte sehr, indem man besonders die Schulen der niedern Stände verbessern will, räumt man als Unrat gerade das mit weg, was allein Heil brachte. Auch der Bauer und Bettler hat eine Phantasie und ein anderes Gefühl, als das bloße seiner Dürftigkeit und seines kärglichen Genusses, auch in ihm kann und muß etwas Höheres geweckt werden, und bisher wurde es geweckt. Man las in allen Schulen kapitelweise die Bibel. Da war Geschichte, Poesie, Roman, Religion, Moral, alles durcheinander; der Zufall hatte es zusammengefügt, aber die Absicht möchte Mühe haben, es gleich gut zu machen. Aus dieser Quelle schöpfte bis jetzt der gemeine Mann alles, wodurch er mehr als bloßes Lasttier war, und dafür werden ihm alle Systeme der Anschauung keinen Ersatz gewähren. Es ist wirklich ein fürchterlicher Gedanke, dem Menschen die Anschauungen seiner eigenen Glieder zuzählen zu wollen, da man genug zu tun hat, Ordnung in dem Chaos von Anschauungen zu stiften, die sich von selbst aufdrängen. Die mathematische Richtung zur Hauptrichtung machen, ist gar entsetzlich. Äußerst gefällig ist aber der Rezensent, daß er zugibt, daß eines der Pestalozzischen Unterrichtsmittel die Sprache ist. Was hat die Sprache mit dem trockenen Benennen der Gegenstände gemein? Die Sprache würde oder könnte wenigstens als Vehikel alles in der Tat leisten, da sie der Form und Materie nach ein Abdruck der Welt ist. Aber dann müßte man nicht, wie bisher geschehen, bloß Grammatik unter ihr verstehen, und dazu gehörten für die Lehrer selbst Studien, die man jetzt mit Billigkeit nur von wenigen unter ihnen fordern kann.[41]

Goethes Veröffentlichung erfolgte unmittelbar, nachdem am 16. und 17. November ein dritter, Ml. zeichnender Rezensent im Anschluß an Chr. Fr. Michaelis Buch „Pestalozzis Elementarunterricht" die Diskussion von neuem eröffnet hatte. In breiter Ausführung wird wiederum über die drei Elementarpunkte Form, Zahl und Sprache, über



das ABC der Anschauung, über das Quadrat als Anschauungsobjekt geredet. Der Rezensent kündigt in einem Einleitungsaufsatz an, mehrere Schriften zu besprechen.[42] Es ist bei der Rezension der einen geblieben, das Abbrechen der Diskussion mag eine Folge von Goethes Erklärung gewesen sein, in der mit voller Schärfe und für jeden, der die Erörterungen vorurteilsfrei verfolgt hatte, überzeugend die Mängel des Pestalozzischen Systems aufgedeckt waren.

Die J. A. L.-Z. hat in den folgenden Jahren noch öfters ihre Spalten den Bestrebungen Pestalozzis geöffnet. Sie hat im Jahrgang 1805 Pestalozzi selbst das Wort erteilt und Niederer nicht weniger als 43 Seiten eingeräumt, um Pestalozzis „gegenwärtigen Standpunkt" darzulegen, sie hat 1806 eine durch drei Nummern gehende Rezension eines Buches von Plamann, ebenfalls aus der Feder Niederers[43] gebracht, sie hat auch später der Pestalozzi-Literatur Raum gegönnt. In unserm Zusammenhange ist es zwecklos, hierauf ausführlicher einzugehen. Daß Pestalozzi 1805 in der J. A. L.-Z. selbst das Wort ergriff, daß Niederer, der als streitbarer und federgewandter Mann allezeit auf dem Platze war, wenn es galt, seinen Meister zu verteidigen, seine langausgesponnenen Darlegungen gerade hier veröffentlichte, trotzdem sie die Entgegnung auf einen in der Hallischen Literaturzeitung erschienenen Aufsatz darstellten, kann als Beweis dafür aufgefaßt werden, wieviel Pestalozzi daran lag, gerade bei Goethe die Bedenken zu zerstreuen, die in jener Erklärung vom November 1804 zum Ausdruck gekommen waren, und ihn zu einem günstigeren Urteil umzustimmen.

Aber die Werbung war vergeblich. Goethe zog sich, nachdem er im ersten Jahre seine volle Kraft für das Emporbringen der J. A. L.-Z. eingesetzt hatte, nun mehr und mehr von den Geschäften zurück. Mit Sorgfalt hat er in seinem Exemplar im ersten Jahrgang an die Spitze jeder Rezension und jeder kleinen Anzeige die Nummer des Rezensenten geschrieben; vom April 1805 an finden sich derartige Eintragungen nicht mehr, und der Briefwechsel mit Eichstädt kommt in ein immer langsamer werdendes Tempo.

Aber auch abgesehen hiervon: mit jener Erklärung hatte Goethe sein Urteil über Pestalozzis Lehrsystem abgegeben, und die Angelegenheit war damit für ihn erledigt. Soweit es die überlieferten Quellen erkennen lassen, hat er von den weiteren Erörterungen keine Notiz genommen.

Es mag ein ungünstiger Zufall sein, daß ihm Pestalozzis Gedankenwelt durch eine ihm wenig sympathische Persönlichkeit vermittelt worden war. Spazier hatte sich durch literarische Streitigkeiten, die sich teilweis in der J. A. L.-Z. abspielten, bei Goethe in ein ungünstiges Licht gesetzt. Kraftausdrücke wie „Klatschpack“ und ironische Bemerkungen über den „eleganten Herrn“ lassen darauf schließen, wie wenig er von ihm hielt.[44]

Aber auch ohne dies wäre Niederer der denkbar ungeeigenste Mann gewesen, sein Urteil über Pestalozzi günstig zu beeinflussen. Seine unangenehmen Eigenschaften: das hochmütige Absprechen, die zur Schau getragene philosophische Gelehrsamkeit mußten Goethe geradezu abstoßen. Die Abfertigung, die Niederer später in A. J. L.-Z. erfuhr, würde Goethe, wenn er sie gelesen hätte, als ihm aus der Seele gesprochen empfunden haben. Niederer hatte nämlich in einem



von der Tagsatzung der Eidgenossenschaft eingeforderten Bericht auf die Frage nach dem Wesen der Methode geantwortet: „Der eigentümliche Charakter der Methode läßt sich nicht mit vollkommener Bestimmtheit aussprechen, bis sie sich theoretisch und praktisch nach allen ihren Teilen selbständig ausgebildet hat. Die Methode ist ein Faktum der Kulturgeschichte des Menschengeschlechts, dessen Entwickelung im ganzen nur erst begonnen ist und das durch keinen Zeitbegriff und durch keine Vergleichung mit einzelnen Unterrichtsmitteln der bisherigen Erziehung erschöpft werden kann.“ Daraufhin erteilte ihm der Rezensent der J. A. L.-Z. folgende Lektion:

Die anmaßende und doch unverständliche Sprache, in welcher sich die pestalozzische Schule jedesmal ausdrückt, wenn sie von ihrer eigentümlichen Methode spricht, läßt besorgen, daß sie über diesen Punkt, worein sie so vielen Wert setzt, sich selbst nicht recht versteht oder wohl gar täuscht. Rez. findet in allen diesen zwar ungebührlich hochtönenden aber nichtssagenden Worten nur leere und täuschende Ausflüchte.[45]

Ebenso charakteristisch ist, was der Mathematiker Benzenberg, der 1810 längere Zeit bei Pestalozzi weilte, von Niederer erzählt.

„Als Herr Niederer mich zum erstenmal besuchte, sagte er mir vieles über die höhere Ansicht, die bei der Menschenerziehung und selbst bei der Schmidschen Mathematik zum Grunde liege, — was ich nicht verstand. — Es schien mir, daß er die Pestalozzischen Ideen aus ihrer einfachen, kindlichen Sprache eben nicht mit viel Glück in die der neuern philosophischen Schule übersetzte, von der der Apostel sagt, daß sie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sei. — Es kam mir auch oft so vor, als wenn er selber nicht alles verstände, was er sagte; — doch kann ich mich hierin irren . . .

Herr Niederer kann wirklich mit einer solchen Salbung von der Methode sprechen, daß er einem den Glauben beibringen könnte, man kenne sie noch gar nicht. Allein da Pestalozzi wahrscheinlich selber die Pestalozzische Methode kennt, und man das, was er in seiner reichen und richtigen Sprache darüber sagt, so leicht und so gerne versteht, so habe ich mich — dabei beruhigt."

Er macht dazu die witzige Bemerkung: „Auch den Naturphilosophen geht es wie klugen Wirten, die gerne trüben Wein in dunkeln Gefäßen aufsetzen." Aber bezeichnend ist es, daß er Niederer gegenüber gerade Goethe als Beispiel dafür anführt, daß man die scharfsinnigsten Sachen — wenn man, fügt er ironisch in Sperrdruck ein, was eine Hauptsache sei, wirklich etwas Scharfsinniges zu sagen habe — in einfacher Sprache sagen könne. Und nicht minder bezeichnend ist es, daß er auf Niederer „Goethes Leibsprüchlein" in freier Fassung anwendet:

Die Menschen glauben oft,
Wenn sie nur Worte hören,
Daß sich dabei doch auch
Was müsse denken lassen.[46]

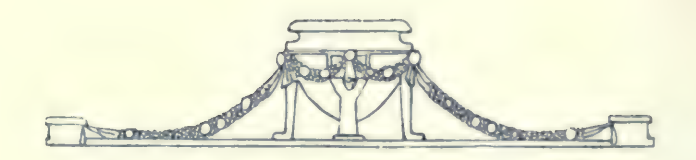
Neuerdings ist die Vermutung ausgesprochen worden, die Wahlverwandtschaften seien in ihrem pädagogischen Gedankengehalt von Pestalozzi beeinflußt, namentlich habe Goethe für den Gehilfen der Pensionsvorsteherin Niederer als Modell benutzt.[47] In beiden Vermutungen liegt eine vollständige Verkennung von Goethes Denkweise. Als Goethe 1808 an die Ausarbeitung der Wahlverwandtschaft ging, hatte er unter das „Pestalozzische Wesen" vorläufig einen großen Strich gezogen. Die reiche pädagogische Ideenwelt, die er in den Roman verwebte, brauchte er wahrlich nicht

erst von Pestalozzi zu borgen, er konnte gerade hier, wie aus Wilhelm Meister hinreichend ersichtlich ist, aus dem Ureigensten schöpfen. Was hätte ihm dazu das ABC der Anschauung bieten können! Das pädagogische Grundthema der Wahlverwandtschaften ist der wuchtige Satz: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch.“ Das steht aber in direktem Gegensatz zu Pestalozzis Lehrsystem, in dem, wie noch auseinanderzusetzen sein wird, das Menschliche vollständig fehlt.

Und wer nur einigermaßen darüber unterrichtet ist, wonach Goethe Persönlichkeitswerte einschätzte, der kann gar nicht darüber im Zweifel sein, daß Niederer, wenn er Goethe überhaupt so nahe gekommen wäre, daß dieser ein Bild von ihm gewonnen hätte, ihn durchaus unangenehm berührt haben würde. Nichts war ihm mehr an einem Menschen verhaßt, als Anmaßung, Wortemacherei und gespreiztgelehrtes Wesen.

Soviel ist jedenfalls klar geworden: Goethe hat die ernstliche Absicht gehabt, die Pestalozzische Bewegung kennen zu lernen und zu würdigen. Er hat die ausführlichen Rezensionen Spaziers veranlaßt und für ihren ungestörten Fortgang gesorgt. Er hat das Für und Wider objektiv auf sich einwirken lassen und mit seinem eigenen Urteil lange zurückgehalten. Aber schließlich ist es wie eine Katastrophe ausgebrochen — als Absage in der schärfsten Form.





6. Die „babylonische Verwirrung“.

Die Zertrümmerung Preußens durch Napoleon war für das Bildungswesen dieses Staates der Beginn einer neuen Entwickelung. Jenes Friedrich Wilhelm III. zugeschriebene Wort: „Der Staat muß an geistigen Kräften ersetzen, was er an physischen verloren hat,“ bezeichnet ihre Richtung. Es galt, durch eine tiefeindringende Verbesserung der Volkserziehung und Volksbildung das künftige Geschlecht fähig zur Wiederherstellung des Vaterlandes zu machen.

Der begeistertste Verkünder dieser Gedanken war Fichte. In seinen Reden an die deutsche Nation, die er im Winter 1807 bis 1808 im Berliner Akademiegebäude hielt und gleichzeitig durch den Druck veröffentlichte, entwarf er mit glühenden Worten den Plan einer deutschen Nationalerziehung. Ihr hervorstechendes Merkmal bestand darin, daß sie unter Beiseitelassung aller ständischen Unterschiede das

Volk in seiner Gesamtheit umfassen sollte. „Wir unsers Orts haben nicht von Erziehung des Volks im Gegensatze höherer Stände geredet, indem wir Volk in diesem Sinne, niedern und gemeinen Pöbel, gar nicht länger haben wollen, noch er für die deutschen Nationalangelegenheiten ferner ertragen werden kann, sondern wir haben von Nationalerziehung geredet“.[1] Der Staat sollte, um sich selbst wiederherzustellen, mit der Macht ausgestattet werden, die gesamte Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts aus ihrem natürlichen Boden, dem Familienverbande, loszulösen. Nur in der vollständigen Abgeschlossenheit und in der Gemeinsamkeit der Erziehung aller könne das „verbrüderte Geschlecht“ heranwachsen, dessen die Zukunft bedürfe.

Diesen kühnen Plan in vollem Umfange durchzuführen, dazu hätte sich wohl auch die freigesinnteste Regierung nicht entschließen können. Aber daß die Erziehung und Bildung ein Hauptmittel sei, um das Verlorne wiederzugewinnen, dieser Gedanke war bald Allgemeingut geworden.

Und mit einer Energie, wie sie nur ein edler Selbsterhaltungstrieb hervorbringen kann, ging man an die Ausführung. Es war der Höhepunkt in Pestalozzis Wirken, als die preußische Regierung 1809 einen seiner Anhänger, den Edukationsrat K. A. Zeller „zur Reform des ganzen Landschulwesens“ berief und eine Anzahl junger, für den Erzieherberuf begeisterter Männer in seine Anstalt sandte, damit sie sich „erwärmen sollten an dem heiligen Feuer, das in dem Busen glüht des Mannes der Kraft und der Liebe“.[2]

Das Wort „Nationalerziehung“ übte seinen Zauber



aus auf weiteste Kreise, und Goethe hatte bald Veranlassung, dazu Stellung zu nehmen.

Im Sommer 1805 hatte er bei Fr. Aug. Wolf in Halle einen jungen Studenten, Franz Passow, kennen gelernt. Er fand Wohlgefallen an ihm, sprach viel mit ihm, lud ihn ein, ihn in Weimar zu besuchen und schrieb ihm in sein Stammbuch die Worte aus der Euphrosyne:

Sei mir lange zur Lust, und eh' mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn.

Zwei Jahre später wurde der Einundzwanzigjährige auf Goethes Veranlassung nach Weimar ans Gymnasium berufen, wo eben durch den Weggang des jungen Voß eine Lehrstelle frei geworden war.[3] Passow wirkte hier drei Jahre als Lehrer der griechischen Sprache unter den Augen Goethes, der ihm väterlich gewogen war. Im Jahre 1810 erhielt er einen Ruf als zweiter Direktor an das Conradinum nach Jenkau bei Danzig, ein 1794 durch den Freiherrn von Conradi gegründetes „Provinzial-Schul- und Erziehungsinstitut“. Hauptleiter der Anstalt war Reinh. Bernh. Jachmann, ein Lieblingsschüler Kants, der sich durch sein Buch „Immanuel Kant, geschildert in Briefen an einen Freund“ einen Namen gemacht hatte.

Die beiden Männer nahmen ihren Erzieherberuf ernst und bemühten sich eifrig, ihn auf eine gesicherte wissenschaftliche Grundlage zu stellen und mit den großen Fragen der Zeit in Einklang zu bringen. Der Sprachunterricht wurde von ihnen neu eingerichtet,[4] vor allen Dingen aber wollte man der Not des Vaterlandes steuern. In dem Druck der Zeit sah man „treffliche pädagogische Motive

liegen". Man beschloß, in einer Zeitschrift großen Stils einen Mittelpunkt dieser Bestrebungen zu schaffen; so entstand der Plan zur Gründung des Archivs deutscher Nationalbildung. Das erste Heft, geschmückt mit dem Bildnis Fichtes, erschien anfangs 1812.

Die nahen Beziehungen, in denen Passow zu Goethe gestanden hatte, machen es erklärlich, daß er sich an diesen wandte und ihn um Unterstützung des Planes bat. Er tat dies in einem inhaltreichen Briefe vom 20. September 1811.

Zunächst gedenkt er darin seines einmütigen Zusammenarbeitens mit Jachmann und fährt dann fort:

Aber je mehr wir uns durch gegenseitigen Gedankenwechsel Übersicht zu verschaffen suchten von dem Gebiet unsers Wirkens, desto auffallender und unangenehmer wurde uns der herrschende Widerspalt und die Ungleichheit in den Ansichten und deren Anwendung: es schien uns, als fehle ein festes Prinzip, von dem jedes einzelne ernstliche Bemühn die allgemeine Form entlehnen müsse, um sie sodann selbsttätig weiter auszubilden, jeden Mechanismus meidend, und nur in dem Volkstümlichen des Deutschen glaubten wir dies sichere, nie zu verrückende, jeden Zwist aus innerer Notwendigkeit schlichtende Prinzip zu erkennen, welches uns freilich immer mehr überzeugte, wie fern wir, wie fern alle uns bekannte Veranstaltungen, dem Vaterland ein anderes junges Geschlecht zu bilden, nicht etwa von dem ewig unerreichbaren Ziel, sondern noch von den Schranken seien, aus denen der rastlose Lauf beginnen müsse. Gleich lebhaft fühlend die hohe Wichtigkeit der Sache und unser Unvermögen, allein eine Idee zu ergründen, die dem ganzen Vaterlande angehört, und darum auch wohl nur durch vereinigte Kräfte ans Licht gefördert werden wird, entwarfen wir zunächst zu unserer Belehrung und zum Gedeihen des Conradinum den Plan eines Archivs deutscher Nationalbildung. Aber wir durften hoffen, daß wir nicht die einzigen seien, die dies Bedürfnis fühlten: vielleicht schmeichelte uns



der Gedanke, vielleicht manches wohlgesinnten Genossen Dank zu verdienen, wenn wir vielseitigere Beleuchtung und Behandlung dieses Gedankens teils veranlaßten, teils gäben, und dies veranlaßte uns zu der diese Zeilen begleitenden Ankündigung.

Wie wenig bei der jetzigen Verfassung des Schulwesens der Schulmann nur über das Individuum vermag, wenn nicht das Band persönlicher Zuneigung hinzutritt, wird wohl ein jeder nach kurzer Erfahrung inne. Das beweist aber vielleicht nichts weiter, als daß man eigentlich noch gar nicht weiß, wozu man öffentliche Bildungsanstalten errichtet und erhält: ja, einige erkennen, die Idee mit der mangelhaften Ausführung vermengend, schon „die Schande des Zeitalters" in denselben. Wahrscheinlich würde sich mit dem Erfolg auch das Urteil umgestalten, sobald eine gewisse Einheit in den ersten Grundsätzen erreicht wird, aus denen sich das Verfahren dann schon selbst bestimmen muß. Selbst historische Schlüsse aus dem griechischen Erziehungswesen kommen begünstigend hinzu und ermahnen, den leidigen Unterschied zwischen Gelehrten-, Bürger- und Landschulen aufzuheben, wenn echte Volksbildung, jetzt illiberal und kastenmäßig einigen Ständen als ausschließendes Besitztum gegeben, wieder Volksgut werden soll, wo dann nur das Maß angeborner Kraft, nicht ungefüge Laune des Schicksals dem Individuum die ihm erreichbare Stufe vorzeichnen wird. Daß dies nicht das Werk eines Menschenalters ist, liegt am Tage: aber gerade unser Stand lehrt Resignation, weil wir durchaus für die Zukunft arbeiten. Es wird uns reichlich genügen, wenn solche Männer, deren Beifall Erhebung und Zufriedenheit gibt, unsern Willen rein und gut, den Weg, den wir wählen, nicht verfehlt achten.[5]

Die Ankündigung, die dem Briefe beilag, ist weder in Goethes Bibliothek noch an einer anderen Stelle aufzufinden gewesen. Was sie enthalten hat, ist indes zu ersehen aus dem Vorwort zum ersten Heft des Archivs, in dem sich die Herausgeber „mit Beziehung auf ihre frühere Ankündigung nochmals über den Zweck des Unternehmens



erklären", ferner auch aus einer Druckschrift, die dem Briefe Passows an Goethe weiter beilag. Es war das „Erste Programm des Conradinum bei dem Osterexamen 1811". Das Heft enthielt neben Schulnachrichten eine Abhandlung Jachmanns „Über das Verhältnis der Schule zur Welt". Passow bezeichnet diese Abhandlung Goethe gegenüber als eine „aus einträchtiger Verbindung" mit Jachmann und „aus gemeinsamen Resultaten" erwachsen, und in einem Briefe an Heinrich Voß in Heidelberg sagt er von ihr: „Sie spricht den Sinn unsrer Anstalt und unsers Archivs aus."[6] Wir dürfen also in den beiden genannten Schriftstücken einen zur Beurteilung ausreichenden Ersatz für die nicht mehr auffindbare Ankündigung erblicken.

In dem Vorwort zum 1. Hefte des Archivs wird der Zweck der Zeitschrift mit folgenden Worten angegeben:

Das Archiv soll nach Ansicht der Herausgeber nicht eine Niederlage für schriftstellerische Produkte zu bloß wissenschaftlichen Zwecken, sondern ein vaterländischer Sammelplatz sein, auf welchem sich die stimmfähigen deutschen Männer über diejenigen Gegenstände gemeinschaftlich beraten, von deren Anwendung die höhere Bildung und Veredlung der deutschen Nation abhängt. Sie haben demnach einen patriotischen Zweck im Auge, der sich nicht bloß auf die Jugend und auf das Schulwesen, sondern auf die ganze Nation und auf alle nationalen Bildungsmittel bezieht. Sie wünschen unter den deutschen Schulmännern und Erziehern, unter allen Patrioten, die in einem größern oder kleinern Kreise auf die Bildung der Nation einwirken, Übereinstimmung in Erkenntnis und Ausübung zu veranlassen, und dadurch eine wirkliche Nationalbildung einzuleiten.[7]

Die Abhandlung Jachmanns[8] greift, wie schon ihr Titel vermuten läßt, weiter aus. Es sind im wesentlichen drei Gedanken, über die sich der Verfasser verbreitet: 1. Die



Schule muß in einem präordinierten Verhältnis zur Welt stehen; 2. sie muß sich die harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte zum Ziel setzen; 3. in einer wohlgegliederten Organisation muß sie diese Ausbildung der gesamten Volksjugend, nicht etwa nur einzelnen Ständen, vermitteln.

Jachmann stellt die Schule in einen ausgesprochenen Gegensatz zur Welt. Die Zwecke der Welt sind sinnliche Naturzwecke, die Zwecke der Schule aber sind höchste Vernunftzwecke. Darum kann die Schule der Welt weder koordiniert noch subordiniert sein, sondern es entspricht einzig ihrer Würde, wenn sie ihr präordiniert gedacht und dementsprechend eingerichtet wird.

Befremdend ist es, daß das philosophische Jahrhundert, welches auch das Schulwesen seiner Kritik unterwarf und demselben eine gründliche Reform versprach, nicht allein die Schule im Dienste der Welt ließ, sondern sogar den Weltzweck als den höchsten Zweck der Schule aufstellte. Befremdend ist es, daß noch bis auf den heutigen Tag die Schulen selbst das Non scholae sed vitae zu ihrem Wahlspruch machen, sich für den Dienst der Welt bekennen, und eben dadurch ihren höhern Wert und ihren richtigen Standpunkt beurkunden wollen. . . . Obgleich die Schule als Erfahrungsgegenstand in der Welt befindlich ist, und als solcher einen Teil der Welt ausmacht, so ist deshalb der Begriff einer Schule nicht in dem Begriff der Welt, sondern mit diesem unter dem allgemeinen Begriff eines zu bestimmten Zwecken tätigen Menschenvereins enthalten. Die Begriffe von Welt und Schule sind demnach verschieden und schließen einander aus, weil die Tätigkeit der Welt und der Schule sich auf ganz verschiedene Zwecke beziehen. Da aber der Mensch einerseits als Sinnenwesen, anderseits als Vernunftwesen erscheint, und da seine Tätigkeit im erstern Falle auf Sinnenzwecke im andern aber auf Vernunftzwecke hin gerichtet ist, so treten Welt und Schule in einen reellen Gegensatz gegeneinander. . . .



Der reine Vernunftbegriff einer Schule umfaßt also eine Veranstaltung durch Menschen, welche die höchsten Zwecke der Menschheit erkennen und an sich selbst erreicht haben, der Welt die emporkeimende Generation zu entziehen und sie für diese höchsten Zwecke der Menschheit auszubilden. Daß eine Schule in dieser Natur und in diesem Gegensatze gegen die Welt vorhanden sei, erfordert das reine Vernunft-Interesse der Menschheit. Die Menschheit würde sich als solche selbst vernichten, und es würde eine bloß sinnliche und gemeine Menschenwelt übrig bleiben, wenn sie nicht durch besondere Anstalten dafür sorgte, daß die Ideen des Wahren, Schönen und Guten, das Leben in diesen Ideen und die Kraft selbige zu realisieren in ihr erhalten würde. . . .

Es erhebe sich demnach von nun an jede Schule zur Erkenntnis ihrer wahren Natur und Würde. Sie trete aus dem Dienste der Welt, und überlasse den Geschäfts- und Werkstätten, was diesen angehört, und was sie unendlich besser leisten als Schulen, die Werkstätten sein wollen. Sie stelle sich auf den erhabenen Standpunkt, den ihr die Vernunft anweist, und sei eine Bildnerin zur Humanität. Zu diesem Zwecke verbinde sie sich mit allen übrigen Schulen durch wechselseitige Mitteilung, Belebung und Vervollkommnung, damit alle ein Geist regiere. Mit dieser vereinten Kraft bekämpfe sie den Zeitgeist und führe die Menschheit zu einem bessern Leben empor!

Der eine Geist, der alle Schulen durchdringen soll, ist der edler, allgemeiner Menschenbildung. Der Schule ist es um Kraftentwickelung, um intellektuelle, ästhetische und moralisch-religiöse Kultur ihrer Schüler zu tun; diese ist ihr Zweck. . . .

Da nun bei dem organischen Zusammenhange der ganzen physischen und geistigen Menschennatur die Entwickelung und Ausbildung keiner einzigen Kraft vernachlässigt werden kann, ohne den ganzen Menschen zu verbilden, so arbeitet sie auch nicht auf einzelne Kräfte und Wissenschaften, sondern in harmonischer Verbindung auf alle Kräfte und auf alle ihrem Kulturgrade angemessene Wissenschaften hin, damit sich alle wechselseitig unterstützen und zur vollendenden Schulbildung vereinigen. Ja, tritt ein exzentrisch verbildeter

Schüler in diese Schule ein, oder entwickelt sich beim Unterricht eine von Natur hervorstechende Kraft, und dadurch zugleich das ihr angemessene Lehrobjekt in ihm schneller als alle übrigen, so hält sie nach diesem Klassensystem geflissentlich die vorauseilende Kraft zurück, bis jede andere einen angemessenen Grad von Kultur errungen und die Disharmonie sich wieder in Harmonie aufgelöst hat. . . .

Unser Begriff umfaßt nicht minder die Dorf- und Stadtschule als die Gelehrtenschule, weil sich in allen Menschen, wes Ortes und Standes sie übrigens sein mögen, soweit Anlagen und äußere Umstände es verstatten, die Menschheit entwickelt und gepflegt werden muß.

Wir sind der lebendigen Überzeugung, daß diese Schule der Humanität nicht einzelnen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, sondern der ganzen Menschheit angehört. Mögen immerhin Fähigkeiten oder äußere Umstände einem großen Teile der Menschen auch nur einen niedrigern Grad dieser Schulkultur verstatten; dem innern Geiste und Wesen nach kann und muß es nur eine Schule für das Menschengeschlecht geben, eine Schule, in der die Menschennatur harmonisch entwickelt und zu einem tätigen Leben für den höchsten Zweck der Menschheit gebildet wird. Dieses eine und dasselbe Vernunftprinzip muß die Elementarbildung des zarten Kindes, die höhere Krafterhebung des erwachsenen Knaben und die vollendende Schulbildung des Jünglings leiten und die einzelnen Schulabteilungen, die nach diesen Abstufungen der Kultur außerhalb einander errichtet werden, zu einem fest aneinander gegliederten Ganzen verbinden. Wir bemerken nur noch, daß nach diesem von uns aufgestellten Entwickelungsprinzip der Menschheit, als dem einzig richtigen Prinzip aller Schulorganisation, die aus der Pestalozzischen Schule ausgegangene Elementarbildung mit der weiter fortschreitenden und vollendenden Schulbildung durch reine Vernunfterkenntnis, Altertumswissenschaft und Religion, und durch alle mit diesen verbundene und Humanität fördernde Wissenschaften in die genaueste und engste Verbindung tritt, selbige vorbereitet und unterstützt, sowie gegenseitig von diesen bis zu einem vollkommenen, idealischen Leben ausgebildet wird.



Daß Jachmann seinen Organisationsplan mit Pestalozzis Ideen in Verbindung brachte, darf nicht wundernehmen. Die Pestalozzische Bewegung war so mächtig, daß jede neue pädagogische Strömung sich mit ihr auseinandersetzen mußte. Hatte doch auch Fichte in den Reden an die deutsche Nation die Ausführung seines groß angelegten Planes anknüpfen wollen „an den von Joh. Heinr. Pestalozzi erfundenen, vorgeschlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausübung befindlichen Unterrichtsgang". Ja er hatte in Pestalozzis Ideen den Grundgedanken der Nationalbildung selbst zu finden geglaubt. „Pestalozzi wollte bloß dem Volke helfen; aber seine Erfindung, in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, hebt das Volk, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf, gibt statt der gesuchten Volkserziehung Nationalerziehung, und hätte wohl das Vermögen, den Völkern und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines dermaligen Elends emporzuhelfen."[9]

Jachmann hatte sich bereits seit Jahren eingehend mit Pestalozzis Bestrebungen beschäftigt. Namentlich hatte ihm das von Zeller geleitete „Normalinstitut" in Königsberg Veranlassung zu einem gutachtlichen Bericht an den Minister Grafen zu Dohna gegeben.[10] Zeller war auch zur Mitarbeit an dem Archiv eingeladen worden. Schon am 24. Juni schreibt Passow an Voß: „Der treffliche Zeller, der uns hier besuchte, und an dem ich einen warmen Freund gewonnen, hat schon einen Aufsatz: Unsere Kinderwelt gesendet, worin das Leben in seinen Normalinstituten äußerst anziehend und instruktiv dargestellt ist." In dem Vorwort zum ersten Heft wird dann der „Ober-



schulrat Karl Aug. Zeller" neben Fichte, dem Historienmaler Gerh. von Kügelgen, Heinr. Voß, Fr. A. Wolf u. a. als „Teilnehmer von dem Archiv" genannt, und dasselbe Heft enthält gleich nach dem einleitenden Aufsatz Jachmanns den Zellers: Unsere Kinderwelt.[11]

Passow lag viel daran, Goethe für den Plan des Archivs zu gewinnen.

„Die günstigste Vorbedeutung erwünschten Erfolges würde es uns sein, wenn Ew. Exzellenz Billigung unser Bemühen leitete und schirmte. Denn sowie man nur vom Herrscher erwartet, daß er alle innere und äußere Kräfte seines Landes in großen Überblicken überschaue und wisse, was möglich, was unmöglich ist: so glauben wir voll Ehrfurcht und Vertrauen auch nur von Ihnen Natur und menschliches Leben und Wirken in seiner ganzen Fülle erschlossen, innigst überzeugt, daß Ihr Urteil über unser Vorhaben dessen künftige Geschichte sein würde" — so lautet der Schluß seines Briefes.[12]

Die Antwort Goethes fiel keineswegs ermutigend aus. Er schrieb an Passow am 20. Oktober 1811:

Über den neuen, mir mitgeteilten Plan wünschte ich mich mit Ihnen und Ihrem werten Herrn Kollegen, dem ich mich bestens empfehle, mündlich unterhalten zu können, weil es schwer ist, schriftlich kurz und klar über solche Gegenstände sich auszudrücken, um so mehr als meine Gesinnung mit der Denkweise der Zeit gerade in Opposition steht. Ich habe es immer für ein Übel, ja für ein Unglück gehalten, welches in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr überhand nahm, daß man zwischen Exoterischem und Esoterischem keinen Unterschied mehr machte, daß man die Grundsätze und Maximen, nach welchen man lehrt und handelt,



früher als die Lehre und das Handeln selbst öffentlich werden läßt, da doch sowohl das Beispiel der ältern Weisen als die Erfahrungen an dem neuern Tun und Treiben uns hätten aufmerksam machen sollen, daß man seinen Zweck vernichtet, indem man ihn voraussagt, daß eine Handlung, wenn sie glückt, nicht kontestiert wird, wohl aber nichts mehr Widerspruch erleidet als eine vor, ja sogar nach der Tat ausgesprochene Maxime. Möchte ich doch mit Pallas (Allgemeine Zeitung Nr. 285) ausrufen: „Die Wahrheit hätte nur unter uns Akademikern bleiben sollen!"

Ferner hat mich die Erfahrung gelehrt, daß man, besonders in Deutschland, vergebens mehrere zu einer Absicht zusammenruft. So viel Köpfe, so viel Sinne, ist eigentlich die Devise unserer Nation. Betrachte ich noch dabei die gegenwärtige Zeit und den abgelegenen, obgleich in mancher Rücksicht günstigen Wohnort, betrachte ich die babylonische Verwirrung, welche durch den Pestalozzischen Erziehungsgang Deutschland ergriffen, ob ich gleich von seinem vorgehabten Turmbau das Beste denken will: so glaube ich Ihrem Unternehmen wenig Glück weissagen zu können.

Diese ungünstige Voraussage wurde für den Empfänger nur wenig abgeschwächt durch den freundlicheren Schluß:

Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit hören, wie Ihr Unternehmen vorwärts schreitet, und es wird mir angenehm sein, wenn meine vielleicht hypochondrische Ansicht der Sache durch einen glücklichen Erfolg aufgeheitert werden sollte.[13]

Mit bedeutungsvollen Worten nimmt Goethe hier Stellung zu den von Jachmann und Passow angeregten Fragen. Die Sendung Passows mußte nach den verschiedensten Seiten hin seinen Widerspruch erregen.

Es war der nach den Prinzipien der Vernunftphilosophie konstruierte Normalmensch, den Jachmann erziehen wollte. Das Bildungsideal des Neuhumanismus mit seiner weltentrückenden Tendenz war hier durchsetzt mit Kants Kritizis-



mus, Fichtes nationalpädagogischen Grundsätzen und Pestalozzis didaktischem Lehrgang.

Goethe konnte unmöglich dieser aus den verschiedenartigsten Prinzipien zusammengetragenen Konstruktion zustimmen.

Zunächst mußte ihm die von Jachmann mit aller Schärfe betonte Notwendigkeit, Schule und Leben zu trennen, höchst unnatürlich erscheinen. Jachmann zeigt sich in diesem Teile seiner Abhandlung als strengen Kantianer. Die ganze Gedankenentwickelung ist aufgebaut auf den Dualismus der menschlichen Natur als sinnliches und intelligibles Wesen, auf den Gegensatz von sinnlicher Welt und Vernunftwelt, von Natur und Geist. Es ist ein Grundzug von Kants Lehre, diesen Gegensatz mit unerbittlicher Schärfe durchzuführen. Kants kritische Philosophie ist im wesentlichen eine zergliedernde, die die Grenzlinien genauer ziehen will zwischen den Elementen des Seins. Daher ist die strenge Scheidung der subjektiven und objektiven Faktoren Anfang und Grundlage seines Kritizismus. Mit dieser Scheidung waren für ihn zugleich in der Objektivität von Welt und Leben die Kräfte, Ansprüche und die Bedeutsamkeit der Dinge abgegrenzt. Es galt ihm, das Denken und das Handeln zu schützen vor Verschwommenheiten, Ungerechtigkeiten und Übergriffen des einen Prinzips in das andere. Insofern war also seine Grenzregelung zugleich eine Wertunterscheidung. Bei Jachmann ist diese ins äußerste Extrem getrieben und zur Weltverachtung, zur Weltfeindschaft geworden.

Goethes Lebensanschauung stand hierzu in ausge-



sprochenem Gegensatz. Nicht Trennung und begriffliche Abgrenzung entsprach seinem Wesen, sondern Vereinigung. Es war eine unmittelbare Äußerung seines Weltgefühls, den Wert und Zusammenhang des Weltganzen, sich in der Natur und die Natur in sich zu empfinden. Die Einheit von Objektivem und Subjektivem, von Natur und Geist suchte er innerhalb ihrer Erscheinungen selbst. „Sein ganzes inneres Verhältnis zur Welt ruhte auf der Geistigkeit der Natur und der Natürlichkeit des Geistes.“ Er fühlte sein Ich von vornherein gleichsam in Parallelität mit der Natur in ihrer Gesamtheit. „Trennen und Zählen,“ bekennt er selbst, „lag nicht in meiner Natur.“ Darum:

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterscheiden und dann verbinden.[14]

Infolgedessen empfand er nichts von Abneigung gegen Natur und Welt, sondern umfaßte alle Elemente, auch diejenigen, die auf der Stufenleiter der Wertbeurteilung einander entgegengesetzt erscheinen, mit reiner Sachlichkeit und einem hieraus hervorgehenden Gefühle der Zuneigung und Hingabe. „Im Sein empfinde Dich beglückt.“

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein.

Diese Anschauung hatte naturgemäß tiefgehenden Einfluß darauf, welche Bedeutung er der Welt und dem Leben für die Erziehung zusprach. Es mußte ihn wie etwas völlig Fremdartiges berühren, wenn Jachmann zwischen Schule und Leben eine Scheidewand aufrichten wollte. Denn für ihn war ja gerade das Leben mit seinen wechselnden Erscheinungen, mit seinem blühenden Reichtum des Ge-



schehens, das Leben mit der Fülle der Gesichte, auch mit all seinen Widersprüchen und Gegensätzen, der beste Erzieher und Bildner. Jachmann unternahm es in völliger Verkennung nicht nur des Wertes, sondern auch der psychischen Macht des Realen, die Sonne der Erfahrung durch das Kerzenlicht des Unterrichts zu verdunkeln. Goethe dagegen hat von allem Anfang an alle jungen Menschen, auf die er bildend einwirken wollte, in bewußter Absicht herangeführt an die Dinge der Wirklichkeit, damit das Leben in seiner tausendfachen Gestaltung sich kräftig in der jungen Seele abspiegele. Das hat er im Umgang mit Fritz von Stein Tag für Tag bewährt und geübt, das war die ausgesprochene Tendenz seiner Bildungsromane, das ist ihm für die ganze Zeit seines Lebens ein Grundsatz der Selbsterziehung gewesen.

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken,

und nur „im Strom der Welt“ kann sich ein Charakter bilden. Darum

Mit frischem Blick bemerke freudig
Und wandle, sicher wie geschmeidig
Durch Auen reichbegabter Welt!
Genieße mäßig Füll und Segen;
Vernunft sei überall zugegen
Wo Leben sich des Lebens freut.

Wie er „weite Welt und breites Leben“ zu allen Zeiten in voller Stärke hat auf sich einwirken lassen, so war es für ihn unumstößlich:

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen,
Nur das Leben lehrt jeden, was er sei.

Darum bedauerte er es, „wenn der vorzügliche Mensch verabsäumt, in die Fülle der äußeren Welt zu greifen, wo er allein Nahrung für sein Wachstum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann“.

So ist es also für Goethe ein mit der Lebenserfahrung des Alters abgelegtes Selbstbekenntnis und die Verkündigung eines ihm unabänderlich feststehenden Bildungsgrundsatzes, wenn er Lenardo seine Abschiedsrede in dem „Bund“ mit folgenden Versen schließen läßt:

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Überall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

In gleichem Maße mußte Goethe ein andrer von Jachmann vertretner Gedanke abstoßen: der der Allgemeinbildung, der harmonischen Ausbildung aller Seelenkräfte in dem Sinne einesteils einer gewaltsamen Zurückdrängung einer etwa die Harmonie störenden besonderen Anlage und anderenteils einer bewußten Ausschließung aller körperlich-technischen Bildung. Dem von Jachmann gezeichneten Bildungsideal der durch die Lehrstoffe der Antike zu schöner Harmonie entwickelten Persönlichkeit hatte Goethe auch einmal nahe gestanden. Aber diese Periode war längst für ihn überwunden. Er war inzwischen zu der An-

schauung zurückgekehrt, der er schon 1776 in einem Briefe an Charlotte von Stein klaren Ausdruck verliehen hatte: „Es bleibt ewig wahr: Sich zu beschränken, einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler, den Menschen.“[15] Seine „einzige Sorge“ um die Erziehung seines Sohnes war, wie wir bereits gesehen haben, „bloß zu kultivieren, was in ihm liegt.“[16] Und das stand ganz im Einklang mit dem Bildungsideal, dem er in der Epoche seiner Vollendung huldigte. Zu erkennen, „wo die Natur des Zöglings eigentlich hinstrebt“, hielt er für die erste Aufgabe des Erziehers; „weise Männer lassen den Knaben unter der Hand dasjenige finden, was ihm gemäß ist“, denn nur dadurch ist es möglich, ein glückliches Verhältnis herzustellen zwischen Fähigkeiten und Kräften einerseits und Neigungen, Wünschen und Wollen anderseits. „Narrenspossen“ nannte er mit starkem Ausdruck einmal „allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an“. Solche Vollkommenheit kann aber nur in der Einschränkung auf das Besondere erlangt werden. „Eines recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen,“ und „der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt.“[17]

Und weiter vollendete sich die Bildung für Goethe in der praktischen Ausführung des Gelernten. Es konnte ihm

nur ein Lächeln abnötigen, wenn er in Jachmanns Abhandlung las, daß gerade die gewaltsame Abschließung von der Welt und die Zurückhaltung von allem Weltgeschäft, d. h. von aller praktischen Betätigung, den Jüngling geschickt mache, in seiner späteren besonderen Berufsvorbereitung sich die nötigen Fertigkeiten zu erwerben. „Ein Jüngling von dieser allgemeinen wissenschaftlichen und humanistischen Bildung wird sich in kurzem und weit gründlicher, als der für den Weltdienst erzogene alle die Kenntnisse und Fertigkeiten aneignen, die zu seinem besonderen Berufsgeschäft erforderlich sind."

Dieses Märchen, daß die klassische Allgemeinbildung eine wunderwirkende Kraft auch für die technische Bildung in sich berge, fand bei Goethe kein Gehör. Für ihn stand vielmehr fest: „Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird."[18] Die Frage, welche Erziehungsart für die beste zu halten sei, beantwortete er: „Die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabbeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Teil am Gewinn, und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten. Aus einer solchen Masse können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern."[19] Diesem Standpunkt entsprechend entwarf er in der Pädagogischen Provinz einen Erziehungsplan, der sich durchaus, um einen Pesta-



lozzischen Ausdruck zu gebrauchen, auf „tägliche Tathandlung“ gründete, für den er selbst den Leitspruch aufstellte:

Und dein Leben sei die Tat!

Wenn Goethe in der Individualisierung der Bildung die Vollendung sah, konnte er endlich auch dem dritten Gedanken Jachmanns und Passows, der das eigentliche Wesen der Nationalerziehung zum Ausdruck bringen sollte, nicht zustimmen, dem Gedanken nämlich, daß die Nationalerziehung alle Unterschiede der Herkunft, des Standes ausgleichen solle.

Goethe lag es vollständig fern, das Talent aus ständischen Rücksichten in seiner Ausbildung zurückzuhalten; sein ganzes Leben lang hat er junge Leute, welches Standes sie auch seien, in ihrer Bildung zu fördern gesucht. „Er konnte in seiner Nähe kein Talent, keine nützliche Tätigkeit gewahren, die er nicht ermuntert, angeregt, durch Rat und Tat unterstützt hätte.“[20] Aber er hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen alle aufdringliche Gleichmacherei. Wie er z. B. alle „Sprachmengerei“ verurteilte, die Verschiedenheit der Mundarten vielmehr als berechtigt verteidigte und auf die Mannigfaltigkeit der Organe, Jugendeindrücke, Zusammenbildung der Gehör-, Sprach- und Denkwerkzeuge zurückführte,[21] so sah er auch in dem Stande, in den der Mensch hineingeboren war, etwas Gegebenes, von der Natur Bestimmtes, in den „Vorteilen der Geburt etwas Unbestreitbares“. „Eine Aussöhnung hierüber ist vergeblich, macht das Übel nur noch schlimmer, wie es z. B. die Bürger mit dem Luxus einer Hoftafel nicht versöhnt, wenn man einige aus ihrer Mitte zuweilen daran teilnehmen

läßt."[22] „Lassen wir also gesondert, was die Natur gesondert hat," das war Goethes Meinung wie über die einzelnen Volksteile nach räumlicher Gliederung, so über die einzelnen Volksschichten. Das Besondere, Eigenartige stand ihm höher; der Geist der Revolution, der die natürliche Schichtung des Volkes aus ihrem Gefüge sprengen und die Teile untereinander werfen will, war ihm gründlich verhaßt. Daß es zum Vorteil des Vaterlandes sei, in einer gemeinsamen Erziehung aller Stände die Unterschiede zu verwischen, widerstrebte ganz und gar seiner individualistischen Denkweise.

Diese Stimmung kommt deutlich in dem Briefe an Passow zum Ausdruck. Man solle, sagt er, den Unterschied zwischen Exoterischem und Esoterischem nicht übersehen, man solle den Satz beherzigen: „Die Wahrheit hätte unter uns Akademikern bleiben sollen." Er bezieht das zwar zunächst auf die Bekanntgabe des Planes vor der Ausführung, aber gerade durch diese Ausdrücke klingt doch deutlich hindurch, daß er mit ihnen die seiner Denkart zuwiderlaufende Gleichmacherei in dem Bildungsplan treffen will.

Der Unmut entladet sich in einem herben Urteil über Pestalozzi. Sein Erziehungsgang habe in Deutschland eine „babylonische Verwirrung" angerichtet.

Was veranlaßte Goethe zu diesem Ausruf und worin ist der starke Vorwurf begründet?

Nicht darin, daß Pestalozzi etwa die Schule vom Leben hätte absperren wollen. „Das Leben bildet!" Pestalozzi hat diesen Satz in der Rückschau auf sein Lebenswerk



„den großen Fundamentalgrundsatz alles naturgemäßen Erziehungswesens in sittlicher, geistiger und physischer Hinsicht" genannt.[23] Auch nicht darin, daß Pestalozzi den körperlich-technischen Teil der Erziehung vernachlässigt hätte; das Handeln, Arbeiten war ein unentbehrlicher Bestandteil in dem System seiner Bildungsmittel; ja, er empfahl eine viel engere Verbindung zwischen Handeln und Lernen als sie in Schulen aller Art bisher jemals geübt worden ist.

Der Mensch müsse, erklärt er, seine Hauptlehre bei seiner Hauptarbeit suchen, und nicht die leere Lehre des Kopfes der Arbeit seiner Hände vorgehen lassen; er müsse seine Lehre hauptsächlich aus seiner Arbeit selber herausfinden, und nicht die Arbeit aus der Lehre herausspintisieren wollen; deshalb müsse die Jugendlehre eines jeden Kindes sich um die eigentliche Arbeit desselben herumtreiben und wohl um dieselbe herum beschränkt werden, daß weder Kind noch Lehrer leicht weit davon abspringen.[24]

Wenn neuere pädagogische Bestrebungen wieder einmal darauf dringen, an die Stelle der Lernschule eine Arbeitsschule zu setzen, so können sie sich also mit vollem Recht auf Pestalozzi berufen.

So bleibt nur übrig, daß Goethe Pestalozzis Standpunkt in der Frage ob allgemeine Menschenbildung oder Standesbildung hat treffen wollen.

In der Rede, die Pestalozzi an seinem 74. Geburtstag hielt, sagt er: „Von Jugend auf ging das Ziel meines Lebens dahin, dem Armen im Lande durch tiefere Begründung und Vereinfachung seiner Erziehungs- und Unterrichtsmittel ein besseres Schicksal zu verschaffen. Es gelang mir aber durch mein Leben nicht auf irgend eine Weise



unmittelbar auf die Erziehung des Armen einwirken zu können.“ [25]

Diese Worte wirken in ihrer Schlichtheit erschütternd. Es kommt in ihnen das geradezu tragische Geschick Pestalozzis zum Ausdruck: der Abstand zwischen Vorhaben und Ausführen, die Unfähigkeit, zur Erreichung eines klar erkannten Zieles die Richtung nach ihm unveränderlich einzuhalten. Pestalozzi war durch die tatsächlichen Verhältnisse gänzlich von seinem ursprünglichen Ziel abgedrängt worden. Sein Erziehungsinstitut in Iferten war eine Anstalt für solche, die die Mittel hatten, einen erheblichen Pensionspreis zu zahlen. Sie strömten ihm aus allen Weltgegenden zu. In dem Bericht einer Kommission an die Tagsatzung der Eidgenossenschaft aus dem Jahre 1810 erhalten wir ein treues Bild über die Zusammensetzung der Schülerschaft. „Man sieht hier Europa im kleinen. Von mehr als 250 Menschen, die zur Anstalt gehören, sind nur die wenigeren Eingeborene. Russen, Franzosen, Deutsche, Holländer, Spanier sitzen am Tisch des Schweizers und lernen an seiner Seite.“ [26] Pestalozzi hat unter diesem Zwiespalt schwer gelitten. Er konnte die Empfindung nicht niederkämpfen, daß er der Sache, der er hatte dienen wollen, untreu geworden war, daß er um der Begüterten willen die Arbeit am Volke hintenansetzte. „Ich muß hier wiederholen, daß ich in der langen Reihe meiner Unglücksjahre hundert und hundertmal im stillen zu mir selber sagte: mit dem ersten Tritt, den mein Fuß auf die Schloßtreppe von Burgdorf gesetzt, habe ich mich in mir selber verloren, indem ich eine Laufbahn betreten, in der ich äußerlich nichts anderes als



unglücklich werden konnte."[27] So schreibt er selbst im Schwanengesang.

Aber noch ein anderer Widerspruch zwischen Theorie und Praxis machte sich geltend. Es hatte den Anschein, als ob Pestalozzi durch die Erziehung alle Standesunterschiede ausgleichen wolle.

Unabhängend von Stand und Lage muß eine wahrhaft gute Erziehungsweise von den unbedingten, ewigen und allgemeinen Anlagen und Kräften der Menschennatur ausgehen, und indem sie dem Kinde des Mannes, der nicht hat, wo er sein Haupt hinlegen kann, Anfangspunkte des Denkens, des Fühlens und des Handelns eigen und geläufig macht, an deren Faden es sich selbständig zur allgemeinen Entwickelung seiner Kräfte und Anlagen emporheben kann, muß sie dem Kinde des Mannes, in dessen Hand das Schicksal das Brot, die Ehre und die Ruhe von Tausenden hingelegt hat — die nämlichen Anfangspunkte an die Hand geben und es an eben denselben zu allem hinführen, was die höchste Ausbildung seiner Anlagen und Kräfte in seinen Lagen und Umständen bedarf und anspricht.[28]

So wurde der Ausdruck „allgemeine Menschenbildung" zum Stichwort des Pestalozzianismus, und hier war auch der Angelpunkt, an dem Fichte und später Jachmann ihre — nach Goethes Meinung — verfehlten Pläne einer Nationalerziehung an Pestalozzis Erziehungsgang anknüpfen wollten.

Also: Armenerziehung wollte Pestalozzi, allgemeine Menschenbildung wurde durch ihn und namentlich durch seine Anhänger proklamiert — und ausgesprochene Standeserziehung betrieb er.[29] In der Tat ein dreifacher Widerspruch merkwürdiger Art. Es scheint erklärlich, daß Goethe im Unmut hierüber und namentlich über die unklare Be-



wegung, die das Pestalozzische Schlagwort von der allgemeinen Menschenbildung zur Folge gehabt hatte, von einer „babylonischen Verwirrung“ sprach.

Von Pestalozzis „vorgehabtem Turmbau“ will Goethe „das Beste denken“. Darin liegt eine ausdrückliche Billigung des ursprünglichen Zieles Pestalozzis: dem niederen Volk, den Armen durch Verbesserung ihrer Erziehung und Vermittelung von Bildung aufzuhelfen. Daß aber Pestalozzi von diesem Ziele abgekommen, daß er in einem auffallenden Schwanken zwischen Verheißung und Erfüllung Mittelpunkt der verschiedensten pädagogischen Strömungen geworden war, die sich mit gleichem Recht glaubten auf ihn berufen zu können: das erregte Goethes Widerwillen.

Es mag ein ähnliches Urteil gewesen sein, das Goethe einst in einem Gespräch mit Knebel über Pestalozzi fällte. Knebel hat in einem Brief an seine Schwester in nicht gerade klarem Ausdruck über dies Gespräch berichtet. Goethe sei der Meinung, „daß unsere berühmten Schul- und Pensionsanstalten, als die Pestalozzischen u. a. meistens nur Geburten eines besondern Raffinements, nicht eigentlich menschliche Erziehungen seien,“ daß in diesen Instituten „nicht Bürger und Menschen gebildet würden, sondern Künstlichkeiten, Kunstwerke, die nachher wenig hervorbringen“.[30] Jedenfalls hat auch hier Goethe das Schwankende in Pestalozzis Plänen tadeln wollen.

Goethes Haltung der Nationalerziehung gegenüber ist schon damals vielfach abfällig beurteilt worden. Es bildete sich gerade in den Jahren nach der französischen Revolution



und in der Zeit, da Deutschland unter dem Druck der Napoleonischen Herrschaft schmachtete, in weiteren Kreisen die Meinung von dem „Volksfeind“ Goethe. Man hatte von ihm ein kräftigeres Eintreten für Deutschlands Ehre erwartet, eine wärmere Teilnahme an dem Geschick Preußens wie an den Bemühungen zu seiner Wiederaufrichtung. Die Zurückhaltung Goethes wurde als Schwäche, als Teilnahmlosigkeit, als Verständnislosigkeit gegenüber vaterländischen Ideen aufgefaßt. Namentlich kam er auch in den Verdacht, sich in der Zeit der allgemeinen Volkserhebung einem Bildungsaristokratismus hinzugeben, der mit der allgemeinen Anschauung der Zeit nicht zu vereinbaren sei.

Von dieser Meinung über Goethe gibt eine Tagebuchnotiz aus der damaligen Zeit Zeugnis, die von einem Jünger Pestalozzis stammt. Johannes von Muralt, bis dahin Lehrer an Pestalozzis Anstalt in Iferten, hatte einen Ruf als Geistlicher der deutsch-reformierten Gemeinde in Petersburg erhalten. Auf der Reise dahin, im Sommer 1810, hielt er sich mehrere Tage in Berlin auf. Seinem alten Lehrer, den berühmten Altertumsforscher Fr. Aug. Wolf, zu dessen Füßen er als Student in Halle gesessen, fühlte er sich innerlich entfremdet und suchte ihn darum nicht auf. In sein Tagebuch trug er ein:

Wolf hat schon an Kredit verloren, er scheint nun ganz seinen Launen zu leben, getrennt von Frau und Kind, eine fremde Frau im Hause und um sich. Auf Humboldt hat er mächtigen Einfluß, mit Goethe lebt er nun vertrauter als je. Man will wissen, diese drei Männer haben es nun in ihrer Bildung so weit gebracht, daß sie überzeugt seien, nur wenige Menschen seien bildungsfähig und bildungswürdig, die Masse müsse en canaille behandelt werden

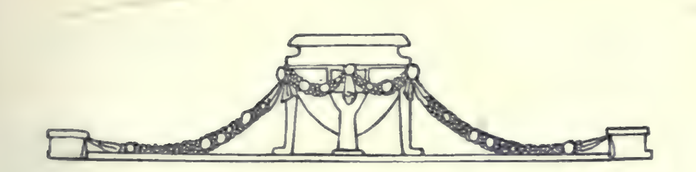
und verdiene keine Achtung. Dies habe ich von sehr bedeutenden, mit jenen nahe bekannten Männern gehört. Pestalozzis Wesen gefällt ihnen deswegen gar nicht.[31]

Es ist hier nicht der Ort, weiter darauf einzugehen, was an diesem Urteil über Goethe, das übrigens von einem schwarzseherisch veranlagten Manne niedergeschrieben wurde, etwa berechtigt sein mochte und was nicht. W. von Humboldt ist in diesem Zusammenhange gewiß ungerecht beurteilt. Allerdings hat in ihm wie in Fr. Aug. Wolf das neuhumanistische Bildungsideal einen seiner glänzendsten Vertreter gefunden. Welche unvergänglichen Verdienste er sich aber gerade in jenen Jahren, da er an der Spitze des preußischen Unterrichtswesens stand, um die Neuorganisation nicht nur der höheren, sondern gerade auch der Volksschulen erworben hat, steht geschichtlich unzweideutig fest. Er ist auch durch seine Räte Süvern und Nicolovius tiefer in den Kern von Pestalozzis Wesen und Streben eingeführt worden, so daß bei ihm in dieser Zeit von einer Abneigung gegen Pestalozzi nicht mehr die Rede sein kann. „Für die Elementarschulen habe ich schon hier viel in Pestalozzis Manier vorgefunden und gehe darin fort," schreibt er im Juni 1809 von Königsberg aus an Goethe.[32]

Goethe hat Passow gegenüber offen ausgesprochen, daß „seine Gesinnung mit der Denkweise der Zeit in Opposition stehe;" wir wissen, worin diese Opposition begründet war. Aber es ist bemerkenswert, daß sie in weiteren Kreisen aufgefaßt wurde als eine Abneigung gegen den Pestalozzianismus, der doch mit dem, was Goethe treffen wollte, wenig zu tun hatte. Er hat die Schale seines

Mißmutes über eine pädagogische Bewegung ausgegossen, die mit dem Pestalozzianismus teils nur lose zusammenhing, teils in direktem Gegensatz zu ihm stand, und er hat dabei einen Kraftausdruck von seltener Schärfe angewendet. Die bloße beiläufige Erwähnung Pestalozzis durch Jachmann und Passow genügte, um in ihm das zornige Wort auszulösen: Durch den Pestalozzischen Erziehungsgang sei in Deutschland eine „babylonische Verwirrung“ eingerissen.





7. Goethe und die Pestalozziverehrer am Main und Rhein.

In Goethes Geburtsstadt feierte der Pestalozzianismus Triumphe. Eine ganze Anzahl von Frankfurter Patriziersöhnen wurde in Pestalozzis Institut zu Iferten erzogen, so daß man dort von einer „Frankfurter Kolonie" reden konnte.[1] In vielen angesehenen Familien Frankfurts waren Schüler und Anhänger Pestalozzis als Hauslehrer tätig, an die damals begründeten neuen Schulen der Stadt berief man Pestalozzische Lehrer, in der Nachbarstadt Wiesbaden errichtete de l'Aspée eine Lehranstalt, in der nach der Pestalozzischen Methode unterrichtet wurde.

Es war also hier in der geistig angeregten alten freien Reichsstadt ein günstiger Boden für die lebhafte Propaganda, die Pestalozzis Freunde entfalteten.

Goethe wurde mit dieser Bewegung im Frühjahr 1808 durch Bettina Brentano bekannt gemacht. „Alle Christen schreiben über Erziehung; es kommt beinahe alle Woche



ein neuer Plan von einem neu verheirateten Erzieher heraus. Mich interessieren die neuen Schulen nicht so sehr als das Judeninstitut, in das ich oft gehe,"[2] berichtete sie Anfang Januar.

Kurz vorher hatte der Fürstprimas von Dalberg den Frankfurter Juden eine neue „Stättigkeit" verliehen, die ihnen u. a. das Recht einräumte, Schulen zu gründen und ein Handwerk zu erlernen. Sofort ging man daran, die neuerworbenen Rechte auszunützen. Das erste, was man ins Leben rief, war eine Schule; man gab ihr den Namen jüdisches Philanthropin. An die Spitze berief man einen für die Sache begeisterten Schulmann — übrigens einen Nichtjuden —: Franz Joseph Molitor. Er war in den Gesellschaftskreisen, in denen Goethes Mutter und Bettina Brentano verkehrten, ein gern gesehener Gast. So kam Bettina mit den Veranstaltungen zur Förderung der jüdischen Kulturinteressen in Berührung, gewann bald lebhafte Teilnahme dafür und wurde namentlich eine Beschützerin des jüdischen Philanthropins.[3]

In ihrem Briefwechsel mit Goethe, der in diesem Jahre sehr rege war, kommt sie oft auf das Philanthropin und auf Molitor zu sprechen. Dadurch wurde Goethe auf die Angelegenheit aufmerksam. „Senden Sie mir doch die jüdischen Broschüren," schreibt er im Januar 1808, „ich möchte doch sehen, wie sich die modernen Israeliten gegen die neue Stättigkeit gebärden. . . . Mögen sie etwas von den christlichen Erziehungsplänen beilegen, so soll auch das unsern Dank vermehren."[4] Bettina hat in wiederholten Sendungen Goethes Wunsch erfüllt. „Die Dokumente



philanthropischer Christen- und Judenschaft sind glücklich angekommen," heißt es in einem Briefe vom 3. April. Goethe macht dazu die etwas sonderbar klingende Bemerkung: „Es ist recht wunderlich, daß man eben zur Zeit, da so viele Menschen totgeschlagen werden, die übrigen aufs beste und zierlichste auszuputzen sucht." Aber was er von Molitor gelesen hat, hat ihn doch lebhaft interessiert. „Mache mir doch eine Schilderung von Herrn Molitor", fährt er fort, „wenn der Mann so vernünftig wirkt, als er schreibt, so muß er viel Gutes erschaffen."[5] Und als ihm dann Bettina eine zweite Schrift Molitors sandte und auf einer eingeklebten Einlage bemerkte: „Von Molitor, über welchen ich mit morgendem Posttag eine genaue Relation senden werde," antwortete er: „Was Du mir von Molitor zu sagen gedenkst, wird mir Freude machen; auch durch das Letzte, was Du von ihm schickst, wird er mir merkwürdig, besonders durch das, was er von der Pestalozzischen Methode sagt."[6]

Bettinas Sendungen befinden sich in Goethes Bibliothek, und wir sind daher in der Lage, zu prüfen, was sein pädagogisches Interesse angeregt hat. Er hat die von Bettina ihm übermittelten Broschüren sorgfältig aufgehoben, in einen blauen Umschlag gelegt und diesen eigenhändig mit der Aufschrift versehen: „Jüdisch-Pädagogische Franco-Furtensien".

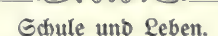
Von den sechs Broschüren, die Bettina sandte, kommen für uns nur die beiden von Molitor verfaßten in Betracht. Die erste ist betitelt: „Einige Worte über Erziehung mit besonderer Hinsicht auf das jüdische Philanthropin zu Frank-

furt a. M. Beigefügt dem Conspekt des Examens, welches den 19. u. 20. Dezember 1807 gehalten wird.“ Der Beifall Goethes bezieht sich jedenfalls auf Molitors Ausführungen über die Gliederung der Erziehung nach dem Stand der Zöglinge. Molitor unterscheidet den Nähr- und den Gelehrtenstand.

Der erstere ist bestimmt, die physischen, der letztere die moralischen Kräfte zu beleben. So teilt sich denn auch die Erziehung in die Erziehung zum Gelehrten, und in die zum Gewerbe treibenden Stande. Die erstere liegt hier außer unserm Gesichtskreise, wir haben nur hier die letztere zu berücksichtigen. Denn wenn auch einige Zöglinge vielleicht für den gelehrten Stand bestimmt sind, so können sie doch diesen Unterricht als Vorbereitung genießen.

Die verschiedenen Arten der Erziehung werden bestimmt durch den individuellen Stand in der Gesellschaft, zu welchem ein jeder übergehen soll. Der Gelehrte wird erzogen, die Region der Wissenschaft zu kultivieren und zu erweitern, und der Gewerbetreibende, um die pyhsischen Güter des Lebens zu erzeugen und zu vermehren. — Wer aber nichts anders ist als wozu ihn sein Stand macht, wer nichts anderes kennt und in sich fühlt, als das, was in die begrenzte Sphäre seiner bürgerlichen Wirksamkeit gehört, das ist eine Maschine, sei er Gelehrter oder Gewerbetreibender. — Es gibt aber noch etwas weit Höheres, als der bloße bürgerliche Stand, etwas, was eigentlich jenem erst zum Grunde liegt, und diesem allein Geist und moralischen Wert zu erteilen imstande ist; — und dieses ist nichts anderes als die innere Menschheit selbst.

Man sieht, das Ziel des Unterrichts wird hier in enge Verbindung gebracht mit dem Stand und künftigen Beruf des Schülers. Nach der fürstlichen Verordnung über die „Stättigkeit“ der Juden sollten die jüdischen Kinder für das bürgerliche Gewerbe erzogen werden. Das war also die Aufgabe, die Molitor zu lösen hatte. Sie trat noch



klarer hervor in der zweiten Abhandlung Molitors, die Bettina an Goethe sandte. Ihr Titel lautete: „Über bürgerliche Erziehung, mit besonderer Hinsicht auf das jüdische Schulwesen in Frankfurt.“ Wenn Goethe drei Jahre später Jachmanns Programm über die National-erziehung las, so mußte er die Empfindung haben, daß sie in allen Stücken das Gegenteil von dem befürwortete, was Molitor vertrat. Und wie ihm Jachmanns Gedankengänge als etwas seiner Natur gänzlich Fremdes erscheinen mußten, so mußten ihn Molitors Ansichten als mit seiner eigenen Denkweise in völliger Übereinstimmung stehend aufs angenehmste berühren. Nur einige Gedankenparallelen mögen herausgehoben werden.

Molitor findet die Erziehung im frühesten Zustand der Menschheit am vollkommensten.

In einem Zeitalter, wo der Mensch der Natur noch näher stehet, und ungetrübtes, ewig frisches Leben an dieser klaren Quelle schöpft; in einem Zeitalter, wo die geheiligten Bande eines öffentlichen gemeinschaftlichen Lebens den Menschen noch an den Menschen knüpfen, und jede Art von Tatkraft und Tugend in ihm wecken, da reift die Jugend empor unter der Pflege der Väter. Frühe zum Handeln gewöhnt, in anstrengender Tätigkeit geübt, wird sie erzogen durchs lebendige Beispiel, und zum Höheren hinaufgebildet durch die großen Muster und Vorbilder. Da gibt es keine Erziehung, was man so Erziehung nennt; keine Schule, die verschieden von dem Leben wäre — da sind es Lehrjahre fürs künftige Leben.

Wer wird nicht sofort daran erinnert, wie Goethe mit genau der gleichen Begründung die Erziehung der Hydrioten preist? (S. 137).

Sowie aber der Mensch, fährt Molitor fort, sich allmählich von der Natur entfernt, und in künstliche Verhältnisse sich verstrickt,

wird auch allmählich die innere Kraft des Handelns schwächer, und an die Stelle der Tat tritt am Ende die passive Reflexion. Statt zu Handeln reflektiert man über das Handeln, und bringt das bewußtlose Kunstgefühl des Handelns in ein systematisches Lehrgebäude abstrakter Regeln. So geht es mit allem. Da wo die Tatkraft gelähmt ist, und es keine öffentlichen Tugenden mehr gibt, fängt man an über Tugenden systematisch zu lehren. Da, wo der Kunstsinn und jenes reine Naturgefühl erstorben, fängt man an über Schönheit zu vernünfteln und die freie Erziehung des Kunstwerks an abstrakte Regeln zu binden; und da, wo das öffentliche und Privatleben seine lebendige, wirksame Kraft verloren und unfähig geworden, den Menschen zu erziehen, sucht man durch einen künstlichen Mechanismus den Mangel jenes lebendigen Geistes zu ersetzen.

Wem kommt nicht alsbald Goethes Ausspruch in den Sinn, daß alles Theoretisieren auf einen Mangel an Produktionskraft hindeute?

Es ist ein elendes, krittelhaftes Geschlecht, welches bei seinem Reichtum an Gedanken so nüchtern und arm ist. Weit höher an reinem Lebensgenusse stehet über ihm die Natureinfalt, die nie über das Denken und Fühlen spricht, aber tiefer und inniger fühlt, und wahrer denkt.

Kommt es einem nicht vor, als ob Goethe die launige Antwort auf die Frage, wie er es so weit gebracht habe, in unmittelbarem Anschluß an Molitors Worte gegeben habe:

Mein Kind, ich hab' es klug gemacht:
Ich habe nie über das Denken gedacht—?

Und ebenso den Vers:

Ja, das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß,
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles ist als wie geschenkt.

Oder den andern köstlichen, der gerade die Pädagogenzunft trifft:

Was wir Dichter ins Enge bringen,
Wird von ihnen ins Weite geklaubt.
Das Wahre klären sie an den Dingen,
Bis niemand mehr dran glaubt.[7]

Die Erziehung, sagt Molitor weiter, habe vor allem die Tatkraft des Menschen zu entwickeln. Das könne sie nur im engsten Anschluß an die individuelle Lage des Zöglings. Deshalb sei eine bürgerliche Erziehung für das Bürgertum das einzig Angemessene.

Vor einiger Zeit war es beliebter Grundsatz der Modeerziehung, den Menschen bloß zum Menschen zu erziehen. Aber es gibt keinen Menschen überhaupt, und ist nicht jeder Mensch ein Individuum? und nicht jedes Individuum ein Bürger?

Das Leben und die Natur ist eigentlich die wahre Schule des Menschen; unter ihrem Einflusse gedeiht die wahre Kraft und Fülle, und die bloß künstliche Schulerziehung erscheint doch nur wie eine Treibhauspflanze dagegen. Die Schule kann nur dann erst wahrhaft praktisch und nützlich werden, wenn sie soviel als möglich sich dem Leben nähert, im kleinen dasselbe nachzuahmen, und gewissermaßen den Gang seiner Erziehung zu befolgen sucht. Ein Grundsatz, welcher nicht bloß auf den Elementarunterricht, sondern auf die ganze Schule, durch alle ihre Stufen hindurch anwendbar ist. Es müßte also der Lehrer (besonders bei dem Elementarunterricht) nur überall von den Umgebungen umher, von den wirklichen Ereignissen um ihn oder andern bildlichen Gegenständen die Gelegenheit nehmen, die Gedanken der Kinder zu entwickeln und dorthin zu leiten, wohin er es haben wollte. So zwar, daß sein Unterricht dem Scheine nach ganz zufällig und mehr dem freien sich bildenden Gespräche im Leben ähnlich wäre, aber im Innern denn doch nach einem berechneten Plane angelegt und geordnet sein müßte.

Das alles entsprach, wie bereits früher (S. 133f.) aus-

einandergesetzt worden ist, durchaus Goethes Anschauungen über Erziehung und Bildung.

Bettina hat nur den ersten Teil von Molitors Abhandlung an Goethe gesandt. Dieser Teil war in der Frankfurter Zeitschrift „Europäische Staatsrelationen“[8] erschienen. Ob Goethe die Buchausgabe von Molitors Schrift, die dieser noch in demselben Jahre mit etwas verändertem Titel und in erweiterter Form veröffentlichte,[9] bekannt geworden ist, läßt sich nicht nachweisen. Wäre sie ihm in die Hand gekommen, so würde seine Zustimmung noch wärmer gewesen sein als über den ersten Teil. Im ersten Teil hatte Molitor seine Gedanken über den Elementarunterricht entwickelt; dieser sollte, selbst schon, immer von der individuellen Erfahrung der Schüler ausgehend, mit dem zehnten Jahre abschließen und dem „Spezialunterricht“ Platz machen. In drei Parallelklassen sollten hier die Schüler vom 14. bis zum 17. Lebensjahre in der Ausbildung einesteils zu Handwerkern, anderenteils zum Handels- und Manufakturstande unterstützt werden. Das war also ein bis ins einzelne durchgeführter Plan einer bürgerlich-gewerblichen Erziehung. Goethe würde an dem Plane seine helle Freude gehabt haben. Er hätte in ihm alles das gefunden, was er später an Jachmanns Plan vermißte: den engsten Anschluß der Schule an das Leben, die engste Beziehung auf den Beruf und Stand, die engste Verknüpfung von theoretischer Unterweisung und praktischer Betätigung:[10] alles Grundwahrheiten der Erziehung für ihn, die er später in der Pädagogischen Provinz ausgestaltet hat.



„Merkwürdig" wurde Molitor Goethen besonders durch das, was er von der Pestalozzischen Methode sagte. Wenden wir uns deshalb diesem Teile von Molitors Ausführungen zu.

In Pestalozzis Lehrart findet sich der erste Anfang einer ganz neuen, den bisherigen Systemen der Erziehung ganz entgegengesetzten Methode. Wenn man nur nicht, wie es bei dem ersten genialen Entdecker eines neuen Weges gar oft zu geschehen pflegt, den bloßen Anfang der neuen Bahn schon für das End- und letzte Ziel, den Buchstaben für den Geist, die Form für das Wesen hält. Pestalozzis große Idee besteht, so wie ich glaube, darin, nur durch äußere Anstöße das schlummernde Seelenvermögen und die freie Selbsttätigkeit des Menschen zu wecken. Er will, daß dem Kinde keine fremden, schon gemachten Begriffe beigebracht werden, sondern daß das Kind alle seine Begriffe in sich selbst erzeugen soll, damit sie als organische Gedanken aus der Tiefe des eignen Innern mit lebendiger Kraft selbst hervorgehen möchten. Dies ist offenbar die einzig wahre Ansicht echter Menschenbildung; der Mensch ist keine Maschine, sondern eine frei schaffende Tätigkeit.

Um das Kind in den Stand zu setzen, seine Anschauungen und Begriffe selbst zu erzeugen und zu konstruieren, zerlegt Pestalozzi dieselben in ihre Urelemente und setzt so allmählich mit dem Kinde diese zergliederten Elementteile zu einem Ganzen zusammen. Solchergestalt ist die Erziehung ein allmähliches, stückweises Zusammensetzen von lauter einzelnen Elementen; und nur am Ende der Erziehung kommt erst aus ihnen ein Ganzes heraus. Der große Nutzen, den diese Zergliederungsmethode gewährt, besteht darin, daß sie offenbar Bestimmtheit und Klarheit in den Begriffen erzeugt.

Soweit findet also Pestalozzis Unterrichtsgang Molitors Billigung. Nun kommt aber die Kritik:

Die Zergliederungsmethode zerstört durch diese Anatomie das wahre Leben der Begriffe, und der Mensch wird erst durch sie nach Jahren ein Ganzes. — Man darf nie den Weg der Natur ver-

lassen; der Mensch ist in jedem Momente seines Daseins ein Ganzes, auch das Kind trägt eine ganze Welt in sich. Und so wie der Mensch nicht durch ein stückweises Zusammenfügen der Teile entstände, sondern aus einem einzigen Keime wächst, ebenso kann man auch seine Ausbildung durch keine anatomische Verbindung einzelner Teile erzeugen. Die Vernunft muß aus einem lebendigen Keime sich bildend entwickeln. So notwendig es ist, jeden Begriff und jede Anschauung in ihre Elemente zergliedert darzulegen, damit die Begriffe und Anschauungen gleichsam dem Menschen durchsichtig werden, so darf man doch nie dabei die lebendige Verbindung der Teile vergessen, denn was hilft alle logische Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe, wenn ihnen die lebendige Bedeutung mangelt. Deshalb müssen diese beiden Methoden in steter Wechselbeziehung aufeinander, gleichsam so mit einem Schlage entwickelt werden; indem man jederzeit die Teile auf das Ganze, und das Ganze auf seine Teile beziehet. Nur so erzeugt sich die Klarheit, welche auch zugleich ein wahres inneres Leben besitzt; dagegen ein Verfahren, wo die Verbindung nicht gleich neben der analytischen Zergliederung vorgeht, als ganz naturwidrig zur Tötung des Lebens führt. Und nebst dem, wie unmöglich ist die reine Anwendung dieser bloß anatomischen Methode, da man es doch nie dahin bringen kann, daß das Kind seine Begriffe bloß aus der Hand des Lehrers empfängt, sondern sich viele auf eine gerade entgegengesetzte Art erwirbt. . . .

Was übrigens mein Urteil über Pestalozzi betrifft — vielleicht ist es unrichtig — vielleicht hat er die lebendige Einheit in seinem Geiste gefaßt und sie bisher nur nicht ausgesprochen. Ich habe geurteilt nach dem Wenigen, was mir vorliegt und kenne das Innere seiner Anstalt noch nicht.

Mit diesem Satze schließt Molitor seine Kritik des Pestalozzischen Lehrganges.[11]

Für uns ist bezeichnend, daß Goethes Aufmerksamkeit auf Pestalozzis Methode sofort wieder lebendig geworden ist, als Molitor Kritik an ihr übte. Die durch Molitors Schriften in ihm angeregten Gedanken haben ihn sicher



noch lange Zeit beschäftigt. Wir verstehen jetzt erst recht, weshalb er sich zu Jachmanns und Passows Ideen in Opposition fühlte. Wie lange nachwirkend die Anregungen waren, die er von Molitor empfangen, ist auch daraus zu schließen, daß er ihn im Oktober 1814 bei seiner Anwesenheit in Frankfurt besuchte.[12] Molitor war damals bereits von der Leitung des Philanthropins zurückgetreten. Daß aber gerade das Pädagogische im Zusammenhang mit Pestalozzi Goethe zu dem Besuche veranlaßt hat, ist sicher anzunehmen. Denn gerade in den vorausgegangenen Monaten war er in besonders nahe Berührung mit Pestalozzis Bestrebungen gekommen.

Nachdem Goethe seit 17 Jahren seine Vaterstadt nicht gesehen hatte, seit 22 Jahren nicht am deutschen Rhein gewesen war, trieb es ihn im Sommer 1814 nach der alten Heimat. Er verlebte in den Gauen am Main und Rhein überaus genußreiche Monate.

Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all dorther entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntnis,
Wär ein allzulang Geständnis.

An der Schwelle des Greisenalters wurde in diesem Sommer die Jugendkraft von neuem in ihm lebendig. Es waren die Jahre, die den West-östlichen Divan zeitigten.

Für uns ist dieser Aufenthalt Goethes in Frankfurt und Wiesbaden deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil der Dichter während dieser Zeit einen neuen Versuch machte, in Pestalozzis Gedankenwelt einzudringen, einen Versuch, ernster und anhaltender als je zuvor.

Einige Zeit vor seiner Abreise hatte er sich, wie im



Tagebuch notiert ist, mit dem „Sinn des Pestalozzischen Wesens" beschäftigt; es war ihm erzählt worden von „wunderlichen Versuchen von . . . . in Königsberg".[13] Jedenfalls handelt es sich um eine Unterhaltung mit Zelter, der damals in Weimar weilte. Er wird ihm von Zeller berichtet haben, dessen äußerlich-pedantische Nachahmung Pestalozzischer Manieren vielfach Spott erregte. Vielleicht hat er ihm dabei auch die lustige Anekdote erzählt, wie ihn 1809 in Königsberg der Kirchenrat Busolt mit Zeller verwechselt hatte.[14]

In Wiesbaden, wohin sich Goethe nach nur eintägigem Aufenthalt in Frankfurt a. M. sofort zum Kuraufenthalt begab, hatte ein Schüler Pestalozzis, Joh. de l'Aspée, einige Jahre vorher eine Elementarschule nach Pestalozzischen Grundsätzen eingerichtet.

De l'Aspée hatte sich aus dürftigen Verhältnissen heraufgearbeitet. Ursprünglich Handwerker, strebte er danach, sich eine höhere Bildung anzueignen. Unter harten Entbehrungen begab er sich zu Fuß nach Iferten zu Pestalozzi. Dieser wußte zunächst mit dem Maurergesellen nichts anzufangen, nahm ihn aber auf dringende Bitten wenigstens als Stiefelputzer an. Eines Tages überraschte ihn Pestalozzi, wie er, um etwas zu erhaschen, sich mit dem Ohr an das Schlüsselloch eines Hörsaales gelegt hatte. Nun nahm ihn Pestalozzi unter seine Schüler auf, und de l'Aspée entwickelte sich zu demjenigen seiner Jünger, der nach Pestalozzis Versicherung seine Methode am treuesten anwandte.[15]

Seine Elementarschule erfreute sich bald eines ausgezeichneten Rufes; wer von den Wiesbadener Kurgästen nur



einigermaßen pädagogisch interessiert war — und das waren in dieser Zeit alle geistig regsamen Menschen — besah sich den Betrieb. So zählt de l'Aspée in einem 1815 geschriebenen Briefe eine große Anzahl hervorragender Personen auf, die seine Schule besucht hatten: Fürstlichkeiten, hohe Staatsbeamte, Gelehrte und Schulmänner. Wir nennen hier nur die aus Goethes Bekanntenkreise: Johannes Schulze, Karoline von Wolzogen, Fr. Aug. Wolf und Clemens Brentano; letzterer quartierte sich auf mehrere Wochen bei de l'Aspée ein und wohnte regelmäßig dem Unterricht bei.[16]

Goethe wurde jedenfalls durch den Oberbergrat L. W. Cramer auf de l'Aspée aufmerksam gemacht. Cramer, ein namhafter Mineraloge, war während des Wiesbadener Aufenthaltes Goethes wissenschaftlicher Berater und stand mit ihm in fast täglichem vertrautem Verkehr. Da drei Töchter Cramers die Schule de l'Aspées besuchten, lag es nahe, daß sich das Gespräch auf sie lenkte. Goethe mochte es eine willkommene Gelegenheit sein, Pestalozzis Methode durch den Augenschein kennen zu lernen. Bereits wenige Tage nach seiner Ankunft in Wiesbaden bat er de l'Aspée zu sich. Dieser hat über die Ereignisse, die sich daran anschlossen, alsbald einen ausführlichen Bericht an Pestalozzi gesandt — woraus wir wieder ersehen können, daß Pestalozzi gerade an Goethes Urteil viel lag —, den wir hier in seinem ganzen Umfange folgen lassen:

Soeben, den 8. August, werde ich zum zweiten Male zu Geheimrat Goethe gerufen. Ich freute mich außerordentlich, daß er sagte, es wäre ihm lieb, wenn er meine Schule besuchen dürfe. Er kommt

morgen oder übermorgen. Er fragte, ob ich selbst bei Pestalozzi gewesen wäre. Sonst konnte ich nicht viel über die Methode mit ihm reden, aber in meiner Schule, wenn er die Fakta nicht absprechen kann, muß es gehen; auch suchte ich gar nicht mit ihm über die Methode zu reden, bevor er in meiner Schule war. Auch habe ich große Hoffnung, daß Geheimrat Zelter, der die Musik nach Pestalozzi lehrt, ein Busenfreund von Goethe, sich dieser Tage in meiner Schule einfindet. O, wie freue ich mich königlich. Das Besiegen der Gegner geht außerordentlich vonstatten. . . . Soeben, 9. August, läßt sich Goethe melden. Es ist $^1/_2$11 Uhr. Wie freue ich mich! Wenn mir's nur gelingt, daß ich auch vom Guten Gutes, vom Großen Großes sagen kann. Gott helfe mir! Jetzt setze ich zwei Stühle! Er kommt! Adieu. — Er ist soeben und, wie ich glaube, mit großer Zufriedenheit weg. Er blieb bis 1 Uhr. In der Grammatik fragte er manches selbst; besonders interessierte ihn die Kopfalgebra und überhaupt das Kopfrechnen, aber über alles ein Examen über deutsche Sprache. Ich aber fürchtete, das Ganze erscheine ihm als Prunk. — Und wirklich müssen die frappanten Resultate jedem, der den Gang nicht gesehen, selbst erfahren und begriffen oder den auf jeder Stufe der selbsttätigen Entwickelung erzeugten Grad der Kraft der Kinder nicht klar erkannt hat, als Auswendiggelerntes und mechanisch Eingeübtes erscheinen. Diesem komme ich jetzt bei allen meinen Besuchen dadurch zuvor, daß ich nicht ruhe, bis die Gegenwärtigen selbst examinieren; der Gegenstand, den sie wählen, mag nun den Kindern fremd oder bekannt sein, in jedem Fall muß er im kindlichen Kreise liegen. Ist der Gegenstand fremd, so sieht der Fragende, wie und mit welcher Kraft sie in das Fremde dringen, und hat er einmal die Kraft gesehen, dann ist er gewöhnlich erstaunt und zufrieden, weil er jetzt nicht mehr sagen kann, die Kraft sei auswendig gelernt. Das ist das Gift, woran die Gegner alle sterben und sterben müssen. Zu diesem Selbstexaminieren forderte ich auch den Geheimrat von Goethe auf, und als er erfreut sagte, ich möchte doch selbst fortfahren, nahm ich eine neue Sprachseite, von der meine Kinder noch nie etwas gehört hatten, was sie auch laut vor ihm bekannten. Vorerst muß ich sagen, daß sie mir selbst neu war.

Aber alles gelingt uns nur mit den Kindern, und zwar dann am allerbesten, wenn ich mich in einem für die Methode entscheidenden Augenblick dazu aufforderе oder dazu aufgefordert werde. Habe ich mich aber vorher präpariert, so ist mir die Erzeugung des Gegenstandes zu objektiv, und ich spreche aus in der Erinnerung an das früher Erzeugte, und mein Geist steht außerhalb der Sache, und ich erzeuge die Sache, während im andern Fall der Geist der Sache die Sache selbst erzeugt; mein Ich ist aber nur in der Wurzel der zu erzeugenden Sache noch mein Ich; späterhin wird mein Ich zum Ich der Sache, das sich selbst ausspricht. Spreche ich aber die Sache eigenmächtig aus, so zieht sich der Geist der Sache heimlich zurück, und die Sache steht zuletzt da, wie ich sie gemacht habe, nicht wie ihr eignes Leben sie gemacht haben würde. Weil mir jenes schon so oft wie ich glaube, gelungen ist, fürchtete ich mich auch nicht vor Goethe, und die Kinder zeigten sich so kräftig und selbständig, daß sich Goethes Gefallen an der Sache zunehmend zeigte. Soeben erfahre ich, daß Goethe zum zweiten Male kommen will, so gut habe es ihm gefallen. Er hat wenig geredet, aber viel über den Gang gefragt. Überhaupt halten die meisten Leute anfangs nichts auf den Gang; sobald sie aber die Kraft gesehen haben, wollen sie nun diesen wissen.

Goethe sandte dann zur Verteilung unter die Zöglinge eine Anzahl Exemplare von „Hermann und Dorothea", als Zeichen seiner Zufriedenheit mit ihnen.[17]

In Goethes Tagebuch ist unterm 9. August eingetragen: „Bei . . . Unterricht im Pestaluzzischen Sinne".[18] Über den von de l'Aspée erwähnten zweiten Besuch liegt weder eine Tagebuchnotiz noch ein Bericht vor.

Aber de l'Aspée vermochte noch mehr. Am 20. August war er bei Goethe „mit den Pestalozzischen Schriften", und dieser widmete sich an diesem wie am folgenden Tage eifrig der Lektüre von „Lienhard und Gertrud",[19] — 33 Jahre



nach dem Erscheinen des Buches. Aber immerhin: es liegt hier der erste sichere Nachweis vor, daß Goethe etwas von Pestalozzi selbst gelesen hat. Nach der Fassung des Tagebuches hat ihm de l'Aspée jedenfalls nicht nur Lienhard und Gertrud überbracht, sondern wahrscheinlich auch die Bücher, in denen Pestalozzi seine Methode darstellt. Daß Goethe sich auch mit diesen Schriften beschäftigt habe, ist nicht bekannt.

Aber am Ende derselben Woche gönnte er der de l'Aspéeschen Schule nochmals einen vollen Tag; er wohnte nämlich am 26. August vormittags und nachmittags je drei Stunden der öffentlichen Prüfung bei.

In Goethes Bibliothek befindet sich noch die Einladungsschrift, die de l'Aspée Goethe selbst überreicht hat. Da das Schriftchen einen lehrreichen Einblick in die Organisation und den Lehrbetrieb der Schule gewährt, die damals Goethes Interesse so anhaltend zu fesseln wußte, da sie ferner in der Literatur gänzlich unbekannt ist,[20] möge das Wesentliche aus ihr mitgeteilt werden.

Der Titel lautet:

Einladungsschrift
zu der auf den 25. und 26. August festgesetzten
dritten öffentlichen Prüfung der
Elementarschule
nach Pestalozzi's Methode
in Wiesbaden von Joh. de l'Aspée.

Auf der nächsten Seite befindet sich als Motto der Satz aus Goethes Wilhelm Meister:

Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Wilhelm Meisters Lehrjahre.[21]

Es folgt nun die Ordnung der Prüfung:

Den 25ten August.

Morgens von 8 bis 11 Uhr.

Französische Sprache.

III. Klasse. Übersetzen. Joh. de l'Aspée.

Lesen.

I. Klasse. Auffinden der Sprachelemente, Kenntnis ihrer Zeichen und erstes Lesen. Joh. de l'Aspée.

II. Klasse. Mechanisches und akzentuiertes Lesen. Muhl.

III. Klasse. Akzentuiertes Lesen. Joh. de l'Aspée.

Schreiben.

I. Klasse. Schreiben. Jacob de l'Aspée.

II. Klasse. Orthographisches Schreiben. Muhl.

Von der II. und III. Klasse werden Proben im Schönschreiben vorgelegt werden.

Buch der Mütter.

II. Klasse. Die Pflanze dient als Objekt dieser Übung. Muhl.

Nachmittags von 2 bis 5 Uhr.

ABC der Anschauung oder der Formenlehre.

I. Klasse. Einfachste Elemente der Form und Größe. Jacob de l'Aspée.

II. Klasse. Konstruktion der Form. Muhl.

III. Klasse. Geometrie. Muhl.

IV. Klasse. Geometrie. Joh. de l'Aspée.

Zeichnen.

II. Klasse. Darstellung der perspektivischen Gesetze. Jacob de l'Aspée.

II. Klasse. Fortsetzung derselben. Jacob de l'Aspée.

Den 26ten August.

Morgens von 8 bis 11 Uhr.

Geographie.

III. Klasse. Der formelle Teil der physischen Elementargeographie. Muhl.

III. Klasse. Geographisches Zeichnen und Erklärung der verschiedenen Projektionsarten. Joh. de l'Aspée.

Deutsche Sprache.

II. Klasse. Aufstellung der Gesetze der Länge und Kürze, Teilung der Silben und Arten derselben. Muhl.

III. Klasse. Arten der Worte, Deklination und Konjugation derselben. Muhl.

IV. Klasse. Fortsetzung der Grammatik. Joh. de l'Aspée.

Nachmittags von 2 bis 5 Uhr.

Rechnen.

I. Klasse. Unorganisches Bilden und Zernichten der Zahl. Jacob de l'Aspée.

III. Klasse. Organisches Bilden der Zahl und Teilen derselben. Muhl.

II. Klasse. Geometrische Verhältnisse und Bilden der einfachen Brüche. Muhl.

IV. Klasse. Bilden, Zernichten und Vergleichung der doppelten Brüche, Verhältnisse derselben. Muhl.

V. Klasse. Anwendung der Zahl und Algebra, schriftlich und mündlich aufgelöst. Joh. de l'Aspée.

Naturgeschichte.

III. Klasse. Der formelle Teil der Botanik. Joh. de l'Aspée.

Singen.

II. Klasse. Rhythmik oder Taktlehre. Muhl.

III. Klasse. Methodische Verbindung der Rhythmik, Melodik und Dynamik. Diktierübungen. Einige Lieder. Joh. de l'Aspée.

Von den größeren Kindern werden geometrische und algebraische Aufgaben und einige Aufsätze vorgelegt werden.

Mit dem Wiederanfange des Unterrichts wird zugleich der Anfang in der Geschichte gemacht werden.

Von besonderem Interesse ist das Stundenausmaß, das im fortlaufenden Unterricht das Zeitverhältnis der einzelnen Lehrgegenstände regelte:

Angabe der Zeit, welche wöchentlich für jeden Gegenstand verwendet wird.

Im Lesen hat die

I. Klasse	12 Stunden.	III. Klasse	2 Stunden.
II. Klasse	8 "		

Im Schreiben hat die

I. Klasse	6 Stunden.	III. Klasse	2 Stunden.
II. Klasse	5 "		

Im orthographischen Schreiben hat die

II. Klasse	2 Stunden.	III. Klasse	2 Stunden.

Im Buche der Mütter hat die

II. Klasse . . . . 2 Stunden.

In der deutschen Sprache hat die

II. Klasse	2 Stunden.	IV. Klasse	2 Stunden.
III. Klasse	2 "		

Im Zeichnen hat die

I. Klasse	2 Stunden.	III. Klasse	2 Stunden.
II. Klasse	2 "		

In der Geometrie hat die

I. Klasse	2 Stunden.	III. Klasse	2 Stunden.
II. Klasse	2 "	IV. Klasse	2 "

Im Singen hat die

II. Klasse	2 Stunden.	III. Klasse	2 Stunden.

Im Kopfrechnen hat die

I. Klasse	6 Stunden.	III. Klasse	6 Stunden.
II. Klasse	6 "	IV. Klasse	6 "

V. Klasse 2 Stunden Kopfrechnen, 2 Stunden schriftliches Rechnen, 2 Stunden Kopfalgebra und 2 Stunden schriftliche Algebra.

In der Geographie hat die

II. Klasse	2 Stunden.	III. Klasse	2 Stunden.

Im Französischen hat die

III. Klasse . . . . 6 Stunden.

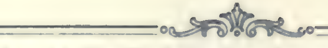
In der Gymnastik haben

alle Klassen mehrere Stunden.

In der Naturgeschichte hat die

III. Klasse . . . . 2 Stunden.

Gebet.



Es folgt dann noch das Schülerverzeichnis, aus dem hervorgeht, daß die Schule damals von 38 Knaben und Mädchen im Alter von fünf bis siebzehn Jahren besucht wurde.[22]

Am Schluß gibt de l'Aspée noch folgende Anmerkung:

Da auf der Prüfung nur Resultate erscheinen, so werde ich suchen, am folgenden Tage, den 27., in eben den benannten Stunden für die Freunde der Pädagogik, die es wünschen, den Gang der Methode in meiner Schule selbst darzustellen.

Es ist anzunehmen, daß de l'Aspée seinem Meister in Iferten über den Ausfall der Prüfung wiederum ausführliche Nachricht gegeben hat. Der Brief ist aber ebensowenig bekannt wie eine Äußerung Goethes. Daß sich dieser in der folgenden Woche weiter mit Pestalozzi beschäftigte, beweist das Tagebuch, wo unter dem 30. August die Notiz steht: „de l'Aspée, Pestaluzziana".[23]

Aus den Mitteilungen Cramers in dieser Zeit wissen wir, daß „Goethen das Pestalozzische Wesen außerordentlich interessierte und er immer davon sprach".[24] Soviel ist sicher, Goethe hat mit einer Ausdauer, die nur aus einem starken sachlichen Interesse erklärt werden kann, sich in die Pestalozzische Lehrart zu vertiefen versucht. Man muß bedenken, daß er nie in seinem Leben längere Zeit in einer Schule geweilt hat,[25] daß er beispielsweise dem weimarischen Gymnasium selbst in der Zeit als sein Sohn August dessen Schüler war, ferngeblieben ist, um zu würdigen, wie lebhaft damals in Goethe der Wunsch gewesen sein muß, sich innerlich mit Pestalozzis Methode auseinanderzusetzen.

In der zweiten Hälfte des September verlebte Goethe eine Woche in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M., ebenso etwa zehn Tage im Oktober. Unter den zahlreichen Freunden, Verwandten und Verehrern, die ihn hier mit Beweisen ihrer Zuneigung und Hochachtung überschütteten, ist in erster Linie der Bankier Joh. Jac. von Willemer zu nennen. Er hatte sich im Spätsommer dieses Jahres mit Marianne Jung vermählt; im Hause der Neuverwählten war Goethe ein mit Herzlichkeit gefeierter Gast. Er selbst befand sich im Willemerschen Hause im Zustande höchster geistiger und dichterischer Anregung. Hier war der Hintergrund für den West-Östlichen Divan. Was aber für uns von besonderer Wichtigkeit ist: Goethe befand sich hier in Pestalozzischer Atmosphäre.

Willemer hatte seinen Sohn aus erster Ehe, Brami, in Pestalozzis Institut erziehen lassen. Der Hauslehrer des Knaben, Elias Mieg, begleitete diesen 1807 nach Iferten und blieb mit ihm gemeinsam bei Pestalozzi. Während dieser Zeit wurde Mieg einer der eifrigsten und treuesten Pestalozzianer. Es entwickelte sich zwischen Iferten und Frankfurt ein reger geistiger Verkehr. Junge Lehrer an den Frankfurter Schulen und in Frankfurter Patrizierhäusern suchten Mieg in Iferten auf — unter ihnen z. B. auch der nachmals berühmte Geograph Karl Ritter — und verbreiteten nach ihrer Rückkehr Pestalozzis Ruhm in Frankfurt. Willemer, von jeher ein warmer Freund aller philanthropischen und pädagogischen Bestrebungen, entschloß sich, selbst nach Iferten zu reisen, um die pädagogische Umwelt, in der sein Sohn aufwuchs, aus eigener Anschauung kennen zu lernen.



Seine jüngste Tochter und seine spätere Gattin Marianne begleiteten ihn. Dieses erste Zusammentreffen zwischen Willemer und Pestalozzi war der Anfang einer Freundschaft, die von beiden Seiten mit aufrichtiger Herzlichkeit geübt worden ist. Die überlieferten Briefe sind dafür ein sprechendes Zeugnis. Als Willemer im nächsten Jahre abermals in der Schweiz weilte, kehrte er nach einem kurzen Ausflug nach Chamonix, den er mit Mieg und seinem Sohn unternommen, alsbald zu längerem Verweilen nach Iferten zurück; er versicherte Pestalozzi, „es sei in seiner Nähe viel herrlicher als bei den großartigsten Naturschönheiten, man sei bei ihm viel näher am Himmel als auf den höchsten Bergen“.[26]

Diese Ereignisse lagen fünf bis sieben Jahre zurück. Aber die Gesinnung Willemers gegen Pestalozzi war nicht erkaltet. Wie Mieg, auch nachdem Brami zum Jüngling herangewachsen war, Vertrauter des Willemerschen Hauses blieb, so dauerte die Freundschaft zwischen Willemer und Pestalozzi. Willemer war und blieb, wie Schnyder von Wartensee sagt, „einer der eifrigsten Pestalozzi-Enthusiasten in Europa“.[27]

Es ist nur zu natürlich, daß in dem Verkehr mit Willemer und seiner Gattin gerade jetzt, da Goethe in Wiesbaden sich eifrig mit „Pestalozziana“ beschäftigt hatte, Pestalozzi öfters Erwähnung fand. Goethes Interesse für die Sache konnte hier in eindringlicher Weise befruchtet werden, und Willemer wird keine Gelegenheit versäumt haben, die Teilnahme Goethes zu nähren.

Daß in Goethes Gedanken die Anregungen, die er

bei de l'Aspée empfangen, nachwirkten, dafür haben wir mannigfache Beweise: Sein schon erwähnter Besuch bei Molitor entsprang sicher dem Wunsche, sich mit ihm über pädagogische Fragen auszusprechen, und einen ähnlichen Grund mag es gehabt haben, daß er mehrere Tage später auf der Heimreise Johannes Schulze aufsuchte, der damals Gymnasialdirektor in Hanau war.[28] Ja, es gibt Spuren im Tagebuche, die darauf hindeuten, daß Goethe auch in den folgenden Monaten die Beschäftigung mit Pestalozzi nicht einstellte. Unterm 14. Dez. findet sich die Notiz „Pestaluzzischer Rechenunterricht".[29] Ob Goethe in Jena, wo er in jenen Tagen weilte, Gelegenheit gesucht hat, Pestalozzischen Rechenunterricht in einer Schulklasse anzuhören, oder ob ihm ein Buch Veranlassung gewesen ist, dieser Angelegenheit weiter nachzugehen, wissen wir nicht. Es wird aber gerade aus dieser Notiz ersichtlich, daß die Berührung mit dem „Pestalozzischen Wesen" im Sommer 1814 durchaus nicht nur eine flüchtige gewesen ist.

Im folgenden Jahre nahm Goethe seine Sommerfrische wiederum am Rhein. Bereits Ende Mai finden wir ihn in Wiesbaden. In den ersten Wochen scheint ihm die Pädagogik nicht nahe gelegen zu haben; ausgangs Juni kam er aber in einer besonders liebenswürdigen Weise mit de l'Aspées Schule von neuem in Berührung. Eine Schülerin hat später die hübsche Episode, die Goethe selbst im Tagebuch mit dem Stichwort „Gedicht für die Kinder" erwähnt,[30] niedergeschrieben und nach ihrem Bericht mag sie hier mitgeteilt werden.

Um den Namenstag (24. Juni) unsers hochverehrten und inniggeliebten Lehrers zu feiern, hatten wir einmal einige Zeilen aufgesetzt, in denen wir ihm unsre Glückwünsche darzubringen gedachten. Da taucht plötzlich in uns der Gedanke auf, daß Goethe sich vielleicht bewegen ließe, unsre Zeilen in Verse umzusetzen. Schüchtern naht sich die Kinderschar dem großen Manne und trägt ihm ihr Anliegen vor, indem sie ihm die niedergeschriebenen Sätze übergibt. Darauf erwiderte Goethe erst mit einem gelinden Verweise, daß wir ihm ein zu kleines Stück Papier gebracht hätten; man müsse, fügte er hinzu, stets auf einem großen Stück Papier beginnen, der kleine Raum beenge die Gedanken. Nachdem wir hierauf ein größeres Blatt herbeigebracht, schrieb Goethe, während wir ihm staunend zuschauten, in kurzer Zeit auf dasselbe einige Strophen, welche den Inhalt unsrer Worte wiedergaben. Noch heute sehe ich im Geiste den großen Mann, wie er erst einzelne Worte in angemessenen Zwischenräumen niederschrieb und dann, die Silben mit der Federspitze zählend, die Lücken allmählich ausfüllte; zuletzt zeichnete er unter die Verse eine aufgehende Sonne und schrieb auf ihre Strahlen unsre Namen, die er sich von uns nennen ließ.[31]

Die Berichterstatterin ist jedenfalls Dorothea Cramer, die älteste der drei Töchter des Oberbergrats Cramer, die damals nach Ausweis des Schülerverzeichnisses de l'Aspées Schule besuchten. Goethe war öfters Gast in Cramers Hause, verkehrte auch, wie das seine Art war, in liebenswürdigem Tone mit den Kindern Cramers und deren Gespielinnen. Dorothea hat wohl den Plan, Goethe um das Gedicht zu bitten, angestiftet, die Erinnerung an Goethes Schulbesuch im vorigen Jahr und sein teilnehmend-freundliches Wesen ist noch bei allen Schülerinnen in lebhafter Erinnerung gewesen; die mit „Hermann und Dorothea" Beschenkten werden den Dichter in besonders gutem Andenken



gehabt haben. So wagte sich die Kinderschar an den gefeierten Mann heran und wurde von ihm liebreich aufgenommen.

Das Gedicht Goethes ist leider nicht überliefert. Die Kinder hatten aber durch ihre Bitte Goethes Gedanken von neuem auf die Pädagogik gelenkt. Wenige Tage nach jenem Ereignis finden wir de l'Aspée bei Goethe und bald darauf notiert Goethe ins Tagebuch: „Bei de l'Aspée."[32] Ob er dem Unterricht beigewohnt oder de l'Aspée nur einen Besuch gemacht hat, weiß man nicht. Wahrscheinlich ist im Zusammenhang mit den folgenden Ereignissen das erstere.

Daß Goethe in Wiesbaden mit dem Staatsrat Süvern bekannt wurde,[33] jenem Rate Wilh. von Humboldts, der sich besonders um die Entsendung der „preußischen Eleven" zu Pestalozzi bemüht hatte, mag sein pädagogisches Interesse weiter angeregt haben.

Da trat ein Ereignis ein, dessen Schilderung auf den Leser wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkt. Boisserée, der damals Goethes täglicher Gast und Begleiter war, erzählt:

Abends (es war Anfang August) war ich mit Goethe und Oberbergrat Cramer auf dem Geisberg, es wurde oben gezecht in der Schenke. Ein Schwager von Cramer aus Hanau kam nach, das Töchterchen des alten Oberbergrats, etwa 16 Jahre alt,[34] führte ihn zu uns, ein ganz einfaches, frisches Kind. Goethe neckte sie mit ihrer großen Pestalozzischen Rechenkunst, erzählte uns von der Schule hier, und ließ dem Mädchen keine Ruhe, bis sie sich selbst eine algebraische Aufgabe, aber in Zahlen, gab, und die Auflösung machte. Es war eine verwickelte Aufgabe, drei unbekannte



Zahlen, von denen nur die Verhältnisse unter sich angegeben waren. Mir wurde ganz schwindelig bei der Auflösung; vorerst war es einmal nicht möglich zu folgen; dann aber die Bestimmtheit, die Förmlichkeit, womit das Kind die trocknen Dinge aussprach, die man sonst nur in den mathematischen Hörsälen zu hören kriegt, und wie sich dies arme Köpfchen was darauf zugute tat, mit den hohlen Zahlen herum zu wirtschaften; wie es gar selbst mit über diese Kunst sprach und vernünftelte, warum es Elementarunterricht genannt werde, da es doch, wie Goethe bemerkte, ganz darüber hinausginge, weil jeder alles selbst finde und erfinde; endlich über Buchstabenrechnungen, Gleichungen usw. Das alles mit der festen, schulmeisterlichen Haltung, setzte mich wahrhaft in Schrecken . . . .

Als wir im Dunkel gegen zehn Uhr nach Hause kamen, klagte Goethe seinen Jammer über dies Pestalozzische Wesen. Wie das ganz vortrefflich nach seinem ersten Zweck und Bestimmung gewesen, wo Pestalozzi nur die geringe Volksklasse im Sinne gehabt, die armen Menschen, die in einzelnen Hütten in der Schweiz wohnen, und die Kinder nicht in Schulen schicken können. Aber wie es das Verderblichste von der Welt werde, sobald es aus den ersten Elementen hinausgehe, auf Sprache, Kunst und alles Wissen und Können angewandt werde, welches notwendig ein Überliefertes voraussetze, und wo man nicht mit unbekannten Größen, leeren Zahlen und Formen zu Werk gehen könnte. Und nun gar dazu der Dünkel, den dieses verfluchte Erziehungswesen errege; da sollte ich nur einmal die Dreistigkeit der kleinen Buben hier in der Schule sehen, die vor keinem Fremden erschrecken, sondern ihn in Schrecken setzen! Da falle aller Respekt, alles weg, was die Menschen untereinander zu Menschen macht. Was wäre denn aus mir geworden, sagte er, wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor andern zu haben. Und diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wut, alles auf das einzelne Individuum zu reduzieren, und lauter Götter der Selbständigkeit zu sein; diese wollen ein Volk bilden und den wilden Scharen widerstehen, wenn diese einmal sich der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Pestalozzi unendlich erleichtert ist. Wo sind da religiöse,



wo moralische und philosophische Maximen, die allein schützen könnten? Er fühlte recht eigentlich einen Drang, mir über alles dieses sein Herz auszuschütten, und ich selbst war von all diesem voll, es sprach mich gleich an, wie eine Meldung des jüngsten Tages, und die Furcht vor den Russen war mir bei dem Namen Sievers, den Cramer als einen der schärfsten Prüfer und größten Rühmer der hiesigen Schule genannt hatte, in ihrer ganzen Macht aufgestiegen. — So führten wir uns wechselseitig in das Gespräch hinein, und Goethe bat mich wiederholt, um Gotteswillen nicht in die Schule zu gehen, ich würde zu sehr erschrecken.[35]

Ganz im Einklang mit diesem Erguß steht es, wenn Goethe später im Hause Willemers beim heitern Mittagsmahl, als ihm Mieg als Freund des Hauses angekündigt wird, „eine Apprehension hat, schon als der Mann hereintrat".[36] Und als er im nächsten Monat auf der Heimreise in Buchen einer „schweizer Pädagogen-Familie" begegnete, sprach er sich wiederum unmutig über das Erziehungswesen aus. Es war W. von Türk, der mit dem Reste seines Erziehungsinstituts von Iferten zurückkehrte, „ein ganzer schweizer Postwagen voll, neun oder zehn Personen". Goethe macht im Tagebuch die Bemerkung, die jedenfalls ein Niederschlag der Unterhaltung mit Türk ist, „daß man, mit Kindern im Wirtshause anlangend, in Deutschland gut, in der Schweiz schlecht empfangen wird". Aber unmittelbar darauf ergeht er sich Boisserée gegenüber in neuen „Klageliedern über das heutige Erziehungswesen; Versuche, Tasten und Wandern nach der neuen Erziehungsart!"[37] Da W. von Türk von Pestalozzi kam, bezieht sich das Klagelied auf dessen Lehrart.

Länger als ein Jahr hatte sich Goethe von neuem be-



müht, zu Pestalozzi ein inneres Verhältnis zu gewinnen — auch diesmal ohne Erfolg. Der Abschluß ist ganz ähnlich wie vor elf Jahren. Goethe prüft zunächst und gibt sich den Tatsachen objektiv hin; er läßt Personen und Ereignisse bereitwillig an sich herankommen; er ist lange im Urteil zurückhaltend. Aber endlich gewinnt alles das, was er schon 1804 mit Humboldts Worten ausgesprochen hatte, wieder die Oberhand, und das Schlußurteil kommt mit elementarer Gewalt, als Zorneserguß, zum Durchbruch.

Es war der letzte Versuch. Goethe wußte nun endgültig, daß ihm Pestalozzi nichts bieten konnte. Als er je am Jahresende in den Tag- und Jahresheften das Fazit des inneren Gewinnes zog, den ihm das abgelaufene Jahr gebracht, hielt er weder de l'Aspées Schule noch irgendein damit im Zusammenhang stehendes Ereignis für erwähnenswert. Auch in den Aufsätzen, die er in den folgenden Jahren in seiner Zeitschrift „Kunst und Altertum" über die Reisen an den Main und Rhein veröffentlichte, überging er die Angelegenheit mit Stillschweigen. An beiden Stellen sucht man sowohl de l'Aspées wie auch Pestalozzis Namen vergeblich.

Er hat damit deutlich genug bekundet, daß die pädagogische Episode für ihn weder zu der „großen Ausbeute und dem reichlichen Stoff an Persönlichkeiten und Lokalitäten" gehörte, noch daß sie „zur Belebung und Steigerung eines glücklichen Zustandes" irgend etwas beigetragen hat.[38]

Es ist deshalb auch erklärlich, daß er den Brief Pestalozzis, der zwei Jahre später bei ihm eintraf, nicht beant-

wortete und die darin ausgesprochene Bitte nicht berücksichtigte. Der Brief lautet:

Exzellenz!

Ein Greis, der am Ende seiner Laufbahn noch wünscht, die Bestrebungen seines Lebens zur Erheiterung der Fundamente und Mittel der Volkserziehung, so viel ihm möglich, zu mehrerer Reifung zu bringen und sich bei aller seiner Altersschwäche noch fähig fühlt, für die Menschheit auf diesem Weg noch etwas Wesentliches leisten zu können, sucht mit der neuen Herausgabe seiner Schriften die Mittel der Ruhe und häuslichen Selbständigkeit, die er für seine Zwecke dringend notwendig hat.

Edler Herr! Ich habe mich in meinem ganzen Leben durch fast unübersteigliche Hemmungen hindurchgedrängt. Alles Tun meines Lebens trägt das Gepräge dieser Hemmungen. Ich darf sagen, ihre Folgen haben alles das, was ich in der Welt gewollt und unter bessern Umständen gekonnt, so weit reduziert, daß ich wehmütig dastehe vor meinem Geschlecht und mich vor mir selber schäme. Aber noch heute kann ich mehr leisten, als ich je geleistet habe, wenn der Subskriptionsplan für meine Schriften einen für die Bedürfnisse meiner Zwecke und meiner Lage genugtuenden Erfolg hat. Edler Herr! Ihr Herz ist offen für meine Wehmut und Sie wünschen gewiß, daß ich das Gute, das ich zu tun mich noch fähig glaube, in meinen letzten Tagen ruhig, ungekränkt und ungehemmt versuchen und betreiben könne. Sie nehmen also die Freiheit nicht ungnädig, mit der ich Sie hochachtungsvoll bitte, meinen Subskriptionsplan in Ihren so tief in die wirkliche Welt eingreifenden Verhältnissen hie und da durch ein Wort der Empfehlung zu begünstigen.

Genehmigen Ew. Exzellenz die Äußerung der Ehrfurcht und Bewunderung, mit der ich die Ehre habe mich zu nennen Euer Exzellenz gehorsamster Diener

Yverdun d. 20ten Mai 1817. Pestalozz.[39]

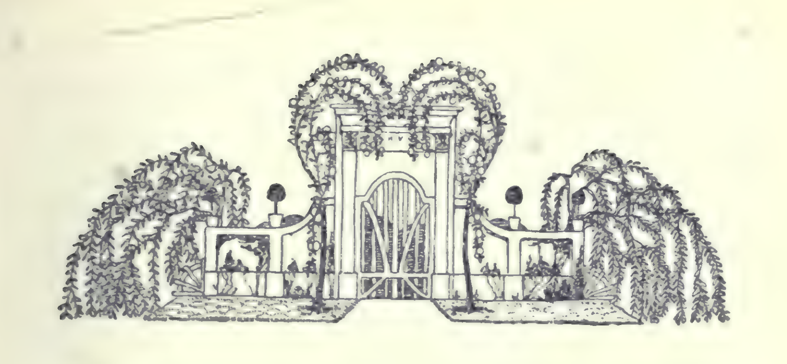
Der eindringliche Ton, die herzbewegende Sprache



dieses Briefes konnten Goethe nicht bestimmen, dem Bittenden entgegenzugehen. Er blieb stumm. Das mag hart und teilnahmlos erscheinen, — es ist aber doch im Grunde genommen nur der Ausfluß einer hohen Wahrhaftigkeit. Man denkt unwillkürlich an sein Verhalten gegen Lavater, das dem gleichen Grunde entsprang. Als ihm deutlich geworden war, daß er mit dem ehemaligen Freunde keine innern Berührungspunkte mehr hatte, daß sie in Denken und Gesinnung verschiedene Wege gingen, da war er „Haß und Liebe auf ewig los“. Er wußte, „was ihm per saldo von ihm übrig blieb“, und zauderte nicht, „einen großen Strich unter seine Existenz zu machen“.[40]

Goethe trachtete eben danach, „eine unbedingte Wahrheitsliebe gegen sich und andere zu behaupten“ und führte diesen Grundsatz namentlich in seinem Briefwechsel gewissenhaft durch.[41] Daraus entstand manche Härte — aber es war die Härte der unbedingten Offenheit und Ehrlichkeit.





8. Die Pädagogische Provinz.

Die letzte Beschäftigung Goethes mit Pestalozzi fiel in eine Zeit, da für den Dichter die Lösung eines pädagogischen Problems näher rückte. Die Wanderjahre kamen ihrem Abschluß nahe; die Erziehung von Wilhelms Sohn Felix mußte in ihnen nach der ganzen Anlage des Werkes und namentlich nach seinem Zusammenhange mit den Lehrjahren einen bedeutsamen Teil ausmachen.

Die eigene innere Entwickelung Goethes wie das Ausreifen seiner pädagogischen Anschauungen spiegeln die Lehrjahre, deren Entstehung sich bekanntlich über einen Zeitraum von fast zwei Jahrzehnten erstreckt, deutlich wider. In den ersten Büchern schwebt Wilhelm als Ideal vor, seine Persönlichkeit zu schöner Harmonie aller Anlagen und Geisteskräfte auszubilden. Es ist das Bildungsideal der universellen harmonischen Ausgestaltung des Individuums, das der Neuhumanismus predigte. „Mich selbst, ganz wie



ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht," schreibt Wilhelm in jenem Briefe, in dem er Werner das Programm seines Lebens entwickelt. „Ich habe an mich selbst zu denken, und wie ich mich selbst und das, was mir ein unerläßliches Bedürfnis ist, rette und erreiche. Ich habe nun einmal gerade zu jener harmonischen Ausbildung meiner Natur eine unwiderstehliche Neigung." [1]

Der Weg, den der Dichter Wilhelm einschlagen läßt, um zu solcher universellen harmonischen Bildung zu gelangen, ist der gleiche, den er selbst ging. Goethe suchte und tastete ebenso wie Wilhelm nach seiner wahren Sendung, nach seinem wahren Beruf. Die Dichtersehnsucht lag ihm in der Brust; zum Lebensberuf war ihm aber zunächst der des Juristen bestimmt; als Staatsmann trat er dann auf die politische Bühne, und es schien, als habe er darin seinen Beruf gefunden. Aber die künstlerische Sendung kann nur zeitweise beiseite gedrängt werden. Aus der Umstrickung der staatsmännisch-politischen Tätigkeit rettet sich Goethe nach Italien. Aber noch ist das Ziel seines Lebens keineswegs sicher: die bildende Kunst lockt ihn an und er meint, eine für den Beruf ausreichend starke Anlage zum Maler in sich zu entdecken. Erst nachdem diese letzte Selbsttäuschung als solche erkannt ist, wird ihm seine eigentliche Sendung, sein Dichterberuf, zu voller Gewißheit. So gelangt er durch Irrtum zur Sicherheit über sich selbst, — und den gleichen Gang läßt er Wilhelm gehen.

Aber noch eine andere Umwandlung vollzieht sich in seinem Bildungsideal. In jenem Streben nach individueller

Harmonie, nach formaler Abrundung und Vollendung des Individuums liegen zwei Mängel. Wer sich ihm hingibt, huldigt im Grunde genommen doch einem feinen Egoismus: das Selbst steht im Vordergrunde, die Ausgestaltung des Ich ist Mittelpunkt und Ziel des Strebens, die Mitmenschen, die Gemeinschaft, in der er lebt, berühren den Individualisten kaum, sein Persönlichkeitskultus vollzieht sich auf Kosten der Allgemeinheit. Und was damit zusammenhängt: jenes erstrebte Ebenmaß der Bildung ist etwas rein Innerlich-Formales, Ästhetisch-Beschauliches. Diese Bildung bringt nichts Objektives hervor, schafft keine Werte. Mit vollem Bewußtsein des Gegensatzes stellt Wilhelm in dem bereits erwähnten Briefe den gebildeten und den brauchbaren Menschen einander gegenüber. Jener gibt durch die Darstellung seiner Person alles, dieser nichts . . ., „er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei noch sein dürfe, weil er, um sich auf eine Weise brauchbar zu machen, alles Übrige vernachlässigen muß“.[2]

Aber in der Schärfe, mit der der Dichter hier Wilhelm die vermeintlich wahre Bildung in Gegensatz zur bürgerlichen Brauchbarkeit setzen läßt, ist bereits der Fehler in jenem Bildungsbegriff angedeutet. Und der Umschwung erfolgt bald: theoretisch durch den Oheim in den Bekenntnissen einer schönen Seele, der jenem selbstzufrieden-beschaulichen Persönlichkeitsideal den Grundsatz gegenüberstellt: „Tätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung“; praktisch aber — und das ist in unserm Zusammenhange



von besonderer Bedeutung — durch Felix, den Sohn Wilhelms.

Schon Schiller hat hervorgehoben, daß die Umkehr in Wilhelms Anschauungen vor allem bewirkt werde „unter der schönen und heitern Führung der Natur, durch Felix", daß „das schöne Naturverhältnis zu seinem Kinde" die geistige Gesundung bewirke.[3] Mit dem Eintritt des Kindes bekommt Wilhelms Leben einen neuen Inhalt. Das Schwanken in seinem eigenen Bildungserwerb ist zu Ende, es kommt ihm zum Bewußtsein, daß an die Stelle einer ziellos umhertastenden, nach einer vagen Allgemeinbildung sich sehnenden Vielgeschäftigkeit die Sammlung, die Konzentration treten müsse.

Wieder liegt die Parallele mit Goethes eigenem Leben klar zutage. Jener Gedanke von der Notwendigkeit der Begrenzung hatte sich von früherer Zeit her unter all den Zersplitterungen seines Lebens ihm immer wieder aufgedrängt. Schon in den aus der ersten weimarischen Zeit stammenden Briefen aus der Schweiz findet sich die Stelle:

Es ist mir nie so deutlich geworden wie die letzten Tage, daß ich in der Beschränkung glücklich sein könnte, so gut glücklich sein könnte wie jeder andere, wenn ich nur ein Geschäft wüßte, ein rühriges, das aber keine Folge auf den Morgen hätte, daß Fleiß und Bestimmtheit im Augenblick erforderte, ohne Vorsicht und Rücksicht zu verlangen. Jeder Handwerker scheint mir der glücklichste Mensch; was er zu tun hat, ist ausgesprochen; was er leisten kann, ist entschieden; er besinnt sich nicht bei dem, was man von ihm fordert; er arbeitet, ohne zu denken, ohne Anstrengung und Hast, aber mit Applikation und Liebe, wie der Vogel sein Nest, wie die Biene ihre Zellen herstellt; er ist nur *eine* Stufe über dem Tier



und ist ein ganzer Mensch. Wie beneid' ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischler hinter seiner Hobelbank![4]

Und bald danach bringt er, wie wir S. 136 bereits gesehen haben, den gleichen Gedanken Charlotte von Stein gegenüber wieder zum Ausdruck.

Jetzt war ihm die Notwendigkeit der Begrenzung zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Wilhelm nimmt jetzt die Lehre des praktischen Jarno an: „Nur alle Menschen machen die Menschheit aus und alle Kräfte zusammengenommen die Welt“ . . . Jede Anlage ist wichtig, und sie muß entwickelt werden, „aber nicht in einem, sondern in vielen . . . Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt.“[5]

Man sieht, das individualistische Bildungsideal ist gewichen, es hat dem sozialen Platz gemacht. Es ist notwendig, daß sich der Mensch „in einer größern Masse verlieren lernt, daß er lernt, um anderer Willen zu leben und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Tätigkeit zu vergessen. Da lernt er erst sich selbst kennen, denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit andern“.[6]

Und bald entwickeln sich Goethes Anschauungen noch einen Schritt weiter. Während er hier die Einschränkung und das Aufgehen in der Gesamtheit erst dann für erforderlich erklärt, „wenn die Bildung auf einem gewissen Grade steht“, und durch den Mund des Abbé erklärt: „Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, sind mir lieber als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln,“[7] kommt er bei der Erziehung seines eignen



Sohnes schon ein Jahr darauf zu der Überzeugung, daß Irrtümer im Bildungsgang einen verhängnisvollen Umweg bedeuten und bezeichnet es als seine einzige Sorge, bloß das in dem Knaben zu entwickeln, was wirklich in ihm liegt, und alles, was er lernt, ihn gründlich lernen zu lassen. Das Wort: „Es ist jetzt die Zeit der Einseitigkeiten",[8] das er Jarno erst später in den Wanderjahren in den Mund legt, ist also bereits jetzt sein Erziehungsgrundsatz, den er an dem eigenen Sohn betätigen will.

Wilhelm erhält, nachdem sich das Vaterherz bei ihm erklärt hat, seinen Lehrbrief. „Heil dir, junger Mann! Deine Lehrjahre sind vorüber; die Natur hat dich freigesprochen"; damit übergibt ihm der Sprecher des geheimen Bundes das Kind.

Was aber soll nun aus dem Knaben werden? Aus der leichtsinnigen Gesellschaft der Schauspieler und der Obhut der alten Kupplerin Barbara hat ihn Wilhelm bereits entfernt; aber auch bei der welttüchtigen und kerngesunden Therese, zu der er ihn in Pflege gibt, kann er nicht immer bleiben.

So schließen die Lehrjahre mit einem Hinweis auf die Zukunft. Daß das Werk fortgesetzt werden müsse, lag von Anfang an in Goethes Plan. Unter den vielfachen Verzahnungen, die er in den Lehrjahren stehen gelassen hatte, sind die pädagogischen nicht an letzter Stelle zu nennen. So verstehen wir jetzt gründlicher, wo das lebhafte pädagogische Interesse wurzelte, das bei Goethe in dem Vierteljahrhundert, das zwischen den Lehrjahren und den Wanderjahren in ihrer ersten Gestalt lag, immer wieder hervor-



brach; die wiederholten Versuche, die er machte, um in pädagogische Zeiterscheinungen einzudringen und sich mit ihnen ins klare zu setzen, erscheinen uns nun erst im rechten Lichte.

In der Pädagogischen Provinz hat Goethe schließlich die Ausbildung Felixens zu Ende kommen lassen. Die erste 1821 erschienene Bearbeitung der Wanderjahre enthält die ihr gewidmeten Kapitel bereits in allen wesentlichen Zügen in der endgültigen Form. Acht Jahre später hat er dann in der letzten Fassung jenes großartige Bild einer neuen, auf Arbeitsgemeinschaft und Berufsgliederung gegründeten Gesellschaftsorganisation entworfen. So füllen der pädagogische und der soziale Ideengehalt im wesentlichen die Wanderjahre aus. Und zwar stehen beide Gebiete im engsten Zusammenhang miteinander: die Erziehung soll die Menschen zu dem neuen Gemeinschaftsleben fähig machen.

Es liegt außerhalb unsrer Aufgabe, den reichen pädagogischen Gehalt der Pädagogischen Provinz und der Kapitel, die ihr vorangehen und folgen, auszuschöpfen. In welchem Verhältnis steht sie zu Pestalozzi, hat Goethe in diesem Schlußstück seiner pädagogischen Weisheit Pestalozzische Gedanken verarbeitet? Das ist die Frage, die uns hier zu beschäftigen hat.

Die Quellenforschung über die Entstehung der Pädagogischen Provinz gibt uns darüber Aufschluß; sie hat kürzlich eine erfreuliche Bereicherung erfahren. Schon Scherer hatte die Vermutung ausgesprochen, daß Goethe bei dem Entwurf dieser Kapitel das Institut Fellenbergs zu Hofwil



vorgeschwebt habe.[9] Creizenach hat dann in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Wanderjahre in ausführlicherer Darlegung die gleiche Vermutung wiederholt,[10] den endgültigen Nachweis hat aber im vorigen Jahre erst K. Jungmann erbracht.[11] Mit Benutzung des im Goethe- und Schillerarchiv vorhandenen Materials hat er unzweifelhaft festgestellt, daß tatsächlich Fellenbergs Erziehungsanstalt das Modell der Pädagogischen Provinz gewesen ist. Wir wissen nunmehr, daß man die Schilderung Goethes nicht mehr mit dem Namen Utopie abtun kann, daß sie vielmehr eine durchaus reale Grundlage hat, daß der Dichter, auch wenn er das Bild mit einigen phantastisch wirkenden Linien durchsetzt, das Ganze auf den Ton des Geheimnisses stimmt und in einer sibyllinisch klingenden Sprache vorträgt, doch auch hier den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen fühlt.

Jungmanns Beweisführung in allen Einzelheiten zu wiederholen, erübrigt sich für uns. Wir haben die Angelegenheit lediglich im Zusammenhange mit unsrer Hauptaufgabe zu behandeln; das wird nicht ohne Umweg möglich sein, aber den Vorteil ergeben, daß sich dabei erwünschte Gelegenheit bietet, einige nicht unwesentliche Ergänzungen zu Jungmanns Angaben zu bringen.

Wir wissen, Goethes endgültige Abkehr von Pestalozzi fand im Sommer 1815 statt. Bald danach wurde die Verbindung mit Fellenberg angeknüpft. Die Veranlassung dazu waren die beiden Kinder der Frau von Heygendorff, Karl Augusts natürliche Söhne. Goethe hatte auch an diesen Kindern vielfach sein Mentoramt bewährt[12] und wurde deshalb auch zu Rate gezogen, als der älteste von



ihnen, sein Patenkind Karl Wolfgang, damals im Alter von 10 Jahren, in eine Erziehungsanstalt gebracht werden sollte. Man hatte an die Hofwiler Anstalt gedacht und erbat sich Goethes Urteil über diese. Es scheint, daß Goethe bis dahin von Fellenbergs Institut kaum etwas gewußt hat. Jedenfalls aber wendet er sich noch an demselben Tage, an dem in seinem wie in dem Hause der Frau von Heygendorff die Angelegenheit besprochen worden ist, an seinen in allen schweizerischen Angelegenheiten wohlbeschlagenen Freund Meyer. „Wer ist wohl unter Ihren Freunden in der Schweiz", schreibt er ihm am 13. Sept. 1816, „durch den man recht genaue Nachricht von der Erziehungsanstalt zu Hallwil erhalten könnte, zugleich mit einem gewissenhaften Gutachten, inwiefern man Kinder und von welchem Alter man dort in Pension geben könnte?" [13]

Daß er Hallwil und Hofwil verwechselt, ist wohl ein Beweis dafür, daß ihm Fellenbergs Anstalt bis dahin unbekannt war.

Es beruht jedenfalls auf der Vermittelung Meyers, daß Chr. Lippe, einer von Fellenbergs Mitarbeitern, dem im Institut die engere Führung der Zöglinge und ihres gesellschaftlichen Lebens übertragen war, im Februar des nächsten Jahres auf der Rückreise aus seiner Vaterstadt Braunschweig nach Hofwil in Weimar die Reise unterbrach und von Goethe empfangen wurde. „Umständliche Beschreibung der Gegend, der Anstalt usw." notiert Goethe in sein Tagebuch; und gleich danach: „Mit Hofrat Meyer spazieren gefahren, derselbe zu Mittag." [14] Am folgenden Tage wird in einer Besprechung mit dem Hofmedikus



Rehbein, Karl Augusts Leibarzt und Goethes Hausarzt, der Bericht Lippes über Fellenberg ausführlich erörtert, zugleich der Reiseplan besprochen; denn Rehbein war inzwischen mit dem Auftrag betraut worden, den Knaben in Fellenbergs Anstalt zu verbringen. Anfang März trat Rehbein, ausgestattet mit einer ganzen Anzahl von Empfehlungsbriefen Goethes, die Reise nach Hofwil an. Mitte Mai kehrte er zurück und erstattete Goethe alsbald Bericht über das Geschaute und Erlebte. „Mit Rehbein spazieren gefahren. Derselbe zu Tische. Ausführliche Erzählung seiner Reise, Schilderung von Hofwil“, verzeichnet das Tagebuch vom 15. April.[15] Er überbrachte außerdem einen Brief Fellenbergs an den Großherzog[16] sowie einen solchen an Goethe.[17] In dem ersteren wird u. a. der Freude darüber Ausdruck gegeben, daß man in Hofwil hoffen dürfe, den Großherzog „einmal als Zeugen der ernsten Bestrebungen verehren zu dürfen“. Daß sich Goethe lebhaft für seine Anstalt interessiere, hatte Fellenberg durch Lippe und durch Rehbein erfahren.

Ich wünschte, schreibt Fellenberg daraufhin, bei alle dem, was wir Ihrem Leben und Ihren Werken zu verdanken haben — unseren Gang Ihrer Prüfung, Verehrtester! unterwerfen zu dürfen. Herr Rehbein wird Ihnen einiges davon erzählen; erlauben Sie mir daraufhin ausführlicher mit Ihnen darüber einzutreten, um mir Ihr Urteil und Ihren Rat zn erbitten, so würde ich unendlich dankbar dafür sein. —

Goethes Antwort erfolgte bald, und zwar in einem bemerkenswert warmen Tone; gerade aus diesem Grunde darf sie hier nicht fehlen.

Von Ihrem Bestreben und Tun, trefflicher, hochgeschätzter



Mann, hatte ich leider bisher nur allgemeine, dunkle Vorstellung. Dem Gange Pestalozzis hatte nicht folgen können; wie der Ihrige sich davon herleitete, übereinstimmend oder abweichend, ward mir noch weniger deutlich. Als nunmehr ein holdes, mir in manchem Sinne empfohlenes Kind Ihrer Leitung übergeben werden sollte, wünschte ich mir endlich auslangende Kenntnis, diese ward mir glücklicherweise durch Herrn Lippe, welcher, in kurzem Gespräch, mich über Ihre Tätigkeit und Zustände höchst erfreuend unterrichtete, wie denn das Rechte und Verständige gar schnell mitzuteilen ist. Und nun verdanke ich dem wackeren, treuen Rehbein, nach so vielem anderm Guten, auch noch einen Blick in Ihre Kreise.

Höchst erwünscht wird es mir daher sein, wenn Sie Ihren Vorsatz, mich noch weiter aufzuklären, baldigst ausführen werden, an aufrichtiger Teilnahme werden Sie nicht zweifeln, und verspreche gern, wo es verlangt wird, Geheimnis: denn die größten redlichen Absichten können selten in der gewöhnlichen Sprache des Tages ausgedrückt werden.

Grüßen Sie Herrn Lippe zum schönsten, auch unsern, Ihrer Sorgfalt anvertrauten Zögling, und lassen mein Andenken in Ihrem Kreise lebendig sein.

Möge Beikommendes Ihnen einiges Vergnügen machen und den jungen Männern, die Sie umgeben, teilweise nützlich werden.[13]

Im Sommer desselben Jahres berührte der Großherzog auf seiner Reise nach Mailand Hofwil und weilte im Fellenbergschen Kreise mehrere Tage.

Erst im September kam Fellenberg dazu, Goethes Brief zu beantworten.

„Es liegt mir ungemein viel daran, Sie in genauer Kenntnis meiner Zwecke und meiner Mittel und des vermittelst ihrer Kombination eingeschlagenen Ganges meiner Anstalt zu sehen,“ schreibt er. Er legt zu diesem Behufe dem Briefe ein handschriftliches Blatt über seine ferneren



pädagogischen Pläne bei, sowie ein Druckheft: die 1811 erschienene „Vorläufige Nachricht über die Erziehungsanstalt für höhere Stände zu Hofwil bei Bern in der Schweiz“.

Goethe antwortet wiederum bald nach dem Eingang von Fellenbergs Brief mit der gleichen Wärme wie im April.

Ew. Hochwohlgeboren

zutrauliches Schreiben und geneigte Sendung habe wohl erhalten und mich deren höchlich erfreut; ich verkenne die großen und edlen Zwecke nicht und bewundere die schon vorhandenen Mittel und geleisteten Wirkungen. Was ich von meiner Seite beitragen kann, die gute Meinung, die man von Ihrer Anstalt gefaßt hat, dadurch zu vermehren, daß ich Personen, die gar keinen Begriff davon haben, nach meiner Einsicht und Überzeugung mit diesem Gegenstand bekannt mache, geschieht gern und mit Freuden.

Am Schluß erwähnt Goethe, daß der Großherzog „gesund und munter und von Ihren Tätigkeiten erbaut“ zurückgekehrt sei.[19]

Wie reich Goethe den Gewinn schätzte, den er aus der Bekanntschaft mit Fellenberg gezogen, beweist die Aufnahme des Ereignisses in die Tag- und Jahreshefte.

Eine neue angenehme Bekanntschaft machte ich an einem Fellenbergischen Gehilfen, namens Lippe, dessen klare Ruhe, Entschiedenheit seiner Lebenszwecke, Sicherheit von dem guten Erfolg seiner Wirkungen mir höchst schätzbar entgegentraten und mich zugleich in der guten Meinung so für ihn wie für das Institut, dem er sich gewidmet hatte, bestärkten.[20]

Aber auch in den folgenden Jahren benutzt er jede Gelegenheit, sich weiter über Fellenberg zu orientieren. Im Januar 1818 hört er den Bericht, den ihm „Studiosus



Moeglich, aus der Schweiz kommend, bei Fellenberg und Pestalozzi gewesen",[21] erstattet, und im Sommer des gleichen Jahres bietet sich besondere Veranlassung zu tieferem Eindringen. Goethe war während dieser Zeit zu gewohntem Kuraufenthalt in Karlsbad. Er wohnte hier länger als einen Monat unter einem Dache mit dem russischen Staatssekretär Graf von Capo d'Istria. Dieser hatte im Auftrag des Kaisers Alexander im Sommer 1814 einige Wochen in Fellenbergs Institut geweilt und darauf einen ausführlichen Bericht an seinen Herrn erstattet, der unter dem Titel „Rapport présenté a Sa Majesté L'empereur Alexandre, par S. Ex. Mr. le comte de Capo d'Istria, sur les établissements de M. de Fellenberg a Hofwyl en Octobre 1814" im folgenden Jahre in Paris und Genf durch den Buchhandel veröffentlicht worden war.[22]

Goethe schätzte den Grafen, einen „trefflichen", einen „bedeutenden" Mann nennt er ihn in gleichzeitig geschriebenen Briefen. Nach den Tagebuchaufzeichnungen war Goethe öfters mit ihm zusammen, und daß sich dabei das Gespräch auch um pädagogische Dinge gedreht hat, ist aus den Notizen deutlich zu ersehen.[23] In Goethes Bibliothek befindet sich ein Exemplar von Capo d'Istrias rapport, das jedenfalls der Verfasser Goethe damals selbst überreicht hat.

Auch im nächsten Jahre verlor Goethe Fellenberg nicht aus dem Gesichtskreis. An einem Novemberabend 1819 erstattete ihm Meyer „Bericht über Fellenberg, Pestalozzi und anderes Verwandte".[24]

Es kam die Zeit, da die letzte Hand an den ersten Teil der Wanderjahre gelegt werden sollte. Da erhielt



Goethe im September 1820 den ihm hochwillkommenen Besuch des zwanzigjährigen Wilhelm von Fellenberg, des ältesten Sohnes des Institutsleiters. „Unterhaltung über die große Anstalt von Hofwil" steht im Tagebuch, und ein andermal: „kam der junge Fellenberg und blieb lange".[25] In den Tag- und Jahresheften bemerkt Goethe über diese Unterhaltungen: „Ein Fellenbergscher Sohn brachte mir die menschenfreundlich-bildenden Bemühungen des Vaters deutlicher zu Sinn und Seele."[26] Wenige Wochen darauf beginnt die Pädagogische Provinz im Tagebuche zu erscheinen.[27]

Es kann nach dem Mitgeteilten kein Zweifel mehr bestehen, daß wir in der Pädagogischen Provinz das Abbild von Fellenbergs Anstalten in Hofwil zu sehen haben.[28] An literarischen Quellen standen, soweit es sich nachweisen läßt, Goethe Fellenbergs „Vorläufige Nachricht" und Capo d'Istrias rapport zur Verfügung. Sie wurden ergänzt durch die mündlichen Berichte von Lippe, Rehbein, Karl August und dessen Reisegefolge,[29] von dem „Studiosus Moeglich", von Meyer, der über alle geistigen Strömungen in seiner Heimat und alle Einrichtungen und Veranstaltungen daselbst genau orientiert war, sowie endlich von dem jungen Fellenberg. Dazu kam die handschriftliche Beilage in dem Briefe Fellenbergs vom September 1817, aus der besonders der Satz erwähnenswert ist, daß Fellenberg seine sozialpädagogischen Zwecke „durch eine sorgfältige Konstituierung einer *pädagogischen Republik* erreicht zu sehen" hoffte. Es ist anzunehmen, daß diese Bezeichnung Goethe auf den Namen Pädagogische Provinz gebracht hat, wobei es interessant erscheint, darüber

nachzudenken, was ihn veranlaßt haben mag, statt Republik Provinz zu setzen.[30]

Auf Grund dieses reichen Materials ließ sich ein Bild der Erziehung entwerfen, das in allen Einzelheiten bestimmte Züge trägt, das seinen Wirklichkeitsgehalt überzeugend darstellt, wenn auch das Ganze mit dem Schleier des Geheimnisvollen umwoben ist. Als eine Utopie im Sinne eines phantastischen „Nirgendheim" darf also die Pädagogische Provinz keineswegs aufgefaßt werden. Und wenn Lenardo Wilhelm beim ersten Hinweis auf die Pädagogische Provinz mitteilt, sein alter Freund habe ihm gar manches von einer pädagogischen Verbindung erzählt, die er nur für eine Art von Utopien habe halten können, da es ihm geschienen sei, „als sei unter dem Bilde der Wirklichkeit eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorschlägen und Vorsätzen gemeint, die freilich zusammenhingen, aber in dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge wohl schwerlich zusammentreffen möchten,"[31] so will doch der Dichter damit lediglich den subjektiven Eindruck, den Lenardo von der Erzählung des „Alten" empfangen hat, kennzeichnen, keineswegs aber die Pädagogische Provinz objektiv als Utopie hinstellen. Wie könnte sonst Lenardo, der klare, weltpraktische Mann, dessen ganze Persönlichkeit auf eine energische Tätigkeit im Gebiete des wirklichen Lebens gerichtet ist, Wilhelm empfehlen, Felix in der Pädagogischen Provinz erziehen zu lassen! Ja, selbst die Annahme, daß der Dichter sich durch „die poetische Form der Gefahr unmutig entzogen habe, allzu wörtlich genommen zu werden",[32] erscheint wenig berechtigt. Wir müssen vielmehr jenes Wort, mit dem Goethe die Übersendung der



Wanderjahre an Zelter begleitete, in allem Umfang auch auf die Pädagogische Provinz anwenden: „Ich kann mich rühmen, daß keine Zeile drinnen steht, die nicht gefühlt oder gedacht wäre." [33]

Die inneren Zusammenhänge von Goethes Erziehungsgemälde mit Fellenbergs Anstalten hat Jungmann in der erwähnten Abhandlung mit Verwertung der gesamten Literatur ausführlich dargelegt. Unbekannt ist ihm aber geblieben, daß Goethe neben Fellenbergs „Vorläufiger Nachricht" auch Capo d'Istrias rapport als Quelle zur Verfügung gestanden hat. Das ist aber von besonderer Bedeutung, denn Goethe hat offenbar aus dieser Quelle vorzüglich geschöpft. Der Dichter fand hier eine bis ins einzelne gehende Schilderung der vielverzweigten Anstalten von Hofwil, er fand eine von einem geistreichen Manne mit eindringendem Verständnis verfaßte Würdigung der Person und der Bestrebungen Fellenbergs, in der besonders das Zusammenwirken aller einzelnen Teile des vielgliedrigen Organismus und die Abhängigkeit des Ganzen von höchsten sozial-pädagogischen und sozial-politischen Gesichtspunkten überzeugend und trefflich dargestellt war, er fand eine mit liebevoller Ausführlichkeit behandelte Beschreibung der Armenschule und eine von pädagogischer Wärme durchdrungene Würdigung der hingebenden Erzieherarbeit ihres Gründers und nächsten Vorstehers Wehrli; er fand eine klare Darlegung des gesamten Unterrichtssystems der verschiedenen Schulanstalten mit deutlicher Hervorhebung der charakteristischen Grundsätze Fellenbergs, daß die Bebauung des Feldes in dem Bildungsgang eines jeden Menschen eine bedeutungsvolle Stelle einnehmen

und daß theoretische Erkenntnisse aus praktischer Arbeit gewonnen werden müßten; er fand hier die Verwirklichung seines eigenen Prinzips, „daß man nichts lerne außerhalb des Elements, welches bezwungen werden soll", er fand eine reizvolle Zeichnung des Zusammenlebens der Jugend, in welchem allen edeln Trieben und Eigenschaften: dem Tätigkeitsdrang und dem Frohsinn, der Entdeckerfreude und der guten Sitte im Umgang Gelegenheit zur Entfaltung und Übung gegeben war, in welchem treffend zum Ausdruck kam, daß „Lebenstätigkeit und Tüchtigkeit mit auslangendem Unterricht weit verträglicher ist, als man denkt".[34]

Es wäre eine anziehende Aufgabe, die Parallelen in Capo d'Istrias Bericht und der Pädagogischen Provinz bis ins einzelne nachzuweisen, wobei z. B. sich zeigen würde, daß Goethe die ständische Gliederung, die Fellenberg aus wohlerwogenen Absichten seinen Anstalten gab, nicht beibehalten, sondern zugunsten einer Berufsgliederung aufgegeben hat, die schon in der Ausbildungszeit der Menschen vorbildlich sein sollte für das nach dem gleichen Gesichtspunkt gegliederte große Gemeinschaftsleben des ganzen Volkes, in welchem nach seinem Idealbild vom „Bund" die alte Standesgliederung vollständig untergeht. Es überschreitet den Rahmen unsrer Aufgabe, Übereinstimmung und Abweichung im einzelnen bloß zu legen. Auf zwei Gesichtspunkte aber können wir doch nicht unterlassen, besonders einzugehen.

Capo d'Istria hatte in eingehender Darstellung nachgewiesen, welche hohe Bedeutung in den Fellenbergschen Anstalten der Musik, insbesondere dem Gesang, beigelegt



werde. Die Musik in Theorie und Ausführung bildete bei Fellenberg einen wesentlichen Bestandteil des allgemeinen Unterrichts. Jeder Schüler, der die Fähigkeit dazu besaß, lernte ein Instrument, das er sich wählen konnte. Von dem gemeinschaftlichen Gesang aber, der täglich, auch in Verbindung mit andern Tätigkeiten geübt wurde, erhoffte man besondere Wirkungen für die Gemütsbildung. — Man vergleiche damit die Stellung, die Goethe in der Pädagogischen Provinz dem Gesang und der Instrumentalmusik zuweist.

Daß die religiöse Bildung bei Fellenberg mit Sorgfalt gepflegt wurde, macht Capo d'Istria in ausführlicher Wiedergabe des Unterrichtsganges deutlich. Fellenberg verfolgte, von Herbart angeregt, schon damals einen Gedanken, der sich in den Anfängen bereits bei Lessing und Herder findet, den Psychologie und Religionswissenschaft aber erst später zur allgemeinen Anerkennung gebracht haben: die Entwickelungsgeschichte der Religion in parallelem Laufe mit der Entwickelung des Kindes unterrichtlich zu betreiben. Man fand es sehr wichtig, die Dogmen der Kirche und die Mysterien unsrer Religion nicht eher zu behandeln, als bis der Schüler genügend vorbereitet sei, „mit einem einfältigen Glauben das zu erfassen, was sich Unerklärliches darin findet". Die Gefühle, die solcher Glaube voraussetzt, sollten das Ergebnis der Vertiefung in die Evangelien und einer lebendigen Erfassung des Lebens Jesu sein. — Wir haben hier die Grundzüge jenes zunächst seltsam anmutenden, aber in seiner Tiefe überwältigend großartigen Goetheschen Programmes der Erziehung zur Ehrfurcht.

In beiden Fällen ist freilich auch die Genialität

erstaunlich, mit der Goethe vorhandene Stoffe benutzt und geformt hat. Welch ganz eigenartiges Bild entwickelt er von der musikalischen Bildung, der er eine Art Mittelpunktsstellung einräumt, da „von ihr gleichgebahnte Wege nach allen Seiten laufen". Und welch genialer Plan entfaltet sich von dem Gedanken aus, daß die Ehrfurcht die Grundlage alles religiösen Empfindens sei![35]

Aber verlieren wir uns nicht weiter in Einzelheiten! Mit dem Nachweis, daß Goethe Fellenbergs Anstalten als Vorbild benutzt hat, um auf diesem Grunde sein pädagogisches Gedankengebäude zu errichten, ist für uns zunächst die Einsicht gewonnen, daß wir in der Pädagogischen Provinz nicht Pestalozzische Einflüsse zu suchen haben; ja wir können noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, Goethe habe sich hier mit ausgesprochener Absicht dem Pestalozzischen Einfluß entziehen wollen.

Man beachte, wie sorgfältig und ausführlich er jede Nachricht, die ihm von Fellenberg zufließt, behandelt. Mit welchen Prädikaten belegt er Christian Lippe! Dieser ist ja gewiß ein tüchtiger Erziehungsgehilfe Fellenbergs gewesen, aber „klare Ruhe, Entschiedenheit der Lebenszwecke, Sicherheit von dem guten Erfolg seiner Wirkungen" — Goethe rühmte sonst derartige hervorragende Eigenschaften nur an Menschen von weit höherer Qualität, und in den Tag- und Jahresheften hat er sonst nur Männer von entschiedener Bedeutung für sein Leben verewigt. Wie auffallend warm und anerkennend ist der Ton, in dem er an Fellenberg schreibt. „Phrasen machen wir nicht!" war Goethes Briefmaxime. Wenn er also Fellenberg als



„trefflichen, hochgeschätzten Mann“ anredet, wenn er von dem „Rechten und Verständigen“ seines Tuns spricht, wenn er „die großen und edlen Zwecke“ anerkennt und die „schon vorhandenen Mittel und geleisteten Wirkungen bewundert“, wenn er von einer ihm zugegangenen Sendung „höchlich erfreut“ ist, so läßt das bei ihm mit Sicherheit auf einen außergewöhnlichen Grad von Anerkennung und Zuneigung zu dem Manne wie zu seinem Werke schließen. Und was bedeutet es in der Sprache Goethes, wenn er, wiederum an besonders bemerkenswerter Stelle, sagt, der junge Fellenberg habe ihm die Absichten seines Vaters „deutlicher zu Sinn und Seele geführt!“ Mit solchen Ausdrücken redete Goethe nur von Dingen und Ereignissen, denen er einen ganz besonderen inneren Wert zuerkannte, die für ihn wirklich etwas Außerordentliches bedeuteten, etwas, das wesentlich höher lag als der Alltagswert.

Man vergleiche damit die Art, wie Goethe sich Pestalozzi und allem, was er von ihm erfuhr, gegenüber verhalten hat. Der Unterschied springt in die Augen, und es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung darüber, daß gerade in dieser Gegenüberstellung deutlich wird, wie Pestalozzi trotz aller Bemühungen nicht vermocht hat, bei Goethe einen bemerkenswerten Eindruck hervorzurufen. Goethe hat sich vielmehr, nachdem er wiederholt die Fruchtlosigkeit aller Versuche, zu Pestalozzi in ein inneres Verhältnis zu gelangen, erkannt hatte, in dem Drange seines pädagogischen Interesses Fellenberg gleichsam in die Arme geworfen, und daß er hier das zu finden meinte, was er bei Pestalozzi vergeblich gesucht hatte, hat ihn in eine Art enthusiastischer Bewunderung versetzt.

Er meinte das zu finden, was er bei Pestalozzi vergeblich gesucht hatte. Denn in Wahrheit stand ja Fellenberg ganz auf den Schultern Pestalozzis. Er war der mit einem großartigen Organisationstalent begabte, mit energischer Tatkraft ausgerüstete, zur Welt in einem gesunden Wirklichkeitsverhältnis stehende Ausführer Pestalozzischer Ideen. Was dem unpraktisch, ja träumerisch veranlagten Pestalozzi fehlte, das besaß Fellenberg, er war gewissermaßen die Ergänzung seines Wesens. Aber doch nur mehr nach der Seite der Betätigung hin als nach der selbstschöpferischer Gedanken; denn wenn auch Fellenberg viel zu selbständig war, um ein bloßer Nachahmer, viel zu geistvoll um ein bloßer Übertrager der Pläne anderer in die Wirklichkeit zu sein: das alle seine sozialpädagogischen und sozialpolitischen Pläne, die er in großartiger Weise zur Ausführung brachte, im Grunde genommen auf Pestalozzi zurückgehen, daß dieser zum mindesten als Voraussetzung zu Fellenbergs praktischer Wirksamkeit gedacht werden muß, ist geschichtlich unzweifelhaft nachgewiesen.[36]

Wenn man also mit Bielschowsky sagen will, Goethe sei von dem Winckelmannschen zum Pestalozzischen Bildungsideal übergegangen,[37] so ist das, objektiv betrachtet, in gewissem Sinne richtig. Nur liegt ein Anachronismus darin, wie Bielschowsky die Umkehr in Goethes Anschauungen, die sich bereits in den letzten Büchern der Lehrjahre zeigt, mit Pestalozzi in Verbindung bringt. In dem Erscheinungsjahr der Lehrjahre (1796) wußte man noch nichts von Pestalozzi als pädagogischem Reformator. Erst ein Jahr darauf erschien dasjenige Werk, das als Vorläufer



seiner pädagogischen Wirksamkeit angesehen werden kann: die „Nachforschungen“, und erst nach dem Beginn des neuen Jahrhunderts trat Pestalozzi mit seinen Erziehungsschriften hervor und begann seine eigentliche pädagogische Tätigkeit. Und weiter darf das erwähnte Urteil nicht, wie es Bielschowsky tut, so verstanden werden, als habe sich Goethe später mit Bewußtsein und mit voller Würdigung der Urheberschaft Pestalozzis an diesen angeschlossen. Fellenberg war der Umweg, auf dem Goethe in den Wanderjahren zu den großen Grundgedanken der Pestalozzischen Pädagogik vordrang, aber er sah sie nur in dieser Vermittelung aus zweiter Hand.

Nur in diesem Sinne kann man also behaupten, daß der sozial-pädagogische Hintergrund der Pädagogischen Provinz Pestalozzisch sei; er ist es ebenso, wie jener sich durch die Wanderjahre hindurchziehende didaktische Grundsatz von der Verbindung des theoretischen Unterrichts mit praktischer Tätigkeit. Die moderne Anschauungs- und Arbeitspädagogik, die sich jetzt z. B. besonders in Amerika entwickelt und die auch die besten Vertreter der deutschen Pädagogik nachdrücklich anstreben, wird drüben bezeichnenderweise learning by doing, Lernen durch Handeln, genannt, und man will dort mit diesem Ausdruck den Zusammenhang mit Pestalozzi absichtlich andeuten.[38]

Ja, es finden sich in den Wanderjahren Gedankenanklänge unmittelbarer Art, die den Schluß als nicht unberechtigt erscheinen lassen, daß in Goethe doch mancherlei aus seiner früheren Beschäftigung mit Pestalozzi nachgewirkt hat. Wenn die unmündigen Kinder einsehen sollen, „daß ein Gott da droben sei, der sich in Eltern, Lehrern,



Vorgesetzten abbildet und offenbart",[39] so erinnert man sich, daß Pestalozzi, wie Goethe in der J. A. L.-Z. gelesen hatte (s. S. 99), die Gottesvorstellung ausgehend „von dem Verhältnis, das zwischen dem unmündigen Kinde und seiner Mutter statthat", entwickeln wollte. Und wenn der Dichter den jungen Gehilfen von Wilhelms Schwager und Geschäftsteilhaber Werner sich „durch eine grenzenlose Fertigkeit im Kopfrechnen"[40] empfehlen läßt, so denken wir unwillkürlich an die jungen Rechenkünstler, die Goethe in de l'Aspées Schule kennen gelernt hatte.

Anderes weist nur scheinbar auf Zusammenhänge hin. In der ausführlichen Beschreibung der Spinner- und Webertechnik im dritten Buch der Wanderjahre könnte man ein bewußt aufgenommenes Seitenstück zu den Kapiteln des dritten Teils von Lienhard und Gertrud, in dem die Tätigkeit des Baumwollenmeyers geschildert wird, erblicken. Aber abgesehen davon, daß es zweifelhaft erscheint, ob Goethe in den paar Tagen, die er der Lektüre von Pestalozzis Volksbuch widmete, sich bis zum dritten Teile durchgelesen hat, wissen wir jetzt, das Goethe zu seiner Schilderung fast wörtlich eine Niederschrift seines Freundes Meyer benutzt hat.[41]

Als aus einer absichtlichen Reaktion gegen die Wirkungen der einseitigen Verstandeskultur, die Goethe durch die Pestalozzische Methode befördert sah, wenigstens mit entsprungen, dürfen wir aber die Lehre von den Ehrfurchten auffassen. Gewiß hat er hier allgemeinere Schäden des Rationalismus im Auge gehabt.[42] Aber jener Zornesausbruch gegen Boisserée über die „Dreistig-



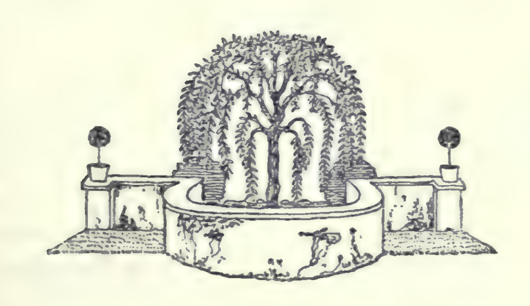
keit der kleinen Buben" in de l'Aspées Schule (vergl. S. 172), weist doch ziemlich deutlich auf das hin, was er als eine Schwäche des Pestalozzianismus hat treffen wollen.

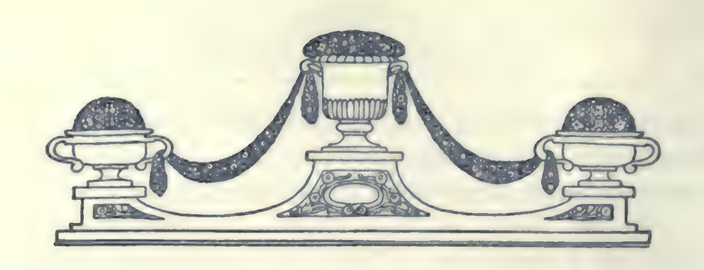
Daß Fellenberg zu Pestalozzi, wenn nicht in einem Abhängigkeitsverhältnis, so doch in einem innern Zusammenhang stehe, mithin die Pädagogische Provinz doch Pestalozzische Züge trage, kann Goethe selbst nicht entgangen sein. Lippe, der gerade in dem Jahre bei Goethe war, in dem zum zweiten Male der Versuch gemacht wurde, Pestalozzis in wirtschaftlicher Notlage befindliches Institut durch eine Verschmelzung mit Fellenbergs Anstalten vor dem drohenden Untergange zu retten, wird sicher auch von Pestalozzi gesprochen haben. In Capo d'Istrias Bericht wird wiederholt auf Pestalozzi hingewiesen, allerdings nur in dem Sinne, daß in den Fellenbergschen Schulen der erste mathematische Unterricht, sowie der Zeichenunterricht nach Pestalozzis Methode erteilt werde. Daß in den Gesprächen mit Meyer und dem „Studiosus Moeglich" von beiden Männern die Rede gewesen ist, läßt die Fassung der betreffenden Tagebuchnotizen sicher erkennen.

Goethe hat aber offenbar nicht das Bedürfnis empfunden, diesem Zusammenhange weiter nachzugehen. Er bekennt Fellenberg gegenüber offen, daß es ihm „noch weniger deutlich" geworden sei, wie dessen Erziehungsgang „sich von dem Pestalozzischen herleite, übereinstimmend oder abweichend". Und als nach dem Erscheinen der Wanderjahre in der letzten Fassung (1829) ihm Varnhagen von Ense schrieb, daß er viel in dem Werke lese und daß „bei diesem

Thema auch Pestalozzi in Betracht komme", antwortete er zwar ausführlich und wohlwollend, ging aber nicht auf die von Varnhagen angedeutete Parallele ein.[43]

Er hat damit in seinen letzten Lebensmonaten (der Brief ist datiert vom 5. Jan. 1832) stillschweigend die Meinung abgewiesen, daß für ihn bei der Abfassung der Wanderjahre Pestalozzi „in Betracht gekommen" sei.





9. Betrachtungen und Ergebnisse.

Bei einer Erscheinung aus dem persönlichen Leben Goethes wie der vorliegenden, die zuweilen fast zu einem psychologischen Rätsel zu werden scheint, genügt es nicht, Tatsachen zu konstatieren. Es entsteht das Bedürfnis, den Gründen nachzugehen. Versuchen wir also schließlich, uns Goethes Verhalten gegen Pestalozzi zu erklären.

Man begegnet in der Pestalozziliteratur zuweilen offenen oder versteckten Hinweisen, daß Goethe kein Verständnis für das niedere Volk gehabt und darum dem Wirken Pestalozzis, das davon ausgegangen war, diesem Teile des Volkes emporzuhelfen, teilnahmlos gegenübergestanden habe. So behauptet Mörikofer, Goethe habe das Volk, die Menge, verachtet, die Liebe zu ihm um Christi willen also nie verstanden.[1] Fr. Mann begleitet die Anrede Pestalozzis an Goethe in der Abendstunde eines Ein-



siedlers (s. S. 7) mit den Worten: „Ein ernster Vorwurf! Wie beneidenswert mußte Pestalozzi des großen Dichters Stellung am weimarischen Hofe erscheinen. Man liest zwischen den Zeilen, wie er wohl manchmal davon geträumt hat, was er in gleicher Lage für seine Zwecke tun und erreichen könne."[2] Morf macht zu dem Briefe W. von Türks über seine Erfahrungen am weimarischen Hofe (s. S. 81) die Anmerkung: „Ob wohl der Minister Goethe auch unter den Zuhörern war? Daß er für Pestalozzi und seine Sache keine Teilnahme hatte, das erhellt aus dem, was Muralt berichtet usw."[3]

Überall klingt die Mär von dem „Volksfeind" Goethe durch, von dem steifen Aristokraten, der mit Verachtung auf die Menge herabsieht.

Wie töricht ist doch dieses Märchen! Goethes Verhältnis zur „Masse" in allen Einzelheiten zu erörtern, würde eine besondere Untersuchung erfordern. Hier möge nur betont werden, daß er von seinen Jugendjahren an eine ausgesprochene Hinneigung wie zur Kinderwelt, so auch zu dem Volke, und zwar gerade zu dem niedern Volke empfunden hat. Man lese die Szenen im Werther von dem Dienstmädchen am Brunnen, dem Bauernburschen am Pflug, unter der Linde zu Wahlheim, und man wird das bestätigt finden. Und diese Hinneigung entsprang nicht etwa lediglich einer romantisch-poetischen Anwandlung, einem erträumten Ideal des Glücks in der Beschränkung, sondern sie hatte tieferliegende Gründe, die wir einesteils in der Wertschätzung des Volkes als Aufbewahrer und Vermittler aller ursprünglichen Poesie und Kunst, andernteils in



Regungen zu suchen haben, die wir heute im besten Sinne soziale nennen. Daß Goethe im Elsaß, durch Herder angeregt, Volkslieder „aus dem Munde der ältesten Mütterchens“ sammelte und diese Tätigkeit in gleicher Weise gelegentlich auch in Weimar fortsetzte, wird in jeder Literaturgeschichte weitererzählt. Aber es sollten in dem Bilde seiner Persönlichkeit auch diejenigen Züge nicht vergessen werden, die ihn uns in allen Zeiten seines Lebens als einen Freund des Volkes zeigen.

Schon als er in Frankfurt bei einem Brande in der Judengasse „auch seinen Tropfen Wasser zuschleppte“, belohnen ihm „die wunderbarsten, innigsten, mannigfaltigsten Empfindungen seine Mühe auf der Stelle“. „Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt und bin aber- und abermal vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind.“[4] Und die gleiche Empfindung bemächtigt sich seiner, als er drei Jahre später im Winter den Harz durchstreift:

> Wie sehr ich wieder, auf diesem dunklen Zug, Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe! die man die niedre nennt! die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren in un— — ich will mich nicht in Ausrufen verlieren.[5]

So ist er „gerne von der Welt und den Prachthäusern in das Niedrige geflohen, um am Einfachen und Beschränkten sich zu erholen“,[6] und auf allen seinen Reisen hat er das Volk nicht nur mit innerer Teilnahme beobachtet, sondern auch an seinem Leben teilgenommen; namentlich die Italienische Reise beweist das auf jedem Blatte.



Wo es galt, dem gemeinen Mann zur Hilfe beizuspringen, war er am Platze. Die tausenderlei „Suppliken“, die er in seiner weimarischen amtlichen Tätigkeit zu erledigen hatte, eröffneten ihm immer neue Einblicke in das Leben des Volkes, und wenn er so viel als möglich seine Entscheidungen nicht nach den Akten, sondern aus der lebendigen Kenntnis der Dinge und Personen heraus zu treffen suchte, so beweist das nicht nur seinen auf das Gegenständliche gerichteten Sinn, sondern namentlich sein Wohlwollen gegenüber den untern Volksschichten. Daß die Sachen „von unten nach oben anders aussahen als von oben nach unten“,[7] kam ihm dabei immer wieder zum Bewußtsein.

In jener Zeit ging die Hilfeleistung der Menschen in Notfällen noch von Hand zu Hand und brachte deshalb auch die Helfenden untereinander wie auch Notleidende und Helfende im Gemüt einander näher. Die Einrichtungen unsrer trocken-modernen Zeit erfordern es, daß die Brandstätte polizeilich abgesperrt wird, damit die Menge die Feuerwehr, die für ihre Dienste entlohnt wird, nicht in ihrer Arbeit stört. Früher griff jeder mannhaft zu, und die Menschenliebe und Hilfsbereitschaft fand unmittelbareren, naiveren, darum aber um so innigeren Ausdruck. Goethe hat in allen Lagen seines Lebens, wo Not an den Mann ging, wirklich „zugegriffen“. Bei dem Hochwasser in Jena, wo er „die Vorgesetzten auf keine außerordentlichen Fälle gefaßt, die Unglücklichen ohne Rat und die Verschonten untätig“ fand,[8] und wo es nach dem Zeugnis Karl Augusts seiner Entschlossenheit und Übersicht zu danken war, daß „im Wasser niemand umgekommen ist“; oder auf

dem Brandplatze in Großbrembach, wo ihm die Glut die Augenbrauen versengte und das Wasser, in den Schuhen siedend, ihm die Zehen verbrühte. „Man fühlt da recht, wie einzeln man ist und wie die Menschen doch soviel guten und schicklichen Begriff haben, etwas anzugreifen.“ [9]

Die sozialen Nöte der niedern Volksklasse in dem kleinen Herzogtum sind ihm von jeher ein Gegenstand teilnehmender Sorge gewesen. Schneidend empfindet er den Gegensatz zwischen den Regionen der höchsten Poesie, in die er sich aufschwingen möchte, und dem sozialen Elend, das ihm in der Berührung mit dem Volke entgegentritt. „Hier will das Drama gar nicht fort, es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte.“ [10] „Den armen Maulwürfen in Ilmenau Beschäftigung und Brot zu geben,“ [11] lag ihm beständig in dem Sinn, und daß der Bauer seinen Kohl nicht für das freche Wild baue, suchte er mit allen Mitteln anzustreben. Dabei scheute er sich nicht, fürstlichen Liebhabereien und Launen, wenn es ihm nötig schien, scharf entgegenzutreten. Jener berühmte Brief vom Weihnachtstag 1784 an Karl August, in dem er den Herzog mit dringenden Worten ermahnt, die Wildschweine im nahen Walde, die „wühlenden Bewohner des Ettersbergs“ zu beseitigen, „daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Anwohner des Ettersbergs wieder mit frohem Gemüte ihre Felder ansehen könnten“, ist ein herrliches Zeugnis dafür.[12]

In den Bediensteten und Handarbeitern sah er Menschen und nicht Sklaven, deshalb hingen auch alle seine Diener an ihm. Seine „alte Wetzlarer Strumpfwaschern“



behandelt er, als sie ihn in Frankfurt aufsucht, mit rührender Freundlichkeit.[13] Von Jugend auf hatte er weiter eine starke Hinneigung zu Handwerkern, zu dieser „tätigen, das Untere und Obere verbindenden Klasse". Er war selbst zu aller Tätigkeit mit der Hand gut veranlagt; aber sein Interesse hing nicht nur an der Arbeit der Menschen, sondern auch an den Personen, und Goethe bekennt noch im Alter, daß gerade in dem vielfachen Besuch von Werkstätten und dem Verkehr mit Handwerkern „das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, so doch aller menschlichen Zustände" sich in ihm entwickelt und bestärkt habe.[14]

Wir wissen, wie er sich bei dem Schuster in Dresden wohlbefand,[15] wie er in Sesenheim „beim lahmen Philipp" zu den mancherlei Handwerken, die er bereits kannte, das Korbflechten erlernte,[16] und wie bei seinem Besuch in Sesenheim 1779 „der Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen", und „auch der Barbier", herbeikamen.[17] Wir haben gehört, wie er den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischler hinter seiner Hobelbank beneidet.

Alle die Handwerkerszenen, die er in die Wanderjahre einflicht, sind dieser ihn das ganze Leben begleitenden Vorliebe für das Handwerk entquollen.

Für das Volk in seiner Gesamtheit wie namentlich in seinen niedern Schichten hatte also Goethe nicht nur volles Verständnis, sondern auch einen starken Grad von Zuneigung. Die guten Eigenschaften des Volkes wollte er in dem nach Analogie des Wortes „Kindheit" gebildeten Ausdruck „Volkheit" zusammenfassen und in diesem

Begriffe die Wichtigkeit des Volkes für das Gemeinschaftsleben der ganzen Nation andeuten.[18] Das Volk, namentlich das auf dem Lande, betrachtete noch der alternde Goethe als „ein Depot, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und auffrischen".[19]

Die angeführten Beispiele, die jeder, der Goethes Leben genauer kennt, leicht ergänzen kann, genügen wohl, um den Irrtum in der Behauptung erkennen zu lassen, Goethe sei ein Volksverächter gewesen. Wer das Hohelied der Arbeit in den Wanderjahren mit Verständnis gelesen, wer den großartigen Entwurf eines sozialen Gemeinschaftslebens, in dem alle ständischen Unterschiede in einer Arbeitsorganisation aufgelöst sind, hat auf sich wirken lassen, der muß mit Bielschowsky ausrufen: „Man hat Goethe des Quietismus beschuldigt, aber niemand hat mächtiger zur Tat angespornt als er; man hat ihn des Aristokratismus verdächtigt, aber niemand war grade in der Zeit, wo die Anklagen am lautesten waren, demokratischer als er; man hat seinen Patriotismus bemängelt, und niemand sorgte sich lebhafter um das Gedeihen und Blühen des Vaterlandes als er!"[20]

Die Abneigung Goethes gegen Pestalozzi kann also unmöglich aus einem Mangel an Verständnis für das Volk entsprungen sein. Hat doch Goethe ausdrücklich Pestalozzis Tätigkeit für die Armen des Volkes anerkannt und sich mit dem Ausgangspunkt seiner Bestrebungen, der Armenerziehung, einverstanden erklärt. Er wolle von „Pestalozzis vorgehabtem Turmbau das Beste denken", schreibt er an Passow, und gegen Boisserée rühmt er, wie

„das ganz vortrefflich nach seinem ersten Zweck und Bestimmung gewesen sei, wo Pestalozzi nur die geringe Volksklasse im Sinn gehabt habe“.

Wir müssen demnach den Grund zu Goethes Verhalten anderswo suchen.

Goethe hat den Pestalozzianismus in seinen schwächsten Seiten kennen gelernt, und seine starken Seiten sind ihm verborgen geblieben. Hierin liegt die Lösung des Rätsels. Daß Goethe an den methodischen Begriffsspaltereien der Anhänger Pestalozzis kein Wohlgefallen finden konnte, daß die didaktischen Spitzfindigkeiten ihn geradezu abstoßen mußten, ist verständlich.

Ja man kann sagen, daß Goethe sich auch hier als der überlegene und große Geist bewährt, indem er in der Zeit einer übertriebenen Pestalozzischwärmerei, in der vielfach unklare Köpfe den Mangel an Scharfsinn durch Phrasenschwulst zu verdecken wußten, sich sein ruhiges Urteil bewahrte. Was damals als Hauptstücke der Pestalozzischen Methode gepriesen und lebhaft diskutiert wurde: Die Trias Zahl, Form und Sprache, das ganze ABC der Anschauung, die Beschreibung des eigenen Körpers wie die Übungen am Quadrat: alles ist verdientermaßen im Meere der Vergessenheit versunken. Dagegen ist das, was Goethe damals am Pestalozzianismus vermißte, tatsächlich im Laufe der pädagogischen Entwickelung als wesentlich in den Gang des Elementarunterrichts eingefügt worden.

Alle wahre Bildung setze notwendig ein Überliefertes voraus, sagte Goethe zu Boisserée, und in ähnlichem Sinne hatte Humboldt den Anpreisungen der Anschauungsübungen



gegenüber die Rechte und Vorteile der auf das Überlieferte, namentlich auf die Bibel, sich gründenden Volksbildung hervorgehoben. Daß dieser Faktor in dem Pestalozzischen Lehrsystem tatsächlich gar nicht zu seinem Rechte kam, erkennt man auf den ersten Blick an den Plänen Pestalozzischer Schulen. In Iferten kannte man die Geschichte als Lehrgegenstand nicht. Daß Schacht Sonntags (also außerhalb des Unterrichts) „Vorlesungen über die Geschichte" hielt, wird als etwas ganz Besonderes hervorgehoben.[21] de l'Aspées Anstalt bestand bereits eine ganze Reihe von Jahren, als er in dem Prüfungsprogramm von 1814 die fast schüchtern klingende Bemerkung anfügte, es solle „mit dem Beginn des Unterrichts im folgenden Schuljahre ein Anfang mit der Geschichte gemacht" werden. Auch in der Plamannschen Anstalt fehlte der Geschichtsunterricht; unter den Lehrgegenständen wird zwar neben Arithmetik, Geometrie, Sprachkunst, Naturgeschichte und Geographie auch „Anknüpfung der Weltgeschichte" aufgeführt, aber im Stundenplan findet sie keinerlei Erwähnung. Ebenso verzichtete man in dem Institut, das der Pestalozzianer Georg Franz Hofmann 1811 nach den Grundsätzen seines Meisters in Neapel gründete, auf den Geschichtsunterricht. In den drei genannten Schulen kannte man ferner anfangs auch keinen lehrplanmäßigen Religionsunterricht, weiter auch keinen in der Literatur.[22] Kurz: alles, was wir Gesinnungsunterricht nennen, alles was den Interessen der Teilnahme Nahrung geben könnte, ging leer aus. Alles was Menschen gedacht und gelebt, was sie Großes in Gedanken und Taten vollbracht, blieb der Jugend unbekannt, es fehlte ihr an



Vorbildern für alles Menschlich-Große, für das Sittliche wie für das Poetische und Künstlerische im weiteren Sinne. Das Individuum war aus dem historischen Zusammenhang herausgerissen. Der Pestalozzianismus zeigte hier in auffallender Schärfe die Schwächen des Rationalismus: die Verkennung menschlicher Werte, die Vernachlässigung des Gemüts, vollständigen Mangel an historischem Sinn. Pestalozzi hat diese Mängel offenbar selbst empfunden. Wir erinnern uns, daß Gruner in seinen Briefen aus Burgdorf geschrieben hatte, Pestalozzi beabsichtige, für die ästhetische und religiöse Bildung dasselbe zu leisten, was für die intellektuelle bereits geleistet sei. Goethe kannte diese Verheißungen Pestalozzis aus der J. A. L.-Z. (Vergl. S. 111.) Sie blieben aber Verheißungen und wurden nicht eingelöst.

Man könnte es in der Tat als eine bewußte Reaktion gegen diese Einseitigkeiten des Pestalozzianismus auffassen, wenn Goethe in den Wahlverwandtschaften mit markigen Worten erklärt: „Ein Lehrer, der das Gefühl von einer einzigen guten Tat an einem einzigen guten Gedichte erwecken kann, leistet mehr als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert . . . Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch.“ [23]

Und wenn man nur wenigstens die Gegenstände der Natur hätte in ihrer Unmittelbarkeit wirken lassen! Aber das, was man etwa an Sachen behandelte, wurde in einen abstrakten Formalismus gepreßt. Eine Pflanze wurde nicht in ihrer gegenständlichen Wirklichkeit als Ding, als Organismus betrachtet, sondern die Pflanze [als Begriff] diente



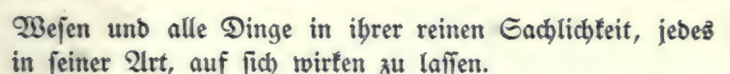
„als Objekt" der trockenen Denkübungen nach dem Buche der Mütter. In der Geographie beschrieb man nicht etwa Landschaftsbilder, sondern besprach „den formellen Teil der physischen Elementargeographie".

So machte sich in allen Übungen ein widerlicher Formalismus breit, im Lesen wie in der Grammatik, ja selbst im Singen. „Rhythmik oder Taktlehre, methodische Verbindung der Rhythmik, Melodik und Dynamik, Diktierübungen": das war es, was de l'Aspée seinen Zuhörern im Singen vorführte; ganz bescheiden heißt es am Schluß: „einige Lieder". Man sieht: Überall ein von der Wirklichkeit, dem Inhalt abgewendeter Formalismus, ein ausgeklügeltes, den Tatsachengehalt verschlingendes System von Abstraktionen, eine abgöttische Verehrung der formalen Lückenlosigkeit und systematisch konstruierten Vollständigkeit.

Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben.

Bezeichnend ist, was Johannes Schneider, damals Lehrer an dem Hofmannschen Institut in Neapel, einmal in einem Briefe an Pestalozzi tadelnd über einen neu eingetretenen Schüler sagt: „Er schrieb eine schöne Handschrift — und konnte die ersten Elemente des Schreibens nicht machen."[24] Also selbst das Schreiben betrieb man nicht um des Schreibens willen, sondern der systematisch geordneten formalistischen Übungen wegen.

Wie mußte Goethe das alles als öden Formelkram empfinden! Er, der Wirklichkeitsmensch, der in den Dingen lebte, dessen gegenständliches Denken schon von seinen Zeitgenossen als typisch angesehen wurde, der sich bemühte, alle



Wesen und alle Dinge in ihrer reinen Sachlichkeit, jedes in seiner Art, auf sich wirken zu lassen.

In dem Worte, das der Vollziehungsrat Glayre einst an ihn richtete: Vous voulez méchaniser l'éducation erkannte Pestalozzi das Wesen seines Zweckes und aller seiner Mittel treffend gekennzeichnet.[25] Hätte Goethe dieses Wort gekannt, so würde es ihn mit Entsetzen erfüllt haben. Die beiden Begriffe Erziehung und Mechanismus mußten für ihn, den Künstler, die frei schaffende Persönlichkeit, in demselben Verhältnis stehen wie Leben und Tod. Hatte er doch schon gegen die Allgemeinheit des Unterrichts das Bedenken, daß sie die mechanische Mittelmäßigkeit befördere. „Es ist das Resultat der Allgemeinheit," schrieb er einst an Zelter, „daß eine mittlere Kultur gemein werde, dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancastersche Lehrmethode und was nicht alles."[26] Ein absichtliches „Mechanisieren" der feinsten und innerlichsten geistigen Einwirkungen von Mensch zu Mensch hätte ihm erst recht als eine Erstickung alles individuellen Lebens erscheinen müssen.

So war es auch ein holder Irrtum de l'Aspées, daß er meinte, Zelter lehre die Musik „nach Pestalozzi". Zelter hatte ja wohl nur ein Bruchteilchen künstlerischer Originalität, dafür aber einen durchaus gesunden Sinn, und dieser war ausreichend, daß er die Künsteleien der Nägelischen Gesanglehre erkannte, die man als auf Pestalozzischen Grundsätzen aufgebaut betrachtete. Er war mit Nägeli befreundet, aber daß dieser „mit pulverisierter Ästhetik paffe", konnte er ihm nicht zugute halten. Und daß er dessen Gesangsmethode ablehne, hat er in seiner launigen



Art gerade Goethe gegenüber offen ausgesprochen. Für ihn war es selbstverständlich, daß für das Singen die Tonbildung die Hauptsache sei. Aber

die Nägelische Singlehre, schreibt er an Goethe, fängt an mit dem Takte. Der Schüler hat einen Stock und mit diesem lernt er den Takt schlagen, darauf soll die Bildung der Stimme folgen; findet sich nun diese nicht, um den Stock an den Mann zu bringen, so stehn die Herren am Berge — weil sie unten nicht durchkönnen. So wird auch der Rhythmus an Viertelnoten gelehrt, gerade wie ein Rechenmeister, der den Anfang mit den Brüchen machen wollte.[27]

Dieser Ausfall auf die „Herren Theoristen" läßt erkennen, wie töricht die zuweilen immer wieder hervortretende Annahme ist, Zelter sei ein Anhänger der Pestalozzischen Gesangsmethode gewesen und habe Goethe für sie interessiert. Hätte Goethe Pestalozzis wahre Ansicht von der musikalischen Bildung gekannt — sie bestand darin, daß Rechnen und Messen am besten die Gesangs- wie überhaupt die Musikübung vorbereite —, so würde er sie ebenso entschieden abgelehnt haben, wie er andere Ansichten Pestalozzis abgelehnt hat, ja er würde jedenfalls gerade an dieser Stelle den deutlichen Eindruck erhalten haben, daß Pestalozzi sich mit seinem ABC der Anschauung in ein formalistisches System verstrickt und sich dadurch unfähig gemacht habe, einfache Dinge in ihrer Einfachheit und namentlich künstlerische Angelegenheiten in ihrem künstlerischen Wesen zu erkennen.

Den stärksten Widerspruch aber mußte Goethe dagegen empfinden, daß bei Pestalozzi „das Mathematische zur Hauptrichtung" gemacht wurde. Humboldt hat mit diesem Ausdruck die bedenklichste Seite des Pestalozzianismus ge-



troffen: tatsächlich war das Mathematische die Hauptsache, es nahm in allen Pestalozzischen Schulen einen allen andern Unterricht überwuchernden Raum ein. Man vergleiche das mitgeteilte Stundenausmaß der Schule de l'Aspées. Daß die mathematischen Fächer in seinem Institut „ihr Vorrecht behaupten", fand Hofmann ganz selbstverständlich.[28] Noch schärfer tritt das Mißverhältnis in Plamanns Anstalt hervor: der gesamte Vormittagsunterricht an vier Wochentagen, dazu der zweistündige Nachmittagsunterricht an zwei Tagen ist der Mathematik geopfert. Sie ist die Königin des Unterrichts. Alles andere nimmt sich aus wie ein überaus dürftiges Anhängsel an sie.

Daß durch einen derartigen Betrieb ein staunenswertes Maß von Fertigkeit gezüchtet wurde, ist nicht zu leugnen. Die Kopfrechenkunststücke der Dorothea Cramer sind uns bereits bekannt. Benzenberg erzählt, wie die Schüler im Ifertener Institut für den Lehrsatz des Hero, der ihnen bis dahin unbekannt war, einen Beweis durchaus selbständig fanden, wie sie für das Problem des Schnellius von den vier Punkten eine völlig neue Auflösung entdeckten, ja wie diejenigen, welche am meisten zurück waren, den Beweis des ihnen zum ersten Male entgegentretenden pythagoreischen Lehrsatzes, „jeder einen andern" in kurzer Zeit entwickelten. „Ich glaube nicht, daß auf irgend einem Gymnasium oder Lyzeum ein Schüler den Beweis würde gefunden haben", fügt Benzenberg zu seiner Erzählung hinzu.[29]

Ähnlich klingt es, was Diesterweg aus de l'Aspées Schule berichtet. Die vierzehntägigen Ferien wurden dort

einst mit der Lösung einer geometrischen Aufgabe ausgefüllt, die der Oberbergrat Cramer den Zöglingen gestellt hatte. Am letzten Ferientage morgens gegen 3 Uhr wird das ganze Haus zusammengeläutet und die Freudenbotschaft verkündet, daß einer die Lösung gefunden. Auf einer Fußreise in den Rheingau werden stundenlang gemeinsam algebraische Aufgaben gerechnet.[30]

Eine solche Bevorzugung der Mathematik empfand jedoch selbst der Mathematiker Benzenberg als ein Mißverhältnis. „Das einzige, was sich an dem hiesigen Unterricht in der Mathematik tadeln ließe, ist, daß zu viele Jahre darauf verwendet werden. Die Kinder kommen zu früh hin, mit dem zehnten Jahre sind sie schon in der untersten mathematischen Klasse; und nun haben sie jeden Tag den größten Teil des Morgens Unterricht in der Mathematik, und das vier Jahre hindurch.“[31]

Aber nicht nur in Rücksicht auf den Stoff und die Unterrichtszeit hatte das Mathematische die Oberherrschaft, es durchdrang didaktisch den gesamten übrigen Unterricht. Pestalozzis Methode war in ihrem ganzen Umfange auf das Mathematische zugeschnitten. In Wielands Merkur wurde gerühmt, Pestalozzi habe eine educationem puram in Form der mathesis purae erfunden. Und in dem gleichen Sinne sagt Benzenberg: „Wenn man den Unterricht in der Mathematik gesehen hat, dann kennt man dasjenige, was so viele Leute Pestalozzische Methode nennen.“[32]

In der Tat war der gesamte übrige Unterricht in dem spärlichen Umfang, den man ihm überhaupt gönnte, mathematisch durchsetzt: die Geographie wie die Naturkunde, ja



selbst, wie wir gesehen haben, der Gesangunterricht. Daraus entstand dann die bereits geschilderte Mechanisierung des Unterrichts, die Hinwendung auf das Abstrakt-Systematische.

Es ist bekannt, daß Goethe eine unüberwindliche Abneigung gegen die Mathematik empfand. Der Mißbrauch der Mathematik bildet in den Wanderjahren das Thema des ersten Gesprächs zwischen Wilhelm und Makarie, und in einem besonderen Aufsatz hat Goethe das gleiche Thema weiter ausgeführt. Wenn er sich auch einmal ausdrücklich dagegen verwahrt, daß er sie unterschätze, wenn er gelegentlich es als eine „wahre Wohltat für die Jugend“ erklärt, wenn man „Mathematik soviel als möglich verbreiten und erleichtern“ wollte, wenn er die Geometrie, „die vollkommenste Vorbereitung, ja Einleitung in die Philosophie nennt“,[33] so wiegt das alles seinen an vielen andern Stellen hervorbrechenden Widerwillen gegen die Mathematik nicht auf.[34] Dieser Widerwille artete bei ihm geradezu zu einem Vorurteil aus und brachte ihn in schroffen Gegensatz zu Newton und zu ungerechten Urteilen über dessen wissenschaftliches Verdienst, ja über seinen Charakter.

Pestalozzis Unterrichtssystem sah Goethe — und zwar, wie sich aus dem vorstehenden ergibt, nicht mit Unrecht — lediglich unter dem Gesichtspunkte der Mathematik. Es war also kein unvermittelter Gedankensprung, daß er, als ihm der Kanzler von Müller an einem Sommersonntag des Jahres 1826 von Pestalozzis Selbstgeständnissen erzählen wollte (gemeint sind die 1825 und 1826 erschienenen Schriften Pestalozzis: Meine Lebensschicksale und der Schwanengesang), auf die Mathematik zu sprechen kam,



„die ganz falsch in dem Rufe stehe, untrügliche Schlüsse zu liefern“.[35]

Wenn nun aber Goethe schon gegen die Wissenschaft der Mathematik äußerst mißtrauisch war, so mußte er gegen ein Bildungssystem für die Jugend, das sich ganz auf diese Wissenschaft gründete, die stärkste Abneigung empfinden. Mit bejahendem Kopfnicken unterstrich er deshalb kräftig mit Rotstift in der ihm von Fellenberg zugesandten Druckschrift die Worte: „Von der Unentbehrlichkeit der Mathematik bei der Erziehung sind wir ebensosehr überzeugt, wie davon, daß sie allein nicht vielseitige Bildung hervorbringen kann.“ In der mathematischen Einseitigkeit des Pestalozzianismus sah er weit über das intellektuelle Gebiet der Bildung hinausgehende schwere Gefahren.

„Nichts ist unzulänglicher, als ein reifes Urteil von einem unreifen Geiste aufgenommen.“ — „Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglück anzurichten.“ — „Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.“[36]

Diese drei Kernsprüche der Goethischen Pädagogik enthalten in seinem Sinne die vernichtendste Kritik des Pestalozzianismus. In der Lehre von den Ehrfurchten hat er dann das positive Gegenstück dazu niedergelegt.

Daß von diesem scharfen Gegensatz gegen die Sache ein gewisser Widerwille gegen die Person, die ihr Träger war, ausstrahlte, ist an sich schon erklärlich. Es kam dazu, daß Pestalozzis Persönlichkeit auch sonst Eigenarten aufwies, die Goethe unangenehm berühren mußten.

Wenn er im Merkur las, wie rühmend von Pestalozzi erzählt wurde, er habe an Geßner geschrieben: „Wenn mein Leben einen Wert hat, so ist es dieser, daß ich das gleichseitige Viereck zum Fundament einer Anschauungslehre erhoben, die das Volk nie hatte“, so mußte eine solche Schätzung von Lebensinhalten und Lebenswerten ihm geradezu lächerlich vorkommen. Er konnte darin nichts anderes sehen als eine unglaubliche Schulmeistermarotte; Pestalozzi erschien ihm unter dem Bilde des beschränkten, pedantischen A B C-Darius.

Goethe hat vielleicht auch empfunden, daß die ganze mathematische Richtung der Methode mit dem innersten Wesen von Pestalozzis Persönlichkeit selbst im Widerspruch stand. Es gehört mit zu dem tragischen Geschick Pestalozzis, daß das, was er selbst als sein Lebenswerk bezeichnete, dem Kern seines Wesens fremd war, und vielleicht erklärt sich daraus zum Teil die falsche Eigenwertung seiner vermeintlichen großen Tat. Ihm selbst, den Fellenberg bezeichnend „Heros des Gemüts“ genannt hat, lag das Mathematische keineswegs nahe. Daß er für Mathematik nur schwach veranlagt war, bezeugt einer seiner vertrautesten Schüler ausdrücklich.[37]

„Wie haben Sie es angefangen, ein Mathematiker zu werden und dabei ein Mensch zu bleiben?“ fragte er Benzenberg. Das mag uns ein Lächeln abnötigen; es liegt aber hinter dieser Frage die ganze Tragik von Pestalozzis Schicksal.

Gerade auch derartige Widersprüche in dem Wesen einer Persönlichkeit waren aber Goethe unsympathisch.

Der Dichter hat im 6. Buch der Lehrjahre sein Ideal von Mannestätigkeit und Mannestüchtigkeit in dem Oheim gezeichnet; Schiller fand es unverkennbar, daß Goethe in dessen Charakter am meisten von seiner eigenen Natur gelegt habe.[38]

„Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände soviel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt“ . . . „Ich verehre den Menschen, der deutlich weiß, was er will“ . . . „Entschiedenheit und Folge ist das Verehrungswürdigste am Menschen.“

Alles das mußte Goethe an Pestalozzi in einem bedauerlichen Grade vermissen. Dieser hatte die Richtung nach seinem Lebensziel erst sehr spät gefunden und dann doch nicht eingehalten. Die Armenerziehung war sein Ideal, und ein Institut für reiche Bankierssöhne leitete er; er war oft ein Spielball wie der Ereignisse, so auch der Lehrer seiner Anstalt; es fehlte ihm ganz das Talent zum Regieren und Leiten, und doch stand er an der Spitze eines umfangreichen Unternehmens. Welche Widersprüche!

Aber alles das fand Goethe bei Fellenberg. Dieser Patrizier aus altem Berner Adelsgeschlechte paarte in seinem Wesen feine aristokratische Erziehung und selbstlose Hingabe an die Emporbildung des Volkes, treffsicheres Urteil mit starkem Wollen. Er war der intelektuelle wie der moralische Mittelpunkt seiner großartigen Anlagen, Ziel und Mittel, Denken und Handeln, Wollen und Kraft waren in seiner markigen Persönlichkeit in wohltuender Harmonie vereinigt. Das Bild seines Wesens hat, wie wir wissen,



Goethe deutlich vor der Seele gestanden, und es scheint, als ob der edle und vornehmgesinnte, dabei tatkräftige und welttüchtige Lenardo in den Wanderjahren manchen Zug seines Charakters trage.

Das Edle von Pestalozzis Persönlichkeit, sein tiefes Gemüt, ist Goethe nicht nahe gekommen; oder es ist verdeckt worden durch das, was er als abstoßend empfand und, wenn wir gerecht sein wollen, seinem Wesen nach als abstoßend empfinden mußte.

„Alles für andere, für sich nichts", so steht auf dem Grabstein Pestalozzis. Das war der „Geist, aus dem er handelte". Und wenn nach Wilhelms Lehrbrief „der Geist, aus dem wir handeln, das Höchste" ist, so liegt eben darin das Höchste in Pestalozzis Leben eingeschlossen. Die sich selbstverleugnende Liebe, die restlose, geradezu christusartige Hingabe war der Kern seines Wesens. Und daraus entsprangen die zauberhaften Wirkungen, die er auf gleichgestimmte Seelen ausübte. Süvern hat sie in das schöne Wort zusammengefaßt: wer in der Nähe dieses Edeln geweilt habe, der habe gelernt, „etwas anderes mehr lieben als das Gemeine".

Wem beide — Goethe und Pestalozzi — in ihrer Eigenart und Größe Vertraute, Leitsterne seines innern Lebens geworden sind, der empfindet, wenn sein Blick auf dem Verhältnis beider Persönlichkeiten ruht, auch hier den tragischen Zug in Pestalozzis Lebensgeschick mit inniger Teilnahme.

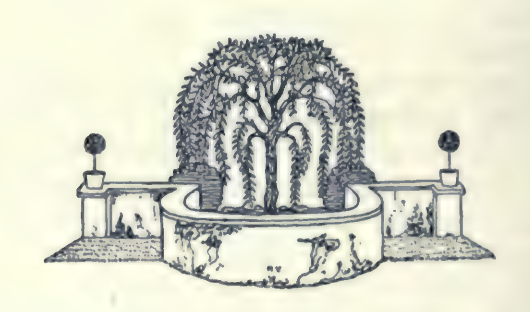
Pestalozzi hat die Anerkennung seines größten Zeitgenossen nicht zu erringen vermocht. Aber in seine letzten



Tage hat Goethes Geist trotzdem einen erquickenden Schein geworfen.

Im letzten Sommer seines Lebens (1827) besuchte er, wie uns sein Biograph erzählt, das Erziehungshaus armer verlassener Waisen in Beuggen. Die Kinder reichten ihm einen Eichenkranz dar und sangen ihm ein Lied. Es war das Lied, das er in dem Buche, das einst seinen Namen in die Welt getragen hatte, in Lienhard und Gertrud, die Mutter mit ihren Kindern in stiller Abendstunde hatte singen lassen: „Der du von dem Himmel bist.“ —

„Da erstickten Tränen die Stimme des Greises.“ [39]

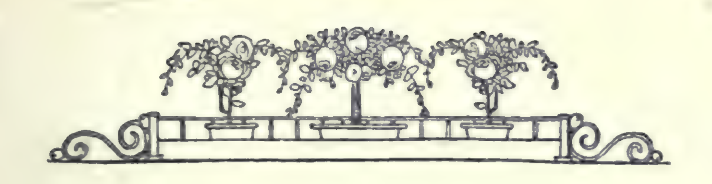


Anmerkungen

Abkürzungen.

(Vergl. das Verzeichnis der benutzten Schriften.)

Br. = Goethes Briefe, Weimarische Ausgabe.
G.W.(H.) = Goethes Werke, Hempelsche Ausgabe.
G.W.(J.) = Goethes Werke, Jubiläumsausgabe.
G.W.(W.) = Goethes Werke, Weimarische Ausgabe.
G.-J. = Goethejahrbuch.
P.-Bibl. = Israel, Pestalozzi-Bibliographie.
P.-Bl. = Hunziker, Pestalozziblätter.
P.-St. = Seyffarth, Pestalozzistudien.
P.W. = Pestalozzis Werke, Seyffarthsche Ausgabe.
Schr.G.-G. = Schriften der Goethegesellschaft.
Tb. = Goethes Tagebücher, Weimarische Ausgabe.



1. Goethe in Pestalozzis Werken.

1. Goethes Briefe an Frau von Stein (Wahle) I, 23. 2. Es steht dort als XXI. Abschnitt S. 243 unter der Überschrift: Um Friede Mit Melodie Von G. und K. 3. Philipp Christoph Kayser, geb. 1755 zu Frankfurt a. M., ließ sich nach seiner musikalischen Ausbildung 1775 in Zürich nieder und lebte hier in vertrautem Umgange mit dem dortigen Kreis der Goetheverehrer, namentlich mit Lavater und Barbara Schultheß. Mit Goethe war er schon von Frankfurt her befreundet. Dieser schätzte seine Anlage sehr hoch ein und war unablässig bemüht, einen weiteren Wirkungskreis für ihn zu finden. 1781 zog er ihn nach Weimar, im folgenden Jahre sandte er ihn, um seine weitere Ausbildung zu unterstützen, nach Wien zu Gluck. Er regte ihn an, zu mehreren seiner Singspiele die Musik zu schreiben. Im Winter 1887/88 war er mit ihm in Rom zusammen. Die Hoffnungen, die Goethe an Kaysers Entwickelung geknüpft hatte, erfüllten sich nicht. Kayser starb in Zürich 1823. Den Text zu Wanderers Nachtlied hat er jedenfalls von Goethe selbst erhalten, vielleicht durch Vermittelung von Barbara Schultheß. In dem Verzeichnis der lyrischen Gedichte, die Goethe an diese Freundin in Abschrift sandte, steht es unter Nr. 21. (G.W.(W.) I. Abtlg. I, 365). Burkhardt, Goethe und Kayser; Schultheß-Rechberg, Frau Barbara Schultheß, 23f. 4. Pestalozzi in seinem Nachruf an Iselin (im Schweizerblatt) P.W. I, 250, ähnlich im Schwanengesang P.W. XII, 434. 5. Keller, Isaak Iselin und Heinrich Pestalozzi, Päd. Bl. XIII (1884), 98ff.

6. P.W. VII, 23. 7. P.W. V, 9. 8. P.W. V, 118f. 9. P.W. V, 120. Goethes Gedicht steht in der Originalausgabe von Lienhard und Gertrud im 1. Teil S. 71, in der in unserm Text nach Wortlaut und Interpunktion genau wiedergegebenen Form. Die an Frau von Stein gerichtete handschriftliche Fassung lautet:

Der du von dem Himmel bist
Alle Freud und Schmerzen stillest,
Den der doppelt elend ist
Doppelt mit Erquickung füllest.
Ach ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Quaal und Lust.
Süsser Friede,
Komm ach komm in meine Brust!

Die endgültige Fassung, in der das Gedicht 1789 in dem VIII. Band von Goethes Werken erschien, lautet:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Unter Kaysers Komposition im Christlichen Magazin steht das Gedicht in genau demselben Wortlaut (nur mit teilweis anderer Interpunktion), in dem es in die Werke aufgenommen worden ist. Goethe hat ihm also bereits vor 1780 die endgültige Form gegeben.

In der Komposition des Dessauer Komponisten Friedrich Wilh. Rust, die 1784 in dessen Oden und Liedern erschien (s. Friedländer, Gedichte von Goethe in Kompositionen seiner Zeitgenossen, Schr.G.-G. XI, 54) ist dagegen die aus Lienhard und Gertrud bekannte Fassung angewendet.

Wie war Pestalozzi zu dem abgeänderten Text gekommen? Max Friedländer, der Kaysers Komposition in den Band: Gedichte von Goethe in Kompositionen seiner Zeitgenossen aufgenommen hat (a. a. O., 53), stellt hierüber verschiedene Vermutungen auf. Er erwähnt die Möglichkeit, daß Goethe selbst das Gedicht in zwei Lesarten an Kayser mitgeteilt habe, weist sie aber selbst alsbald mit der Begründung zurück, daß das Gedicht in seiner ursprünglichen Form weit schöner sei als in der zweiten. Jedenfalls, meint Friedländer, habe aber Pestalozzi das Gedicht einer bisher noch nicht bekannt gewordenen Vorlage entnommen, aus einer Anmerkung Pestalozzis sei zu schließen, daß die Abänderungen nicht von ihm selbst herrührten (a. a. O., 140). Pestalozzi schreibt nämlich zu dem Wort müde: „Müde von Unruhen und Begierden, von Hoffnungen und Sorgen, immer ohne feste innere Zufriedenheit umgetrieben zu werden" (die 1881 im Schultheßschen Verlage in Zürich erschienene Jubiläumsausgabe von Lienhard und Gertrud hat durch Anwendung der richtigen Interpunktion [Komma nach müde, Streichung des Komma nach Sorgen] den Sinn dieses Satzes erst klar hervortreten lassen). In Seyffarths neuer Ausgabe fehlt die Anmerkung.

Aber diese Anmerkung spricht meines Erachtens nicht gegen, sondern durchaus dafür, daß Pestalozzi die Abänderungen selbst vorgenommen hat. Pestalozzi war ein Grübler, und er hat mehrfach Worte und Wendungen, die seiner Meinung noch nicht sofort verständlich waren, in Anmerkungen erklärt. Um nur ein Beispiel anzuführen: In der Widmung zu den „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts" gebraucht er das Wort „Müdling". Wahrscheinlich befürchtete er beim Leser die Verwechslung mit „Mietling" und setzt deshalb die Anmerkung unter den Strich: „Müdling ist ein Provinzialausdruck, der einen Mann bezeichnet, der in irgend einer Anstrengung seines Lebens ohne Erfolg ermüdet worden." Die Ähnlichkeit beider Anmerkungen ist überraschend, selbst wenn man von dem gleichen Wortinhalt, um den sie sich drehen, absieht. Hier wie dort das lehrhafte Bestreben der Verdeutlichung, freilich beide Male in Dingen, die von selbst



einleuchtend sind, und darum in beiden Fällen nichts anderes als eine höchst überflüssige, pedantisch-breite Umschreibung von etwas Selbstverständlichem. Aber gerade diese Ähnlichkeit dürfte ein sicherer Beweis dafür sein, daß Pestalozzi selbst der Urheber jener Textänderungen ist. Auch innere Gründe sprechen dafür.

Pestalozzi schrieb ein höchst fehlerhaftes Deutsch, so daß Lavater ihn nicht einmal zum Abschreiben für tauglich erklärte. Isaak Iselin, dem er das Manuskript zu Lienhard und Gertrud übersandte, mußte viele Stunden daran wenden, um es „in Betrachtung der Schreibart auszubessern". „Es ist mir recht sehr leid, daß Sie wegen der immer noch unrichtigen sprach meines mscrpts müh haben werden ich kenne nicht einmahl alle deutsche Namen die ich gegen die schweizerischen sezen sollte", schreibt er an den väterlichen Freund; und ein andermal: „Ich bedaure die Dunkelheit meiner Auffäzen aber nun einmahl ist es in einem gewißen Grade nicht mehr von mir und meinen Umstenden zu erwarten daß ich Schriftstellerischer ausbildung fehig." (Keller, a. a. O., 96, 99, 93.) Aber gerade die wiederholten mahnenden Hinweise Iselins haben ihn wohl zu einer ängstlich-pedantischen Aufmerksamkeit auf die Sprache veranlaßt. Mit solchem Sinn hat er Goethes Gedicht betrachtet. Die Freiheit in der Konstruktion, die sich Goethe mit den Fügungen: „Alles Leid und Schmerzen" und „all der Schmerz und Lust" gestattet hatte, mochte ihm als Sprachfehler erscheinen, und die Hinzufügung von „Kummer" zugleich seinem pleonastischen Eifer genügen. „Umtrieb" war ihm wohl bestimmter als „Treiben", und die Adjektiva zu „Schmerzen" und „Lust" verdeutlichten ihm den Gedanken und machten die Sprache nachdrücklicher. Aber bei diesen Abänderungen hatte er — wofür er auch sonst gar keinen Sinn hatte — ganz die Interpunktion außer acht gelassen. Er beließ nach dem 6. Vers das Fragezeichen, das ursprünglich dort als Abschluß eines Fragesatzes richtig gestanden hatte; jetzt ist es nach den zwei dem Verbalbegriff mühsam und schwerfällig nachhinkenden Genitiven ganz sinnlos. Gerade dieser äußere Umstand scheint mir sicher darauf zu deuten, daß Pestalozzi selbst als der Verschlimmerer des Gedichtes angesehen werden muß. Auffallend ist nur, daß ihm die unsinnige



Interpunktion nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Er hat sie in allen Auflagen, die zu seinen Lebzeiten erschienen, beibehalten.*

Im übrigen ging ihm gänzlich ab, was wir Ehrfurcht vor einem Kunstwerk, Achtung vor dem Wort des Dichters nennen. In der Umarbeitung, die er 1790 mit seinem Erstlingswerk vornahm, ist er noch barbarischer mit dem Gedicht verfahren und hat einfach die beiden Verszeilen 5 und 6 ausgelassen, später hat er Stellen aus andern Dichtern, die er den einzelnen Heften seiner „Wochenschrift für Menschenbildung" als Motto voransetzte, in der willkürlichsten Weise abgeändert, bald Worte vertauscht, bald ganze Zeilen hinzugesetzt, bald durch Versetzung der grammatischen Formen den Sinn verändert. Namentlich Schiller hat sich gefallen lassen müssen, in solcher Weise umgemodelt zu werden, z. B.

> Ein großer Meister weckt Nacheiferung
> Und gibt dem Urteil höhere Gesetze.

oder:

> Der wahre Geist der Menschenbildung,
> Eine Lust ist's, wie er alles weckt usw.

oder:

> Was kein Verstand des Verständigen sieht,
> Des schauet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

oder:

> Laßt jeden das bleiben, was er ist,
> Wacht nur trüber daß ers immer sei
> Am rechten Ort.

oder:

> Tausend edle Geister regen,
> Helfen sich usw. (P.W. X, 17—20.)

Aber seien wir nicht ungerecht gegen Pestalozzi. Was wir heute als literarisches Vergehen empfinden, war damals ziemlich allgemein geübter Brauch. Man war weit entfernt von aller philologischen Sorgfalt, eine textkritische Behandlung poetischer Erzeugnisse kannte man kaum. Und so hat gerade Wandrers

* Daß Pestalozzi das Gedicht in seiner ursprünglichen Fassung bekannt gewesen ist, beweist er in einer 1814 geschriebenen Abhandlung. Er zitiert hier richtig die Verszeile: „Ach ich bin des Treibens müde." P.W. XI, 28.

Nachtlied das Schicksal gehabt, wiederholt von unberufener Hand „verbessert" zu werden. von Bojanowski hat es in dem Bremer Gesangbuch von 1812 aufgefunden mit folgender Abänderung der vier letzten Verszeilen:

Ach, ich bin des Wogens müde,
Banger Schmerzen, wilder Lust,
Gottes Friede, Gottes Friede,
Komm und wohn' in meiner Brust.
(Sonntagsbeilage Nr. 24 der Nationalzeitung 1902).

von Bojanowski vermutet, daß Joh. Falk der Verschlimmerer sei. Dieser hat zu dem andern Nachtlied Goethes, das unter der Überschrift „Ein Gleiches" in Goethes Werken auf Wanderers Nachtlied folgt:

Über allen Gipfeln ist Ruh

zwei weitere Strophen gereimt, und so könnte man ihm schon die Geschmacklosigkeit zutrauen, Wanderers Nachtlied zu einem Gesangbuchsvers zurechtgestutzt zu haben. Die Vermutung von Bojanowskis ist aber, wenigstens soweit die Verszeile

Banger Schmerzen, wilder Lust

in Frage kommt, unbegründet; diese Abweichung stammt, wie wir gesehen haben, von Pestalozzi.

Wenn Zach. Werner in einem Briefe an Goethe vom 20. Okt. 1809 (Schüddekopf und Walzel, Goethe und die Romantik, Schr.G.-G. XIV, 55) zitiert: „Ach, ich bin des Wanderns müde", so beruht das jedenfalls nur auf einem Gedächtnisfehler. Mit bewußter Bevorzugung der Pestalozzischen Abweichungen von dem Goetheschen Text hat dagegen 1807 Matthison das Gedicht in den XX. Teil seiner Anthologie aufgenommen. Es ist also ein Irrtum, wenn Daniel Jacoby (G.-J. XXVIII (1907), 182) die Abweichungen auf Matthison zurückführt; er hat das Gedicht einfach aus Lienhard und Gertrud abdrucken lassen. Auch weitere Gedichte Goethes hat er, ebenso wie die anderer älterer und neuerer Dichter rücksichtslos abgeändert, um sie, wie er in der Vorrede sagte: „für das ganze Publikum lesbar" zu machen. Es ist für die Anschauung der

damaligen Zeit bezeichnend, daß hieran niemand ernstlichen Anstoß nahm, weder der Rezensent der Jenaer Literaturzeitung, der in seiner Besprechung der ersten acht Teile der Anthologie (in Nr. 74 d. J. L.-Ztg. v. 28. März 1805) nur die schüchterne Frage wagte, ob der Herausgeber mitunter nicht „auch da korrigiert und emendiert habe, wo der Zweck seines Werkes eine Abänderung nicht notwendig forderte", noch auch Goethe selbst. Wir wissen, daß ihm Matthisons „lyrische Blumenlese" nicht unbekannt geblieben ist; daß er das von dem Herausgeber beliebte Verfahren, alles nach seinem Sinn zu modeln, verurteilt habe, ist aber nicht überliefert.

Kaysers Komposition charakterisiert Friedländer (a. a. O., 140) mit den Worten: „Eine gut erfundene, recht stimmungsvolle, wenn auch durchaus nicht reiche Melodie." An anderer Stelle (Das deutsche Lied, II, 177) zählt er nicht weniger als 14 verschiedene Kompositionen des Liedes auf, nämlich von Kayser, Rust, Dalberg, Reinhardt, Nägeli, Zelter, Klein, Schubert, Loewe, Liszt, Kirchner, Goetz, Raff und Hiller und fährt dann fort: „Trotz der Fülle der Kompositionen namhafter Meister ist doch wohl keine einzige der Dichtung kongenial zu nennen. Schuberts eindringliche, sehr beliebte Melodie ist nicht ganz so vornehm geführt wie seine übrigen. Goethe selbst scheint Kaysers Komposition gern gehabt zu haben." Wie Kaysers Melodie Pestalozzi in seinen letzten Lebenstagen entzückte, ist S. 222 erzählt.

Das in der Originalausgabe von Lienhard und Gertrud zwischen Seite 70 und 71 eingeklebte Notenblatt trägt die Unterschrift Göthe und Keißer. Die Verstümmelung, der hier merkwürdigerweise der Name des Komponisten verfallen ist, hat Albert Richter verleitet, in seiner Ausgabe von Lienhard und Gertrud (Leipzig, Sigismund & Volkening) in Anmerkung 23a (S. 183) die Melodie als dem 1673 in Leipzig geborenen und 1739 in Hamburg verstorbenen Komponisten Reinhard Keiser entlehnt zu bezeichnen. Auch Israel (P.-Bibl. I, 43) schreibt fälschlich Keißer, trotzdem schon längst vorher Fr. Mann und F. Zehnder in der Jubiläumsausgabe von Lienhard und Gertrud (Zürich, Schultheß 1881) den richtigen Namen angewendet hatten, allerdings beide mit falschen Vornamen (P. L. statt Philipp Christian);



auch das Geburtsjahr ist an beiden Orten falsch angegeben (1756 statt 1755).

Wenn Fr. Mann in seiner Pestalozziausgabe (Langensalza, Beyer und Söhne I, 63) anmerkt: „Die Einführung des damals noch ziemlich neuen Liedes beweist, daß Pestalozzi von der klassischen Literatur seiner Zeit nicht so ganz unberührt geblieben ist, wie man gemeinhin annimmt“, so ist zunächst daran zu erinnern, daß Goethe damals keineswegs als „Klassiker“, sondern vielmehr gerade von Pestalozzi und andern diesem nahestehenden Männern geradezu als eine Art literarisches Revulutionsgenie angesehen wurde (s. S. 7 ff in unserm Text). Die Anmerkung läßt weiter darauf schließen, daß Mann nicht bekannt war, aus welchen Quellen Pestalozzi geschöpft hat. Daß er Pfenningers Christliches Magazin, das Organ des Lavaterschen Kreises, las, beweist noch nicht, daß er die zeitgenössische Literatur verfolgte. Die Behauptung Pestalozzis im Nachruf auf Iselin (P.W. I, 246): „Ich habe dreizehn Jahre lang* weder ein Buch gelesen, noch einen Gedanken gehabt, der auf irgend ein schriftstellerisches Fach Beziehung hatte“, ist allerdings nicht wörtlich zu nehmen. Nicht nur Pfenningers Magazin, sondern auch Iselins Ephemeriden hat er verfolgt, Boies deutsches Museum und Wielands deutscher Merkur scheinen ihm nicht unbekannt gewesen zu sein („darff ich die Stellen in die Ephemeriden ins Museum und in Merkur selbst wehlen“ — schreibt er am 29. Juli 1780 an Iselin; allerdings deutet die weitere Frage: „an wenn muß ich diese Stellen addressieren zum einrükken“ darauf hin, daß die Bekanntschaft nur eine ganz flüchtige war, vergl. Keller a. a. O., 99 f.), und Goethes Werther hat er sicher gelesen. Wenn er später in dem heißen Drang der Vielgeschäftigkeit auch kaum Zeit gefunden hat, sich selbst mit der Literatur seiner Zeit zu beschäftigen, so ist er doch durch seine Gattin mit ihr in Berührung geblieben. Morf (Zur Biographie Pestalozzis I, 122 f.) erzählt von ihr: „Die bedeutenderen Erscheinungen der Literatur waren ihr nicht unbekannt; namentlich

* Später (1801) schreibt Pestalozzi, er habe seit dreißig Jahren kein Buch mehr gelesen (P.W. IX, 28).

für die Poesie hatte sie sinnige Empfänglichkeit und Verständnis. Die Gedichte, die sie in ihr Tagebuch eintrug, legen Zeugnis ab, daß das Hohe, Edle, Liebliche, überhaupt Gehaltvolle, sie besonders ansprach." 10. P.W. III, 327. In Natorps Pestalozziausgabe (Langensalza 1905 II, 41) enthält der letzte Satz den eigenartigen Druckfehler: „Deine Kraft ist gleich dem Drang großer Fürsten, die dem Reichskanzler Millionen Volkssegen opfern."

11. Keller, a. a. O., 94. 12. Koetschau und Morris, Goethes Schweizer Reise 1775. Schr.G.-G. XXII, 35f. 13. Ebenda, 37. 14. Keller, Goethe im Kreise Isaak Iselins, G.-J. VI (1885), 92. 15. P.W. I, 149.

16. Ebenda I, 154f. 17. Funck, Goethe und Lavater. Schr.G.-G. XVI, 68. 18. P.W. III, 311. 19. Die später erschienenen Ausgaben der Abendstunde von v. Raumer, Schulz, Seyffarth (1. Ausgabe), Schumann stützen sich auf die Wiedergabe in der „Wochenschrift für Menschenbildung" und bringen deshalb die auf Goethe gemünzte Stelle nicht. Zuerst hat Friedrich Mann in seiner Pestalozziausgabe im Jahre 1872 den Text nach dem Erstdruck aus den Ephemeriden reproduziert (III, 8—23). In seiner neuen, zwölfbändigen Pestalozziausgabe bietet auch Seyffarth den ursprünglichen Text. Der Sinn seines zunächst dunklen Anrufs an Goethe ist erst klar geworden durch die Briefe Pestalozzis an Iselin, die Jakob Keller zuerst in den Pädagogischen Blättern für Lehrerbildung (Jahrgang 1884) veröffentlichte. Die auf Goethe sich beziehenden Stellen wurden dann von Keller im G.-J. VI (1885), 93f. wiederholt.

Wenn Maync in den Anmerkungen seiner Ausgabe von Goethes Wanderjahren (Goethes Werke, herausgegeben von Heinemann, XI, 440) sagt, Pestalozzi habe in seiner Erstlingsschrift „Abendstunde eines Einsiedlers" „unmittelbar an den von ihm förmlich vergötterten Dichter appelliert", so ist dieser Ausdruck nur dadurch zu erklären, daß Maync der Text der Abendstunde nicht gegenwärtig war. Denn alles eher als „förmliche Vergötterung" spricht aus Pestalozzis an Goethe gerichteten Worten, namentlich wenn man sie im Lichte des sie erklärenden Briefes an Iselin betrachtet. 20. P.W. IX, 19.

21. P.W. VII, 482, 483. 22. Ebenda, 407 f. 23. Ebenda, 422. 24. Ebenda, 505. 25. Ebenda, 490.

26. Ebenda, 414. 27. Wie Morf (a. a. O. I, 123) berichtet, befindet sich eine Abschrift von Goethes Ode in dem Tagebuche von Pestalozzis Gattin. Es ist eins der ersten Gedichte, die sie dem Tagebuche einverleibt hat. Goethe sandte das Gedicht im Dezember 1783 an Barbara Schultheß (Funck, a. a. O., 235, 423). In dem Verzeichnis von Goethes an Barbara Schultheß gesandten Gedichten ist es unter Nr. 57 angeführt. (G.W.(W.) I. Abtlg. I, 365). Über deren Beziehungen zu Pestalozzi und seiner Gattin vergl. S. 65 unsers Textes. Entweder von ihr direkt oder durch die Vermittelung der Frau Franziska Romana von Hallwil, die sowohl mit Bäbe Schultheß wie mit Frau Pestalozzi befreundet war, ist letztere jedenfalls in den Besitz des Gedichtes gelangt. Gedruckt wurde das Gedicht, nachdem es im Dezember 1783 im Tiefurter Journal (von der Hellen, Das Journal von Tiefurt, Schr.G.-G. VII, 308, 40. Stück) erschienen war, in einer Veröffentlichung F. H. Jacobis 1785, dann im 8. Band der 1787—1790 erschienenen ersten Ausgabe von Goethes Schriften.

Unser Text enthält das Gedicht genau in der Form, wie es die Originalausgabe der „Nachforschungen" bringt. Es weist hier eine ganze Anzahl von zum Teil starken Abweichungen von dem Text des Tiefurter Journals und dem in Goethes Werke übergegangenen auf. So

Zeile 10. Ihr statt Sein.
„ 17. Glänzet statt Glänzen.
„ 19. Sturm statt Ströme.
„ 22 und 23. Vorübereilend
Und ergreifend statt und ergreifen.
„ 25. Auch das statt auch so das
„ 29 und 30. Bald auch des kahlen
Alten schuldigen Scheitel statt
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.
„ 56. Unverändert statt unermüdet.



Zeile 58. Sei uns ein Beispiel statt Sei uns ein Vorbild.
„ 59. Jenes statt Jener.

Ob sich die Abweichungen alle aus ungenauer Abschrift erklären oder ob auch hier willkürliche „Verbesserungen“ Pestalozzis vorliegen?

2. Pestalozzi in Goethes Werken.

1. Walther, Goethe und Pestalozzi. Die deutsche Schule X, 9. und 10. Heft. 2. Bielschowsky, Goethe II, 552 ff. 3. Tb. VIII, 34. 4. Ebenda XII, 4. 5. Ebenda VII, 40.

6. Ebenda V, 124, 127. 7. P.-Bibl. I, 60; vergl. auch Keller, a. a. O., 352. 8. Herders sämtliche Werke (Suphan) XX, 290. 9. G.W.(H.) XXI, 179. 10. Herders Werke (Suphan) XX, 295.

11. G.W.(H.) XXII, 44. 12. Herr Dr. Brandis, Direktor der Universitätsbibliothek zu Jena, hatte die Güte, die Ausleihbücher der Jenaer Bibliothek daraufhin durchzusehen. Die Einsicht in ein genaues Verzeichnis sämtlicher Entleihungen Goethes aus der Jenaer und Weimarischen Bibliothek verdanke ich Herrn Prof. Dr. Schüddekopf in Weimar.

3. Pestalozzi bei Goethe?

1. Funck, a. a. O., 52, 54, 56. 2. H. Hirzel, Goethes Briefe an Lavater, 26. 3. G.W.(H.) XXII, 463. 4. Heinemann, Goethe I, 298. 5. Bielschowsky, Goethe II, 552.

6. Br. VII, 439. 7. Stein, Goethebriefe I, 277. 8. von der Hellen, Goethes Briefe I, 217. 9. G.W. (Heinemann) XI, 440. 10. Natorp, Joh. Heinr. Pestalozzi I, 102.

11. L. Hirzel, Goethes Beziehungen zu Zürich, 28, 54.

12. Herzfelder, Goethe in der Schweiz, 109. 13. Funck, a. a. O., 437 (Register). 14. P.-Bl. I (1880), 3. Niederer beginnt seine Ausführungen: „Pestalozzis äußerer Lebenskreis ist auf einen sehr engen Raum beschränkt. Seine weiteste Bewegung war eine Reise von Zürich nach Leipzig, und selbst beim kleinen Umfang seines Vaterlandes beklagte er sich oft, daß nicht einmal eine Reise in die Schweizeralpen zu machen in seinem Vermögen gelegen." 15. Blochmann, Heinrich Pestalozzi.

16. Natorp, a. a. O. I, 268. 17. P.-Bl. XIV (1893), 3. 18. P.W. XII, 431. 19. P.W. I, 189. 20. P.W. I, 198. 21. P.W. IX, 18. 22. P.-Bibl. I, 42. 23. Keller, a. a. O., 81. 24. P.-Bl. XIV (1893), 4; vergl. auch P.-Bl. XXI (1900), 9. 25. P.W. I, 181; Mörikofer, a. a. O., 403; vergl. auch P.-Bl. XVII (1896), 58. Eine Tochter Dr. Hotzes war in Frankfurt a. M. verheiratet. G.-J. XIII (1892), 15. Hotze selbst verlebte seine letzten Jahre daselbst.

26. Keller, a. a. O., 81. 27. Suphan, Goethe und Barbara Schultheß, G.-J. XIII (1892), 152. 28. G.-W.(H.) XXII, 160. 29. Ebenda, 155; XVII, 461; vergl. auch Mörikofer, a. a. O., 401 und P.-Bl. XIII (1892), 49. 30. P.W. I, 147. 31. Ebenda I, 149. 32. G.W.(H.) XXII, 83, 153. 33. P.W. I, 152f. 34. Morf, a. a. O. IV, 71. 35. P.W. I, 181; II, 85. 36. P.W. II, 58, 155, 173. 37. P.W. II, 177, vergl. P.-Bl. XXVI (1905), 60. 38. P.-Bl. XIX (1898), 17. In seine Physiognomischen Fragmente hat Lavater Pestalozzi nicht mit aufgenommen. Die Absicht hat er jedenfalls gehabt. Denn eine auf der Züricher Stadtbibliothek befindliche Zeichnung, das älteste bekannte Pestalozzibild, gehört ohne Zweifel zu jenen Umrissen von Charakterköpfen, die Lavater für die Physiognomik herstellen ließ. (P.-Bl. VII (1886), 65.) Dagegen ist möglicherweise Pestalozzis Gattin, eine Verwandte von Lavaters Freundin Bäbe Schultheß, dort mit Bild und Charakteristik vertreten. Im 3. Teil der Physiognomik findet sich S. 194 eine Tafel mit vier weiblichen Silhouetten. Eine davon stellt Herders Gattin



Karoline dar, eine andere trägt die Unterschrift Pestaloßa. Das Profil zeigt nicht viel Ähnlichkeit mit dem, das O. Hunziker (P.-Bl. XXI (1900), 30), als wahrscheinlich aus dem Nachlaß von Bäbe Schultheß stammend, veröffentlicht. Lavaters Text zu der Silhouette lautet:

„Die zweite Silhouette ist eine zur Schwermut und eingezogensten Stille verwöhnte, unbekannte, sehr gütige, fromme Seele von großem Verstande, erstaunlicher Empfindlichkeit, und die all ihre Kraft zu innerm Leiden, wie eine dürftige Witwe Holz zu Flammen, zusammenrafft. Noch nie hab ich sie heiter, noch nie — sich in ihrer unaussprechlichen Güte fühlend gesehen. Sehr verschlossen, — und dennoch die aufrichtigste Seele. O könnte ich ihr Ruh ins Herz — predigen; denn das ist noch die Sprache, die sie am meisten versteht; am liebsten hört. — So sehr sie ganz Ohr ist, sie hört nur, was wider sie, nicht was für sie ist. Sie würde ihr Leben für den unbekanntesten Menschen aufopfern, und klagt immer über Mangel der Liebe. Sie hat kein Leiden, als wenn ihr Anlaß und Kraft fehlt, Gutes zu tun. Sie tut's, wo sie's kann und dennoch wähnt sie nichts zu tun. Kennte sie mehr die menschliche Natur; hätte sie mehr Umgang mit Menschen; — würde sie Stärke des Geistes genug haben, zu sehen, daß die alleredelsten Seelen schwach, und die unschuldigsten Menschen — Menschen sind. Bis aufs Unterkinn halt ich das für ein treffliches Profil. Das Unterkinn zeigt in d i e s e m Gesicht einigen Hang zur Trägheit." Ob wohl diese Charakteristik auf Pestalozzis Gattin paßt? In den Briefen aus ihrer Brautzeit tritt sie uns keineswegs als eine so in sich gekehrte, den Leiden des Lebens zugeneigte Persönlichkeit entgegen, hier kommen Lebensfreude, Schalkhaftigkeit und Witz in schönen Tönen zum Ausdruck. Möglich wäre es, daß der wirtschaftliche Mißerfolg ihres Mannes in den ersten Jahren der Ehe (die Vermählung fand 1769 statt) ihr Gemüt verdüstert hätte. 39. P.W. I, 201.
40. Nach Pestalozzis ökonomischem Mißgeschick löste sich die Verbindung zwischen ihm und Lavater eine Zeitlang fast völlig. Die Stürme der Revolution in den 90er Jahren brachten sie aber wieder zusammen (vergl. S. 76). Aus dieser Zeit mag Lavaters

Ausspruch über Pestalozzi stammen: „Einen Mann, in dem der Geist des Erlösers so durch und durch in Gesinnung, Wort und Tat verherrlicht ist und sich in solcher Glorie darstellt, hab' ich noch keinen getroffen. Einen bessern Jünger hatte Christus selbst bei seinen Lebzeiten nicht." (P.W. I, 86.) Von seinem Sterbebette aus richtete er an den Genossen der Jugend den letzten Gruß und Segenswunsch:

Einziger, oft Mißkannter, doch hoch bewundert von Vielen,
Schneller Versucher des, was vor dir niemand versuchte,
Schenke Gelingen dir Gott und kröne dein Alter mit Ruhe!

(P.-Bl. XIX (1898), 32.)

41. Klemm, Pestalozzi auf dem Königstein. Sächsische Schulzeitung 1906, Nr. 14. 42. Israel, Pestalozzis Institut in Iferten, 3 f. 43. Die deutsche Schule 1906, Oktoberheft, 636. 44. P.-Bl. XVII (1896), 57 f. 45. Blochmann, J. H. Pestalozzi, 31.

46. Morf, a. a. O. I, 149. 47. Mörikofer, a. a. O., 424. 48. P.-Bl. XVII (1896), 59. 49. P.W. I, 270. 50. v. Sallwürk, Pestalozzi, 39.

51. Natorp, Pestalozzi I, 177. 52. So schreibt Hunziker, die verwandtschaftlichen Beziehungen Wielands zu der Familie des Idyllendichters Geßner hätten es nicht unwahrscheinlich gemacht, daß Pestalozzi Wieland aufgesucht habe. Diese verwandtschaftlichen Beziehungen bestanden aber 1792 noch nicht. Heinrich Geßner lernte Wielands Tochter erst in diesem Jahre bei seinem Aufenthalt in Weimar kennen. Die Vermählung fand 1795 statt (vergl. S. 37). Ebenso ist es ungenau, wissenschaftliche Berührungspunkte zwischen Herder und Pestalozzi aus dieser Zeit anzunehmen. Die beiden Männer sind sich erst nach dem Erscheinen von Pestalozzis „Nachforschungen", also 1797, näher getreten (vergl. S. 50). Daß Pestalozzi mit Wieland und Herder bereits in dieser Zeit in brieflichem Verkehr gestanden habe, wie Seyffarth behauptet, ist ebenso ungenau, wie die Angabe Natorps,



Herder habe schon damals Pestalozzis Schriften warme Teilnahme bewiesen. Wenn Walther (Goethe und Pestalozzi, Deutsche Schule 1906, 9. Heft, 542) die Unwahrscheinlichkeit von Pestalozzis Besuch bei Goethe durch den Hinweis begründen will, daß Goethe „einen großen Teil desselben Jahres gar nicht in Weimar war, da er den Herzog Karl August zur Kampagne in Frankreich begleitete“, so übersieht er, daß Pestalozzi im April in Leipzig war, die Abreise Goethes aber erst am 8. August erfolgte. 53. Pädagog. Blätter für Lehrerbildung XXVII (1898), 305. 54. Vergl. S. 59 des Textes. 55. Vergl. S. 49 des Textes, ferner Morgenblatt 1812, Übersicht über die neueste Literatur, 10.

56. Neue Leipziger Literaturzeitung vom 30. Mai 1804. 69. Stück, Spalte 1097. 57. Schulz, Ein Jünger Pestalozzis, 17; s. auch G.-J. XXVIII (1907), 244. Der von Rohmeder (Th. Schacht, Ein Lebensbild, Dittes' Pädagogium 1887, 430) mitgeteilte Ausspruch Schachts, Goethe habe von Pestalozzi gesagt: „Das ist ein bedeutender, guter, lieber Mann, dem es ernst ist um seine Sache,“ stammt jedenfalls aus einer späteren Zeit, gründet sich aber wohl auf jene von Goethe in Jena zu Schacht gesprochenen Worte. — Sie haben sich, wie man sieht, im Gedächtnis Schachts stark verändert, ein Beweis dafür, wie vorsichtig man Aussprüche berühmter Männer auffassen muß, die erst lange, nachdem sie gehört worden sind, niedergeschrieben werden.

4. Aus zweiter Hand.

1. Baechtold, Kleine Schriften, 189. 2. K. A. Böttigers Korrespondenz, Bd. 56 Nr. 8. 3. Ebenda, Bd. 224 Nr. 4, Bd. 227 Nr. 72. 4. Der neue Teutsche Merkur 1796, 2. Bd., 286—325. Die angekündigte Fortsetzung ist nicht erschienen. 5. P.-Bibl. II, 53, Brief Nr. 169. Israel datiert den Brief Burgdorf 1800. Das ist falsch. Wieland ist nachweislich

nur einige Monate in Zürich gewesen, also spätestens Anfang Herbst 1796 nach Weimar zurückgereist.

6. Baechtold, a. a. O., 189. 7. Böttigers Korrespondenz, Bd. 56 Nr. 72. 8. Merkur 1798, 2. Bd., 190. Gemeint ist Pestalozzis Aufsatz: „Ein Wort an die gesetzgebenden Räte Helvetiens, datiert Aarau, den 22. Juli 1798 (P.W. VIII, 171). Pestalozzi hat sich in den Revolutionsjahren sehr eifrig politisch betätigt. Seyffarth (P.W. XII, 549f.) führt aus dem Jahre 1798 nicht weniger als 21 sog. Revolutionsschriften auf. Die Gesamtheit derselben, die sich auf die Zeit von etwa 1792 bis 1798 erstrecken, füllt fast den VIII. Band von Seyffarths neuer Pestalozziausgabe. Früher bereits hat Zehnder-Stadlin eine Reihe dieser Schriften, soweit sie sich auf Zürichsche Zustände beziehen, veröffentlicht. (Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, 765f.) 9. P.-W. VIII, 395. 10. Israel, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, Päd. Blätter 1901, 551.

11. P.W. IX, 17. 12. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt findet sich P.W. IX, 1—191. 13. Merkur 1801, 2. Bd., 158f. 14. P.W. VIII, 453. Der Brief Pestalozzis ist nach dem in dessen Nachlaß vorgefundenen Entwurf unter dem Titel Meine Erziehungsversuche in P.W. aufgenommen worden. 15. P.W. IX, 168.

16. Merkur 1801, 3. Bd., 293. 17. Merkur 1802, 1. Bd., 101—122 und 183—198. 18. Merkur 1802, 2. Bd., 34—52. 19. P.-Bibl. II, 69. 20. Merkur 1803, 1. Bd., 135—143.

21. P.-Bibl. I, 247. 22. Merkur 1803, Intelligenzblatt des März, XLIf. 23. P.-Bibl. II, 80. „Wieland ist enthusiastisch für mich, also ist's billig, daß wir denken, er beschränke die Lobeserhebungen eines hohen Augenblickes in den gemäßigteren . . . vielleicht sehe ich ihn im künftigen Jahr mit meinem lieben Krüsi in Weimar." 24. Merkur 1804, 3. Bd., 143. 25. Merkur 1805, 3. Bd., 209.

26. Pestalozzi hat in dieser Zeit über den „Zweck und Plan einer Armen-Erziehungsanstalt" eine besondere Schrift verfaßt, die erst durch Seyffarths neue Ausgabe bekannt geworden ist (P.W. IX, 591). Der Gedanke beschäftigte Pestalozzi bis an sein Lebensende.

27. Wie aus einem Briefe von Türks an Fellenberg vom 2. November 1804 zu ersehen ist, fiel der Gewinn der Elementarbücher infolge der verkehrten geschäftlichen Maßnahmen Geßners sehr gering aus. von Türk und Fellenberg haben wohl veranlaßt, daß die Pränumeration durch Vermittelung eines Leipziger Buchhändlers weitergeführt werde. Bereits im November 1804 zeigte Heinrich Gräff in Leipzig in der Jenaischen Literaturzeitung (Intelligenzblatt Nr. 148) an, daß die Elementarbücher von nun an allein bei ihm zu haben seien und zwar für immer zu einem fest bestimmten Preis. „Wer leider übern Span hat zahlen müssen, klage nicht Pestalozzi an, er ist ganz unschuldig — ihm floß von dem willkürlich erhöhten Preise nichts zu.“ (P.-Bibl. I, 185 f.) 28. Merkur 1808, 1. Bd., 114; 3. Bd., 7, 215; 1809, 3. Bd., 196. 29. Merkur 1808, 3. Bd., S. 215. 30. In Goethes Bibliothek findet sich der Merkur von 1804 bis 1810. Goethe hat selbstverständlich auch schon vorher den Merkur gelesen, er gehörte ja früher zu dessen Mitarbeitern.

31. Düntzer, Goethes Eintritt in Weimar, 41, 101, 120, 122, 129. Vergl. Muthesius, Goethe ein Kinderfreund, 27 f. 32. Herzfelder, Goethe und die Schweiz, 182. 33. Baechtold, a. a. O., 191. Geßner schreibt am 2. Okt. 1803 von Böttiger, er habe sich zeitweilig von seiner Frau trennen müssen, „die mit den Kindern in Burgdorf bei dem edeln Pestalozzi lebe“. (Böttigers Korrespondenz Bd. 56, Nr. 24.) 34. Haym, Herder II, 151. 35. P.-Bibl. II, 37.

36. Morgenblatt 1812, Übersicht über die neueste Literatur, 10; Böttigers Korrespondenz Bd. 56, Nr. 14. 37. Nachrichten von gelehrten Sachen, herausgegeben von der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, 60. Stück, vom 9. Oktober 1797. Wiederabgedruckt H. W. (Suphan) XX, 290—295. 38. Der Brief, hier zum erstenmal veröffentlicht, befindet sich in Herders literarischem Nachlaß auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin. 39. Böttigers Korrespondenz Bd. 56, Nr. 19. 40. Auch dieser Brief, sowie die Beilage, welche er enthielt, wird hier aus Herders Nachlaß veröffentlicht. Brief und Beilage sind von Schreiberhand, nur die



Unterschrift rührt von Pestalozzi selbst her. Israel (P.-Bibl. II, 68) erwähnt den Brief nach einer auf der Züricher Stadtbibliothek befindlichen Abschrift, datiert ihn aber falsch (in das Jahr 1802). Der Brief ist von demselben Tage, wie der in der gleichen Angelegenheit an Goethe gerichtete (vergl. S. 91). Meine Bemerkung G.-J. XXVIII (1907), 164, ,daß Pestalozzi sich erst später an Goethe gewandt habe, muß hiernach berichtigt werden.

41. Morf, a. a. O. IV, 612. 42. Morgenblatt 1812, Übersicht über die neueste Literatur, 10. 43. Böttigers Korrespondenz Bd. 56, Nr. 17. 44. P.-St. II (1897), 55. 45. P.-Bibl. II, 80.

46. P.W. X, 216. 47. Goschen, Das Leben Göschens I, 334. 48. Wenn Goschen a. a. O., 307 sagt, Göschen habe sich an Pestalozzi, „den berühmten Schweizer Pädagogen", gewandt, so ist das ein Anachronismus. Pestalozzis Entschluß: „Ich will Schulmeister werden" fällt sieben bis acht Jahre nach dieser Zeit. 1792 war er weder Pädagoge, noch „berühmt" in dem Sinne seiner späteren Jahre. 49. Fr. Jonas, Schillers Briefe, III, 219f. 50. Ebenda, 222f. Daß Pestalozzi jemals ernstere historische Studien gemacht habe, ist nicht bekannt. Zehn Jahre früher ging er allerdings einmal damit um, sich an historischen Stoffen dramatisch zu versuchen. Hunziker (P.-Bl. XVII [1896], 65) erinnert daran, daß er damals Iselin wiederholt gebeten hat, ihn auf geeignete historische Stoffe aufmerksam zu machen. „Wenn Ihnen ein historisches Sujet bekannt ist, das in die gegenwärtigen Gesichtspunkte der österreichischen Regierung einschlägt und theatralischer Behandlung fähig, so bitte ich sehr, mir gelegentlich ein Wort davon zu melden." . . . „Goldoni werde ich von Zürich kommen lassen und sobald ich ein wenig Muße finden werde, hierüber etwas versuchen; auch wiederhole ich die Bitte, wenn Ihnen ein historisches Sujet einfallen sollte, dessen Bearbeitung Sie vorzüglich wünschen würden, mir davon Nachricht zu geben."

51. Natorp (a. a. O. I, 178) bezeichnet Schillers Urteil über Pestalozzis Schreibart als „schief" und jedenfalls schwerlich „aus Pestalozzis Schriften gewonnen". Nach welchen Schriften Pestalozzis

Schiller aber „eine nur allzu philosophisch freie Behandlung" hätte erwarten sollen, ist unerfindlich. Von Pestalozzi war damals (1792) nichts weiter bekannt als Lienhard und Gertrud; denn die Abendstunde eines Einsiedlers war anonym erschienen und lag zudem in den Ephemeriden vergraben. Christoph und Else ist ebenso wie die wenigen Aufsätze, die Pestalozzi in jenen Jahren geschrieben hat, nie über die engsten Kreise hinausgedrungen. Daß aber Schiller aus Lienhard und Gertrud Pestalozzis Befähigung zum historischen Schriftsteller großen Stils hätte erkennen sollen, ist doch eine unbegründete Voraussetzung. Schiller hat tatsächlich Pestalozzis Fähigkeit richtig eingeschätzt. Fehlte doch diesem, wie seine Schriften auch aus späterer Zeit erkennen lassen, eine umfassende historische Bildung, ja der historische Sinn. Er hat kaum jemals versucht, seine Probleme geschichtlich zu begründen oder sie in den historischen Zusammenhang zu stellen. Auch in seinem Lehrgang fehlte der Geschichtsunterricht gänzlich. 52. Schiller reiste am 8. oder 9. April in Jena ab (Jonas, a. a. O. III, 524), war also in den darauffolgenden Tagen in Leipzig. Pestalozzi schreibt am 22. April an Hotze, er sei 14 Tage hier (in Leipzig) (P.-Bl. XVII [1896], 63). Die gleichzeitige Anwesenheit Pestalozzis und Schillers in Leipzig ist also unzweifelhaft. 53. Morf, a. a. O. II, 197 f. 54. Urlichs, Charl. von Schiller und ihre Freunde II, 377, 395, 434. 55. Ebenda, 400, 402.

56. Ebenda I, 605.* 57. Keller, a. a. O., 75. Pestalozzis Briefe sind abgedruckt P.W. III, 247 ff. 58. Nicolovius, Denkschrift, 27, 140, 163. 59. P.W. I, 6. 60. P.-Bl. XVII (1896), 35 ff.

61. Vergl. Suphan, G.-J. XIII (1892), 149 ff. Das Verzeichnis der Gedichte, die Goethe von Barbara Schultheß sandte (G.W.(W.) I, Abteilung I, 365), enthält nicht weniger als 64 Nummern. 62. P.-Bl. XXI (1900), 31. 63. Seyffarth, Frau Pestalozzi,

* Wenn Schiller im V. Akt von Wallensteins Tod einen Hauptmann Pestalutz erwähnt, so ist er nicht etwa durch unsern Pestalozzi auf diesen Namen gekommen; der Dichter fand ihn vielmehr in einer geschichtlichen Quellenschrift vor. (Düntzer, Erläuterungen, 300.)

23 ff; G.-J. XIII (1892), 22, 15. 64. von Schultheß-Rechberg, Frau Barbara Schultheß, 8; vergl. auch G.-J. XIII (1892), 29. 65. Br. VII, 250.

66. G.W.(H.) XXIII, 67. 67. Hirzel, Goethes Beziehungen zu Zürich, 12, 28. 68. Düntzer, Briefe Karl Augusts an Knebel, 10. 69. Br. VII, 359; IV, 261. 70. P.W. I, 181.

71. P.W. III, 21, 82, 103, 107. 72. P.W. III, 125. 73. Ebenda, 222. 74. P.W. I, 254; Morf, a. a. O. I, 149. 75. Funck, Goethe und Lavater, 23.

76. Ebenda, 259, 260, 264. 77. Ebenda, 349. 78. Düntzer, Briefe Karl Augusts, 10. 79. Funck, a. a. O., 243. 80. P.W. II, 367, 287; III, 83, 93, 119.

81. Ebenda, III, 217. 82. Nicolovius, Denkschrift, 140, 144. 83. P.-Bl. XII (1891), 55, 56. 84. G.W.(H.) XXIII, 190. 85. Br. II, 267.

86. Herzfelder, Goethe und die Schweiz, 111. 87. G.W.(H.) XXIII, 191; Hirzel, Goethes Beziehungen zu Zürich, 26, 28. 88. P.W. VIII, 371. 89. P.W. II, 143.

90. Hirzel, Goethes Beziehungen usw., 46; Funck, a. a. O., 89 ff. 91. P.W. II, 53, 55, 126, 141. 92. P.W XII, 432 f. 93. Keller, a. a. O., 269. 94. Hirzel, Goethes Beziehungen zu Zürich, 25.

95. Ebenda, 18, 28; Herzfelder, a. a. O., 107. 96. P.W. II, 392; III, 114. 97. P.W. II, 127, 129, 130, 133. 98. P.-Bl. XIII (1892), 49 ff.; XIX (1898), 1 ff.; XX (1899), 9 f. 99. P.-Bl. XIX (1898), 1.

100. Br. XII, 318: „An vielen Orten herrscht Unzufriedenheit, die sich hie und da in kleinen Unruhen zeigt. Über alles dies kommt in dem gegenwärtigen Augenblicke noch eine Sorge und Furcht vor den Franzosen. Man will behaupten, daß mehrere Schweizer bei der letzten Unternehmung gegen die Republik Partei gemacht und sich mit in der sogenannten Verschwörung befunden haben, und man erwartet nunmehr, daß die Franzosen sich deshalb an die einzelnen, vielleicht gar ans Ganze halten möchten. Die Lage ist äußerst gefährlich, und es übersieht niemand, was daraus entstehen kann." 101. Herzfelder, a. a. O., 192. 102. Morf, a. a. O. II, 49 ff. 103. Tb. VII, 114. 104. Funck, a. a. O., 231.

105. Funck, Schilleriana, Euphorion 1905, 428. 106. Ebenda, 432; vergl. auch Urlichs, Charlotte von Schiller und ihre Freunde, II, 29 ff. 107. Schopenhauer, Fernow, 95 f. 108. Fichte, Fichtes Leben und Werke I, 158 f. Über Baggesens Verhältnis zu Pestalozzi vergl. P.-Bl. III (1882), 28 f. 109. Morf, a. a. O. III, 381.

110. Schulz, Ein Jünger Pestalozzis, 17 f.; vergl. auch G.-J. XXVIII (1907), 244 f. 111. Schulz, a. a. O., 30 ff, 35 ff. 112. P.-Bl. VIII (1887), 20. 113. Varrentrapp, Johannes Schulze, 114. 114. P.-St. IV (1899), 121.

115. P.-St. VI (1901), 187. 116. P.-Bl. XIX (1898), 64. Der zweite Vers der Nachdichtung lautet:

Kennst du den Mann — für Brüder glüht sein Herz —
Teilst du mit ihm der Menschheit Wohl und Schmerz?
Hebt dich sein Geist zu höherm Schwung empor?
Lauscht seinem Wort dein wonnetrunken Ohr?
Kennst du ihn wohl?
Dahin! dahin!
Zu ihm, dem Edeln, wird dich Sehnsucht ziehn!

117. G.W.(H.) XXIII, 27. Goethe schreibt über Ewald in Dichtung und Wahrheit: „Unter den Personen, welche damals den Kreis zu füllen und zu beleben sich höchst tätig erwiesen, ist der Pfarrer Ewald zu nennen, der, geistreich heiter in Gesellschaft, die Studien seiner Pflichten, seines Standes im stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ehrenvoll bekannt gemacht; er muß in dem damaligen Kreise als unentbehrlich, auffassend und erwidernd, mitgedacht werden." Das Bundeslied ist nicht, wie Goethe schreibt (a. a. O., 30) zum Geburtstag Ewalds, sondern zu seiner Hochzeit gedichtet und gesungen worden (vergl. G.W.(J.) I, 328). 118. P.-St. VI (1901), 59. 119. P.-St. VI (1901), 110.

120. P.-Bl. XII (1891), 60; G.W.(H.) XXVII, 239. 121. P.-Bl. XII (1891), 57. Die hier mitgeteilte Stelle aus Hennings Tagebuch, betreffend eine Äußerung Pestalozzis, daß Lichtenberg Goethe auf seine Briefe nicht mehr geantwortet habe, ist erst durch die Ver-

öffentlichung des Briefwechsels zwischen Lichtenberg und Goethe (G.-J. XVIII (1897), 32—48) verständlich geworden. Was Benzenberg damals erzählt hat, war tatsächlich richtig, Lichtenberg hat „endlich Goethe nicht mehr geantwortet über dessen Ideen von der Entstehung der Farben". Goethe beklagt sich Schiller gegenüber bitter darüber, daß Lichtenberg in der neuen Auflage seines von ihm herausgegebenen Werkes seine Versuche „auch nicht einmal erwähnt". (Briefe X, 335.) 122. Das Blatt, von Goethe in Rotschrift mit dem Namen Pestaloz versehen, findet sich zusammen mit den beiden von Pestalozzi an Goethe gerichteten Briefen (vergl. S. 91 und S. 175) in Goethes Nachlaß im Goethe- und Schillerarchiv. 123. Ranitzsch, Das Weimarische Lehrerseminar, 23. 124. Tb. VII, 114.

125. Kramer, Karl Ritter I, 364 ff. Burkhardt (Goethes Unterhaltungen mit Soret, XIII) schreibt irrtümlich, Ritter sei als Erzieher des Erbprinzen Karl Alexander in Aussicht genommen gewesen. 126. Wernecke, Goethe und die Königliche Kunst, 24. 127. Rohmeder, Lebensbild Schachts, Pädagogium 1887, 433; P.-Bibl. II, 197; P.-St. II (1897), 116.

5. Pestalozzi in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung.

1. Vergl. Muthesius, Goethe ein Kinderfreund, 44—82, 98—102. 2. Geiger, Aus Alt-Weimar, 39—53. Böttiger gab seine Stellung in der Leitung des Weimarischen Gymnasiums, hauptsächlich infolge des Konfliktes mit Goethe, 1804 auf. 3. G.-W.(H.) XX, 27. 4. Br. XIV, 186. 5. Das Original des Briefes befindet sich im Goethe- und Schillerarchiv. Pestalozzis Briefe an Goethe wurden von mir zuerst veröffentlicht G.-J. XXVIII (1907), 164 f.

6. G.-W.(H.) XXVII, 98. 7. Ebenda, 99. 8. Ebenda, 109. 9. Jonas, Schillers Briefe VII, 83; Biedermann, Goethes Briefe an Eichstädt, XIII. 10. Biedermann, a. a. O., 3 f, 15 f.



11. Bereits in der noch von Schütz redigierten Allgemeinen Literaturzeitung findet sich im Jahrgang 1803 Nr. 82, Spalte 635 eine Besprechung von Pestalozzis Ansichten über die Methode. Das Intelligenzblatt Nr. 79 desselben Jahrganges brachte dann Spalte 662 eine Anzeige, daß „der berühmte Pestalozzi von dem Ertrag seiner Schulbücher, die er auf Subskription herausgibt, ein Waisenhaus errichten wolle". Im ersten Jahrgang der neuen J. A. L.-Z. nehmen die Rezensionen der Bücher von und über Pestalozzi einen Raum von 115 Spalten ein. 12. Allgemeine deutsche Biographie XXXV, 74. Spazier, geb. 1761, starb bereits 1805. 13. Br. XVI, 393. 14. Br. XVII, 82. 15. Br. XVII, 93.

16. J. A. L.-Z. vom 9. März 1804, Nr. 59, Spalte 466 bis 472. 17. Ebenda, vom 10. März, Nr. 60, Spalte 478, 480, vom 12. März, Nr. 61, Spalte 481, 482. Die fünf Sätze befinden sich teilweis wörtlich in der von Spazier übernommenen Form im IV. Brief Pestalozzis (P.W. IX, 69). 18. Ebenda, Spalte 482, 485, 486. 19. Biedermann, a. a. O., 69; Briefe XVII, 100. 20. J. A. L.-Z. vom 24. April 1804, Nr. 98, Spalte 153.

21. Ebenda, Spalte 156. 22. Ebenda, Spalte 158, 162. 23. Es sind folgende Schriften: Ith, Amtlicher Bericht über die Pestalozzischen Anstalten und die neue Lehrart derselben; Schwarz, Pestalozzis Methode und ihre Anwendung in Volksschulen; derselbe, Gebrauch der Pestalozzischen Lehrbücher; Herbart, Pestalozzis Idee eines ABC der Anschauung; Himly, Versuch einer Einleitung in die Grundsätze des Pestalozzischen Elementarunterrichts; Johansen, Kritik der Pestalozzischen Erziehungs- und Unterrichtsmethode. 24. Willmann, Herbarts Pädagogische Schriften, I, 87. 25. von Sallwürk, Herbarts Pädagogische Schriften, II, 221 ff.

26. Ebenda II, 230. 27. Willmann, a. a. O. II, 295. Eine Vergleichung der Erziehungstheorien Herbarts und Pestalozzis enthält die gründliche Abhandlung Th. Wigets: Pestalozzi und Herbart (Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik XXIII (1891), 196 ff. und XXIV (1892), 1 ff. Mehr der Absicht,

Pestalozzi über Herbart zu stellen, ist die Arbeit Natorps entsprungen: Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre (Gesammelte Abhandlungen zur Sozialpädagogik, 203 ff.). 28. J. A. L.-Z. am 25. April 1804, Nr. 99, Spalte 164, 166. 29. Gräf, Goethe und Schiller, 41. 30. J. A. L.-Z. 1804 Intelligenzblatt Nr. 71, Spalte 578.

31. Ebenda, Spalte 586. 32. Ebenda, Intelligenzblatt Nr. 103, Spalte 846 f. 33. Es sind folgende Schriften: Soyaux, Pestalozzi, seine Lehrart und seine Anstalt; Steinmüller, Bemerkungen gegen Pestalozzis Unterrichtsmethode; Anonym: Beleuchtung der Pestalozzischen Großsprechereien; Snetlage, Bemerkungen über Pestalozzis Lehrmethode. 34. Akten über die Gründung der Neuen Allgemeinen Literaturzeitung in Jena (im Goethe- und Schillerarchiv), Blatt 131. 35. Br. XVII, 168.

36. Die letzte wenigstens in diesem Zusammenhange. Im folgenden Jahrgang brachte die J. A. L.-Z. in Nr. 217 vom 11. Sept. (also nach dem bereits am 19. Januar d. J. erfolgten Tode des Verfassers) von Spazier noch Rezensionen über folgende Schriften: Anonym, Über Pestalozzis und Oliviers Lehrart; Witte, Bericht an den König von Preußen über das Pestalozzische Institut; Herbart, ABC der Anschauung 2. Aufl. 37. J. A. L.-Z. am 10. Sepetember 1804, Nr. 217, Spalte 485 ff. 38. Br. XVII, 213. 39. Akten III, Bl. 159. 40. Br. XVII, 215.

41. Intelligenzblatt Nr. 134, am Schluß. Der von mir wiedergegebene Text ist aus Humboldts Brief entnommen (Bratranek, Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt, 223 f.). Der Abdruck in der J. A. L.-Z. weicht an mehreren Stellen hiervon ab, was jedenfalls aus der Flüchtigkeit von Goethes Abschreiber zu erklären ist. So heißt es beispielsweise: reimt man als Unrat, statt räumt man . . .; seines körperlichen Genusses, statt seines kärglichen Genusses; und an Geschichte, Poesie, statt da war Geschichte, Poesie. 42. J. A. L.-Z. vom 16. November 1804, Nr. 275, Spalte 324. 43. Diese Rezension stammt nach der Annahme Israels (P.-Bibl. III, 14) von Niederer. 44. Br. XVII, 169; Biedermann,

a. a. O., 262. 45. J. A. L.-Z. vom 15. Februar 1812, Nr. 34, Spalte 270.

46. Benzenberg, Briefe aus der Schweiz II, 210 ff.

47. Walther, Goethe und Pestalozzi, Die deutsche Schule 1906, 551 ff.

6. Die „babylonische Verwirrung".

1. Vogt, Fichtes Reden, 205. 2. Worte des Staatsrats Süvern aus der „Instruktion an die preußischen Eleven". Morf, a. a. O. IV, 187. 3. Wachler, Passows Leben und Briefe, 54, 76. 4. Passow brachte eine seiner Lieblingsideen, den Sprachunterricht mit dem Griechischen zu beginnen, zur Ausführung (vergl. Wachler, a. a. O., 125, und Archiv für deutsche Nationalbildung, 99). Bekanntlich hat auch Herbart diese Idee lebhaft verfochten. 5. Aus dem Nachlaß Goethes im Goethe- und Schillerarchiv von mir veröffentlicht G.-J. XXIX (1908), 5.

6. Wachler, a. a. O., 146. 7. Die Bibliothek des Weimarischen Gymnasiums besitzt ein Exemplar des Archivs, von Riemer geschenkt, vermutlich also das von den Herausgebern an Goethe gesandte Exemplar, der es an Riemer weitergab. 8. Das Programm, in dem Jachmanns Abhandlung den Hauptinhalt bildet, wurde mir aus der Bibliothek des Conradinums in Danzig-Langfuhr durch Herrn Direktor Dr. Bonstedt freundlichst zur Verfügung gestellt. 9. Vogt, a. a. O., 202, 203. 10. P.-St. II (1897), 165, 171; P.-Bibl. III, 238.

11. Wachler, a. a. O., 146. Wer heute Zellers Aufsatz liest, begreift nicht, wie Passow ein so günstiges Urteil über ihn fällen konnte. Die Schwärmerei für Pestalozzi hatte den Blick für das Einfache und Natürliche vielfach getrübt. Wir empfinden es keineswegs „äußerst anziehend und instruktiv", wenn Zeller das Leben in seinem Waisenhaus wie folgt beschreibt: „Ordnung des Aufstehens (im Winter): Auf! 1! Die Kinder werfen die Decken ab und richten sich auf im Bette. Strümpfe an! 2! Beinkleider an! 3! (Ohne sie oben zuzuknöpfen.) Stiefeln an! (Schuhe) 4! Mit diesen Worten

setzt sich jeder — ohne den Fußboden zu berühren — rechts zu Füßen seines Bettes und zieht den links stehenden Stiefel an den rechten Fuß, und den rechts stehenden an den linken (damit er gewiß sei, täglich damit umzuwechseln). Das Nachtgeschirr! 5! (gebraucht mit möglichster Schamhaftigkeit.) Hosenträger an! 6! Weste! 7! Kleid! 8! (beide ohne sie zuzuknöpfen, durch den Arm zusammengehalten). Überrock mit, und Überhosen (über den Arm gelegt). Richt euch! Marsch! Der kleine Schlafsaalaufseher mit einer Laterne voran; ihm folgen die Zöglinge, über dem linken Arme die Überhosen und den Überrock, in der rechten das Nachtgeschirr haltend, das im Vorbeigehen in ein bereit stehendes Gefäß ausgeleert wird." Die dann vorzunehmende Reinigung wird also beschrieben: „In dem bereits gewärmten Lehrzimmer angekommen, stellt jeder sich vor seinen Tisch, auf welchem eine kleine Wanne, darin ihr Wasserbecher und reines Wasser, ein flanellener Handschuh, statt des Schwammes, ein Handtuch, Zahnbürstchen, ein Schächtelchen mit pulverisierter Kohle und ein Haarkamm bereit liegen. Das zinnerne Nachtgeschirr neben sich auf dem Fußboden. Mit dem Ruf des Schlafsaalaufsehers: Richt euch! muß jeder bereit sein, damit schnell und pünktlich geschehe, was geschehen muß. Jener fährt fort und leitet die Ordnung des Reinigens auf folgende Weise: Rock ab! 1! (Rock und Überrock auf das Stühlchen des Tisches.) Zahnbürstchen! 2! Jeder öffnet sein Pulverschächtelchen, taucht das Bürstchen ins Wasser, dann ins Pulver. Zähne gereinigt! 3! Die obern! Die untern! Die Kronen! Wasser in den Mund! Ausgespült! 4! Ins Nachtgeschirr! Wasser in den Mund! 5! Die Kehle gereinigt (gegurgelt)! Wasser getrunken! 6! Wasser in den Mund! Hände gewaschen! 7! (Das Kind läßt das Wasser aus dem Munde über die reibenden Hände ins Nachtgeschirr laufen.) Handschuh ins Wasser! 8! Der Zögling zieht den flanellenen Handschuh (ohne Finger, mit einer Öffnung für den Daumen) an die rechte Hand und näßt ihn. — Gewaschen, Augen, Stirne, Schläfe, Nase, Mund, Wangen, Kinn, Hals, Brust, Nacken, — Ohren, hinter den Ohren, — Kopf — Handschuh ausgepreßt! 9! Handtuch! 10! (Alle gewaschenen Teile werden mit dem Handtuch wohl abgetrocknet.)



Kamm 11! Und die Haare in Ordnung! Weste! Rock! Richt euch! Marsch!"

So spielt sich der ganze Verlauf des Tages nach Zählen ab, das Leben der Kleinen ist in spanische Stiefel eingeschnürt. Der zweite Teil von Zellers Aufsatz (erschienen im zweiten Heft des Archivs) wird fast ganz ausgefüllt durch eine in widerlicher Breite erörterte Streiterei, ob seine Methode die Pestalozzische sei oder nicht. Kein Wunder, daß erzählt wird, Zellers Eigenart habe „viel Gelegenheit zum Lachen gegeben" und seine Erziehungsmittel hätten „den Spott ernstgesinnter Menschen" herausgefordert. Man habe an ihm gesehen, „bis in welche Lächerlichkeiten und Spielereien der menschliche Geist gerate, wenn er sich von der Strömung einer Moderichtung tragen lasse" (Dalton, Johannes von Muralt, 84). Pestalozzi hatte die Berufung Zellers nach Preußen mit geteilten Empfindungen aufgenommen und ihn in einem Briefe an Nicolovius mit den Worten gekennzeichnet: „Er ist in der Methode in einen Formalismus geraten, auf dem er sich in den untern Punkten fixiert und ruht" (Morf, a. a. O. IV, 189). Niederer hatte vollständig recht, wenn er die „Trommelschlägerei" Zellers scharf verurteilte (P.-Bibl. III, 239). 12. G.-J. XXIX (1908), 8. 13. Br. XXII, 182f. Wie recht Goethe mit seiner ungünstigen Voraussage hatte, lehrte die Erfahrung: Das Archiv brachte es nur auf einen Jahrgang. Allerdings war die Einstellung des Unternehmens mit herbeigeführt worden durch den inzwischen ausgebrochenen Krieg. 14. Über das Verhältnis Goethes zu Kant vergl. vor allem Simmel, Kant und Goethe, ferner auch Vorländer, Kant — Schiller — Goethe, und Chamberlain, Immanuel Kant. 15. Br. III, 89.

16. Br. XIV, 186. 17. G.W.(H.) XVIII, 281, 157; XIX, 23. 18. G.W.(H.) XVIII, 157. 19. Ebenda XIX, 69. 20. Fr. von Müller, Gedächtnisrede (Bode, Goethes Persönlichkeit), 31.

21. G.W.(H.) XXIX, 482. 22. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Fr. von Müller, 100. 23. P.W. XII, 314. 24. Ebenda I, 249. 25. Ebenda X, 540.

26. J. A. L.-Z. vom 13. Febr. 1812, Nr. 32. Spalte 250. 27. P.W. XII, 445. 28. P.-Bl. XII (1891), 38.

29. Die Frage, ob Pestalozzi allgemeine Menschenbildung oder Standesbildung vertrat, ist heute noch strittig. Wiget sucht in eingehender Untersuchung nachzuweisen, daß er Standesbildung wollte und daß die Idee der allgemeinen Menschenbildung erst durch Niederer in Pestalozzis Gedankengang eingefügt worden sei (Pestalozzi und Herbart, Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik XXIII (1891), besonders 216—241). Hunziker verteidigt demgegenüber in einer ebenso gründlichen Widerlegung seine Ansicht, daß Pestalozzi nicht Standesbildung, sondern allgemeine Menschenbildung forderte (P.-Bl. XII (1891), 36 ff.). Neuerdings bringt Natorp den Gedanken auf die Formel: „In jedem einzelnen soll die Bildung seiner inneren Kräfte die Richtung nehmen auf das, was seinem Wesen nach allen gemein ist und darum auch allen gemein werden kann; und für die vielen soll damit die Bildung wenigstens in der Grundlage gemeinsam, für alle dieselbe sein; dann freilich sich nach den besonderen Lebensaufgaben differenzieren.“ (Reins Encyklopädie, II. Aufl. VI, 669.)

30. Düntzer, Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester, 541. 31. Dalton, Joh. von Muralt, 83. 32. Bratranek, a. a. O., 233.

7. Goethe und die Pestalozziverehrer am Main und Rhein.

1. Morf, a. a. O. IV, 54, 134. 2. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde I, 130. 3. Baerwald und Adler, Geschichte der Realschule der jüdischen Gemeinde, 19 ff. 4. Briefwechsel mit einem Kinde I, 130 f. 5. Ebenda, 144.

6. Ebenda, 150. 7. G.W.(H.) III, 272; II, 351.

8. Molitor war Mitarbeiter an dieser von Nik. Vogt herausgegebenen Zeitschrift. Seine Abhandlung steht im XI. Band (1808), 155—168. Die am Schluß des Abschnittes angekündigte Fortsetzung ist in der Zeitschrift nicht erschienen.



9. Molitor, Über Bürgerliche Erziehung mit Beziehung auf die Organisation des jüdischen Schulwesens in Frankfurt a. M. Im Verlage bei J. C. B. Mohr, Frankfurt a. M. 1808.

10. Da im Text ein weiteres Eingehen auf Molitors Schrift den Zusammenhang gestört haben würde, möge wenigstens an dieser Stelle auf einige Abschnitte hingewiesen werden, die das dort Behauptete erläutern.

S. 41 f.: „Es ist der größte Fehler unserer heutigen Erziehung, daß sie die Kinder mit allem bekannt macht, was in der Ferne liegt, und in demjenigen ganz unwissend läßt, was sich in ihrer Nähe befindet. Deshalb ist zwischen dem Leben und unserer Schule jetzt so eine ungeheure Kluft. Die Schule ist eine eigne fremde Welt, in der das Kind ganz andere Dinge hört als es im Leben sieht. — Kein Wunder, daß auch alle diese Dinge wieder verfliegen, sobald der junge Mensch ins Leben tritt. Die lebendige Kraft der alten Erziehung beruhete darauf, daß sie mit den Umgebungen anfing, bei den lebendigen Denkmälern. Und solche Dinge vergessen sich nie. An das Leben muß sich daher die Schule wieder anknüpfen, wenn die Erziehung praktisch und fruchtbar werden soll. —

Unter dem Gewühle von reger Tätigkeit, mitten unter den Geräten und Werkzeugen der Arbeit, die es immer lebendig an das Tun und Streben erinnern, wächst das Kind des Landmannes und des Handwerkers empor. Es siehet und höret von Jugend auf; und was es siehet und höret, wirkt lebendig und kräftig auf seinen Sinn. Der Acker, die Werkstätte wird ihm der Mittelpunkt seiner Welt und seines Daseins; der Punkt, um den sich alle Gedanken zuletzt drehen; an den sich alle Begriffe anknüpfen, von dem sie ausgehen uud wohin sie alle zuletzt wieder zurückkehren."

S. 47: „Sie (die Schule) sollte, so wie es in dem Gang des Lebens immer geschieht, überall mit der Praxis beginnen und aus ihr die Theorie entwickeln. Nur dadurch bekommen erst die theoretischen Sätze Bedeutung und ein wirklich gefühltes Leben und werden der Rückanwendung auf das praktische Tun und Wirken erst fähig."

S. 51: „Man darf nie aus dem Auge verlieren: Die Kinder von Jugend auf mit ihrem künftigen Stande und dessen Verhält-



nissen und Beschäftigungen bekannt zu machen; und solcher Gestalt diesen Gegenstand jederzeit zu dem lebendigen Mittelpunkt aller übrigen Betrachtungen zu erheben; damit derselbe tief in ihrer Seele wurzele und er mit ihnen aufwachse."

S. 54: „Die für das Gewerbe nötigen Kenntnisse in der Mechanik und Chemie würden doch im Grunde ohne wahres Leben sein, wenn es nicht möglich wäre, gleich von Anfang an wirkliche Praxis damit zu verbinden und die Schule selbst zu einer kleinen Welt von Tätigkeit zu machen".

S. 55: „Ein Garten würde mannigfaltigen Nutzen verschaffen; nebst dem, daß er ein gesunder Aufenthalt wäre, könnte er wenigstens im kleinen dazu dienen, die Kinder auf die Natur aufmerksam und mit derselben näher bekannt zu machen. Die mannigfaltigen Gartenarbeiten würden ferner den Kindern zur Erholung dienen."

S. 56: „Es wäre nötig, daß die Kinder auf irgend eine Weise, so allmählich und unvermerkt an bestimmtere Arbeiten gewöhnt und ihre Tätigkeit auf diese Art schon frühe fixiert würde. Sie müssen daher mit bestimmten Handwerken bekannt gemacht werden. Da die Beschäftigung mit denselben nicht den Zweck hat, die Kinder gerade zu diesen bestimmten Gewerben zu erziehen, sondern sie nur als Mittel dazu dienen sollen, Arbeiter zu bilden, und gleichsam eine praktische Einleitung zur Erlernung der übrigen Handwerke zu sein, so möchten sich nur solche Gewerbe für diesen Zweck qualifizieren, bei welchen die Zöglinge mit einer Menge allgemein nützlicher Werkzeuge und Handgriffe bekannt gemacht würden. Solche Handwerke wären z. B. das Tischler- und Drechslerhandwerk. Überhaupt sollte der Tätigkeitstrieb der Kinder soviel als möglich auf keine Weise beschränkt werden. Man müßte sie überall in die Werkstätten der verschiedenen Handwerke herumführen; damit sie sich üben könnten in allen Arten des Kunstfleißes; wozu man ihnen Materialien liefern, die allgemeinsten Handgriffe zeigen, das Übrige aber ganz ihrer eignen freien Wahl überlassen müßte. So würde eine lebendige Welt in der Schule erzeugt. In ihr könnte manches technische Genie gebildet werden." —

S. 58: „Auch die Zöglinge des Handelsstandes, als solchen,



müssen in der Meßkunst und Mechanik Anleitung erhalten; denn nichts ist so sehr fähig, dem Geiste mehr Klarheit und Bestimmtheit zu geben, als diese Gegenstände. So wie es überhaupt sehr nützlich wäre, die Kinder dieses Standes in technischen Arbeiten zu üben. Denn in den verschiedenen Zweigen der technischen Gewerbe hat sich noch allein einige regsame Tätigkeit erhalten, die sonst überall ausgestorben ist. Und auf nichts sollte doch die neue Erziehung so sehr jetzt sehen, als Tätigkeit und Leben unter der künftigen Generation wieder zu erwecken. Sie sollte alle Mittel anwenden, diesem toten mechanischen Geist der Zeit entgegenzuwirken."

S. 62: „Die einzige fruchtbare Weise für gebildete Bürgerstände, die Geschichte zu lehren, wäre wohl keine andere, als die Geschichte des bürgerlichen Lebens, der bürgerlichen Kultur vorzutragen."

Diese Proben mögen genügen; sie lassen erkennen, daß hier derjenige Teil des Bildungsideals, den Goethe in der Pädagogischen Provinz als technische Bildung beschrieben hat, in ausgezeichneter Weise vorgebildet ist, wobei übrigens nicht unerwähnt bleiben darf, daß in Molitors Plan die moralische und religiöse Bildung keineswegs fehlt. Charakteristisch ist, daß auch sie sich auf das engste mit der technischen Bildung verflechten soll.

Wem neuere pädagogische Bestrebungen bekannt sind, der findet in Molitors vor 100 Jahren erschienener Schrift überraschende Ähnlichkeit mit neuzeitigen Gedankengängen. Was z. B. Kerschensteiner für die Organisation des Fortbildungsschulwesens anstrebt, ist bei Molitor deutlich vorgebildet. Seine Schrift könnte geradezu als ein Vorläufer von Kerschensteiners bekanntem Buch über die staatsbürgerliche Erziehung angesehen werden.

11. In der Buchausgabe hat Molitor die Kritik der Pestalozzischen Methode wesentlich erweitert und sich im allgemeinen weniger absprechend über sie geäußert. Er glaubt sie hier „mit allem Recht unter die echten Tendenzen des modernen Prinzips zählen und sie gleichsam als den Wendepunkt des Antiken und Modernen in der Erziehung" bezeichnen zu können. Sie bezwecke im eigentlichen Sinn des Wortes Kunsterziehung, da sie durch einen

künstlichen Entwicklungsprozeß die Intensität des Verstandes steigern wolle. Die Methode befinde sich übrigens noch in dem Anfangsstadium ihrer Entfaltung. „Denn was sie vor der Hand entwickelt hat, ist bloß mathematisch und logisch gewesen: als das erste äußerlich Anschaubare und Demonstrable, was gleich vor allem der Analyse sich darbieten muß. Doch dieses ist eigentlich nicht ihr letztes Ziel; es ist bloß erster Anfangspunkt eines größern Ganzen, das sich nun allmählich entwickeln muß." Wegen ihrer Unfertigkeit werde die Methode zunächst kaum allgemeine Verbreitung finden. „Und dieses halte ich für ein sehr großes Glück, denn kommt diese Methode unter den großen geistlosen Haufen, so muß sie notwendig, so wie sie jetzt noch beschaffen ist, zu einer geisttötenden Logistik, zu einer Künstelei werden."

In dem Programm von 1809 berichtet Molitor, daß in der Elementarabteilung eine neue vierte Klasse eingerichtet worden sei, in der der Unterricht nach der Pestalozzischen Methode betrieben werde.

Ich verdanke die Einsicht in die ersten Programme des jüdischen Philanthropins der Freundlichkeit des Herrn Dr. Adler, des gegenwärtigen Direktors der Realschule der israelitischen Gemeinde, die sich aus dem Philanthropin entwickelt hat.

12. Der Besuch bei Molitor wird sowohl im Tagebuch (V, 134, vom 13. Okt.) wie auch in einem Brief an Christiane erwähnt. (Br. XXV, 59.) 13. Tb. V, 116.

14. P.-St. I (1897), 144. Man erwartete 1809 Zeller nach seiner Berufung in Königsberg mit Spannung. „Namentlich der Kirchenrat Busolt, ein reicher nnd angesehener Mann, konnte als besonders eifriger Anhänger Pestalozzis die Ankunft Zellers, dieses Lehrlings des großen Menschenerziehers, kaum erwarten. Er träumte Tag und Nacht nur von ihm und seinem Meister, dessen Unterrichtsmethode er schon längst in einer eigens von ihm gegründeten Freischule eingeführt hatte. Eines Tages vernahm B., Zeller sei angekommen. Sogleich eilte er zu ihm, bewillkommnete ihn enthusiastisch und lud ihn auf den folgenden Mittag zu sich ein; um eine köstlich angeordnete Tafel versammelte er die wichtigsten

Männer der Stadt. Kaum war die Suppe eingenommen, als der begeisterte Wirt das Gespräch auf Pestalozzi und seine Erziehungsanstalt brachte. Der Gast stimmte ziemlich einsilbig in das große Lob ein. Desto eifriger ließ sich der Wirt immer mehr und mehr darüber aus, ging bis ins einzelnste, konnte nicht satt werden, sich darüber auszusprechen, bekam aber nur selten eine gleichgültige Antwort. Dem Gast wurde das ewige Gespräch endlich so langweilig, daß er plötzlich ausbrach: „Aber, mein lieber Kirchenrat, ich weiß nicht, wie Sie so gar nicht aufhören können, über diese Materie zu sprechen.“ — Und der andere: „Ich meinerseits wundere mich nicht wenig, einen so gleichgültigen Teilnehmer in Ihnen, der Sie doch Pestalozzis Schüler sind, zu finden.“ — „Was ich?“ fuhr jener auf, „ich sein Lehrling? Der Teufel ist sein Lehrling! Glauben Sie, daß ich meine Musik erst den neuen Grübeleien zu danken habe?“ — „Wie? Musik? Sie sind ja doch der Herr Doktor Zeller?“ — „Behüte Gott! ich bin Zelter aus Berlin und kenne Pestalozzi gar nicht.“ 15. Morf a. a. O. IV, 312.

16. Otto, Goethe in Nassau, 127. 17. Morf a. a. O. IV, 313ff. 18. Tb. V, 124. 19. Ebenda V, 127. 20. Selbst die sehr gründliche Arbeit von Otto, Goethe in Nassau, in der ein sehr reiches Quellenmaterial verarbeitet ist, erwähnt die Einladungsschrift nicht.

21. Das treffliche Wort steht in dem Lehrbrief Wilhelms. G.W.(H.) XVII, 465. 22. Die von Otto (a. a. O., 127) angegebenen Zahlen (40 Pensionäre und 100 Externe) stimmen demnach für die in Frage kommende Zeit nicht. Eine andere kleine Ungenauigkeit ist es, wenn Otto S. 127 erzählt, die jüngste Tochter Cramers hätte damals die Schule de l'Aspées besucht. Das Schülerverzeichnis führt drei Schwestern Cramer auf, die damals 12½, 10½ und 9¼ Jahr alt waren. 23. Tb. V, 128. 24. Boisserée I, 260. Creizenach (Goethe und Marianne Willemer, 43) verlegt diese Bemerkung Cramers fälschlicherweise in das Jahr 1815. Boisserée erzählt, Cramer habe ihm schon vor seiner (Goethes) Rückkehr nach Wiesbaden (also vor Goethes Ankunft im Mai 1815) gesagt, daß usw. Cramers Äußerung paßt auch

besser zu den Ereignissen des Jahres 1814 als zu denen 1815. Übrigens nimmt sich diese Äußerung bei Creizenach anders aus als bei Boisserée. Creizenach läßt Cramer sagen, Goethe habe „eine Zeitlang von nichts anderem gesprochen“, Boisserée dagegen: „er spreche immer davon“. Es werden in den beiden Ausdrücken doch recht verschiedene Grade des Interesses angedeutet. Daß Goethe sein ganzes Gedankenleben so auf Pestalozzi konzentriert habe, daß er „von nichts anderem sprach“, ist natürlich ausgeschlossen. Dichtung (West-östlicher Divan!) und Kunst (Boisserée!) fesselten ihn in einem weit höheren Grade als die Pädagogik. 25. Überliefert ist nur, daß Goethe einmal einer Prämienverteilung im Gymnasium zu Eger beigewohnt (s. G.-J. XXVI (1905), 289 f.), sowie daß er mit Zelter einmal eine Stunde den Unterricht in der neuen Bürgerschule zu Weimar angehört hat (s. Br. XXXXI, 87, 90, 94).

26. Morf, a. a. O. IV, 155. 27. Ebenda, IV, 47. 28. Tb. V, 135; vergl. auch Varrentrapp a. a. O., 169. 29. Tb. V., 143. 30. Ebenda 167.

31. Otto a. a. O., 130. 32. Tb. V, 168, 169. 33. Boisserée I, 258, 260. 34. Dorothea Cramer war damals erst $13^1/_2$ Jahr alt. 35. Boisserée, a. a. O. I, 259 f.

36. Ebenda, I, 280. 37. Tb. V, 186; Boisserée, a. a. O., 291. 38. G.W.(H.) XXVII, 214, 216. 39. Vergl. Anmerkung 5 zu Abschnitt 5. 40. Br. VII, 250.

41. Goethe hat sich über diesen Grundsatz in einem Briefe an Zelter ausführlich geäußert. Er schreibt da (Br. XXXXII, 125): „Wir kommen selten in den Fall, so ganz nach Herz und Sinn zu loben; denn manches was uns gebracht wird, wüßten wir nicht einmal mit einer leidlichen Wendung abzulehnen, und Phrasen mögen wir nicht machen. Ich erinnere mich in früherer Zeit, als ich mit einem bedeutenden Mann in Verhältnis stand, folgendes erfahren zu haben. Der Fürst Primas, noch als Statthalter von Erfurt unser Nachbar und Lebensgenosse, hatte an seiner hohen und einflußreichen Stelle, und noch dazu als Selbstautor, einen furchtbaren Zudrang von literarischen Zusendungen, auf die er als Mann von Stande, Lebens-

art und gutem Willen jederzeit etwas, wenn es auch nicht viel war, erwiderte. Nun besaß er zwar ausgebreitete Kenntnisse, um solchen Fällen genug zu tun, aber wo hätte er Zeit und Besinnung hergenommen, um einem jeden vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er hatte sich daher einen gewissen Stil angewöhnt, wodurch er die Leerheit seiner Antworten verschleierte und jedem etwas Bedeutendes zu sagen schien, indem er etwas Freundliches sagte. Es müssen dergleichen Briefe noch zu Hunderten herumliegen. Ich war von solchen Erwiderungen öfters Zeuge, wir scherzten darüber, und da ich eine unbedingte Wahrheitsliebe gegen mich und andere zu behaupten trachtete, die, weil ich doch auch oft in Irrtum war, manchmal wie eine Art von Wahnsinn erschien, so schwur ich mir hoch und teuer, in gleichem Falle, mit dem mich meine damalige Zelebrität schon bedrohte, mich niemals hinzugeben, indem sich dadurch denn doch zuletzt alles reine wahrhafte Verhältnis zu den Mitlebenden auflösen und zerstieben muß.

Daraus folgt denn, daß ich von jeher seltener antwortete, und dabei bleibt's denn auch jetzt in höhern Jahren, aus einer doppelten Ursache: keine leeren Briefe mag ich schreiben und bedeutende führen mich ab von meinen nächsten Pflichten und nehmen mir zu viel Zeit weg."

---

8. Die Pädagogische Provinz.

1. G.W.(H.) XVII, 278, 280. 2. Ebenda, S. 279. 3. Briefe (Jonas) V, 22, 23. 4. G.W.(H.) XVI, 229f. 5. G.W.(H.) XVII, 517, 518.

6. Ebenda, S. 462. 7. Ebenda, S. 488. 8. Ebenda XVIII, 55. 9. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, 681, 787. 10. G.W.(J.) XIX, XXII ff.

11. Jungmann, Die Pädagogische Provinz, Euphorion XIV, 274f., 517f. 12. Nach der Geburt des ersten schrieb Goethe an Karl August: „Ich bin zu alt, um ihn in die Welt

einzuführen, doch vielleicht kann ich ihm noch etwas werden." (Br. XIX, 200.) Es sind in Briefen und Tagebuchnotizen viele Spuren vorhanden, wie Goethes Dienste bei der Erziehung der Kinder von Karl August in Anspruch genommen worden sind und wie Goethe gern mit Rat und Tat behilflich gewesen ist. Vergl. z. B. Tb. V, 92—95; Br. XXIV, 96f., 164. 13. Tb. V, 270; Br. XXVII, 163. 14. Tb. VI, 13. 15. Ebenda, 37.

16. Mitgeteilt von Jungmann, a. a. O., 275. 17. Fellenbergs Briefe an Goethe sind von mir nach den Handschriften des Goethe- und Schillerarchivs veröffentlicht G.-J. XXIX (1908), 3ff. 18. Br. XXVIII, 79f. 19. Ebenda, 259f. 20. G.W.(H.) XXVII, 239.

21. Tb. VI, 163. 22. Capo d'Istria ist übrigens auch mit Pestalozzi in Verbindung getreten. Der Kaiser hatte drei ausgezeichneten Schweizern, nämlich dem Präsidenten Escher in Zürich, Fellenberg und Pestalozzi den Wladimirorden verliehen. Capo d'Istria übersandte im Dez. 1814 Pestalozzi den Orden mit einem kaiserlichen Handschreiben und einem eigenen Schreiben durch den russischen Geschäftsträger. 1816 teilte er ihm mit, daß der Kaiser Pestalozzis Werken in Rußland und Polen das Privilegium verliehen habe und zugleich für 5000 Rubel auf eine Anzahl Exemplare subskribiere. Auch im Jahre 1819 hat Capo d'Istria eine vom Kaiser gestiftete Geldsumme an Pestalozzi übermittelt, die dieser für seine Armenanstalt in Clindy verwenden wollte. Vergl. P.-Bibl. I, 502; II, 288; III, 363. 23. Br. XXIX, 265, 272, 282, 296; Tb. VI, 236, 241. 24. Tb. VII, 114. 25. Ebenda, 219, 224.

26. G.W.(H.) XXVII, 269. 27. Tb. VII, 246, 257, 258. 28. Die von Jungmann (a. a. O., 279) wenigstens als wahrscheinlich bezeichnete Annahme, daß Goethe überhaupt „erst durch die Beziehungen zu Hofwil veranlaßt worden sei, das Erziehungsproblem in den Wanderjahren zu behandeln," erscheint wenig stichhaltig. Hätte Goethe die Verzahnungen, die gerade in pädagogischer Beziehung in den Lehrjahren stehen geblieben waren, unbeachtet gelassen, so hätte in einem sehr erheblichen Teile der organische

Zusammenhang zwischen beiden Werken gefehlt. Wie er die Gestalt des Felix weiter hätte behandeln sollen, ohne auf seine Erziehung einzugehen, ist nicht ersichtlich. Aber was die Hauptsache ist, jene Annahme berücksichtigt zwei Faktoren nicht ausreichend, einen subjektiven und einen objektiven. Zunächst nicht Goethes stark hervortretendes persönliches pädagogisches Interesse, und dann nicht die Macht, mit der damals pädagogische Ideen die Zeit beherrschten. Richtig mag es aber sein, daß sich Goethes pädagogische Gedanken erst durch den Besuch von Fellenbergs Sohn zu dem klaren Bilde der Pädagogischen Provinz verdichtet haben. 29. Das Tagebuch enthält z. B. die Notiz vom 3. Okt. 1817: Obrist Tompson erzählte von seiner Reise mit Serenissimo (Tb. VI, 117). In Goethes Bibliothek befindet sich außerdem noch ein Heft von Fellenbergs landwirtschaftlichen Blättern (1813, Heft 4); es ist nicht aufgeschnitten. 30. Übrigens spricht bereits Wiget, vielleicht in der richtigen Vorahnung des jetzt aufgedeckten Zusammenhangs, von der Pädagogischen Provinz Hofwils. Jahrbuch des Verf. f. w. P. XXIII (1891), 237.

31. G.W.(H.) XVIII, 151. 32. G.W.(J.) XIX, XII. 33. Br. XXXV, 146. 34. G.W.(H.) XVIII, 250. 35. Es bedarf kaum der besonderen Betonung des Gedankens, daß die Pädagogische Provinz nicht eine bloße Kopie des Fellenbergschen Bildungsstaates ist. Nach einem Modell arbeiten, bedeutete bei Goethe natürlich nicht kopieren. Er hat sich in der Pädagogischen Provinz mit allen zeitgenössischen pädagogischen Gedankenbewegungen auseinandergesetzt und dabei weit ausgegriffen. Daß z. B. die Ablehnung der Schauspielkunst als Erziehungsmittel auf Rousseau zurückgeht, hat kürzlich Kurt Jahn nachgewiesen. (G.-J. XXVI (1905), 276 f.)

36. Vergl. die trefflichen Ausführungen bei Hunziker, Pestalozzi und Fellenberg, besonders 15 f., ferner auch Wiget, Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik XXIII (1891), 237 f. und Hunziker P.-Bl. XII (1891), 36 ff. 37. Bielschowsky, a. a. O. II, 553. 38. Die deutsche Schule XII (1908), 382. 39. G.W.(H.) XVIII, 165. 40. Ebenda, 406.

41. Suphan, Goethe und Barbara Schultheß, G.-J. XIII

(1892), 150. 42. Vergl. Schubert, Die philosophischen Grundlagen in Wilh. Meister, 106.

43. G.-J. XIV (1893), 95. Berliner Sammlung III, 1597ff. Es ist auffallend, daß in den Besprechungen der Wanderjahre, die bald nach dem Erscheinen des Werkes erfolgten, eine Bezugnahme auf Pestalozzi nicht zu finden ist. Selbst dem Pestalozzianer Karl Ruckstuhl sind keinerlei Zusammenhänge dieser Art aufgefallen. Ruckstuhl (geb. 1788) war 1807—1809 bei Pestalozzi in Iferten Lehrer gewesen (vergl. L. Hirzel, Karl Ruckstuhl, Straßburg 1876, 3f.). Alsbald nach dem Erscheinen der Wanderjahre schrieb er eine ausführliche Rezension, die er vor ihrem Abdruck Goethe zusandte. Dieser sprach sich Meyer gegenüber sehr anerkennend über Ruckstuhls Aufsatz aus, nannte ihn „eine sehr erfreuliche Sendung“ und fand ihn „rein, gut und sehr verständig“ (Br. XXXVI, 70). Dem Verfasser selbst schrieb er anerkennende Worte: „Was will ich Besseres erleben, als daß junge geistreiche Männer sich mit mir harmonisch heranbilden“ (Br. XXXVI, 78). Ruckstuhls Aufsatz erschien im Morgenblatt 1822, Literaturblatt Nr. 95, 380ff. Die Pädagogische Provinz kommt darin sehr kurz weg. Der Abschnitt über sie enthält die wenigen Zeilen: „Die drei dem Erziehungswesen gewidmeten Kapitel betreffend, darüber sind meine Gedanken noch nicht zu hinlänglicher Klarheit gediehen, um etwas sagen zu können.“

---

9. Betrachtungen und Ergebnisse.

1. Mörikofer, a. a. O., 393. 2. Mann, Pestalozzis ausgewählte Werke III, 22. 3. Morf, a. a. O. III, 381. 4. Br. II, 171. 5. Br. III, 191.

6. Br. IV, 234. 7. Bielschowsky, a. a. O. I, 319. 8. Br. VI, 248. 9. Br. IV, 239. 10. Ebenda, 18.

11. Ebenda, 283. 12. Br. VI, 415f. 13. Br. II, 190. 14. G.W.(H.) XX, 141. 15. Ebenda XXI, 98.

16. Ebenda XXII, 247. 17. Br. IV, 67. 18. G.W.(H.)

XIX, 103. 19. Gespräche mit Eckermann, II, 390. 20. Bielschowsky, a. a. O. II, 565. Vergl. auch Meyer, Goethe und die Volkskunde, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde X (1900), 1, sowie den schönen Abschnitt bei Viktor Hehn über die Stände.

21. Tobler, Aus dem Leben eines Pestalozzianers, 218. 22. P.-Bibl. III, 200 f. und Tobler, a. a. O., 201. 23. G.W.(H.) XV, 182. 24. Tobler, a. a. O., 223. 25. P.W. IX, 28.

26. Br. XXXIX, 216. 27. Geiger, Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter II, 303; III, 171. Übrigens empfand man bereits damals in Pestalozzischen Kreisen selbst die Unnatur dieses Verfahrens. „Die große Sonderung der Rhythmik und Melodik und die lange Behandlung jeder einzelnen ist ermüdend und der musikalischen Belebung ungünstig und unpädagogisch“, schreibt Hofmann aus der Praxis heraus an Pestalozzi (Tobler, a. a. O., 194). 28. Tobler, a. a. O., 196. 29. Benzenberg, a. a. O. II, 189 ff. 30. Morf, a. a. O. IV, 312 f.

31. Benzenberg, a. a. O. II, 202. 32. Ebenda, 193. 33. G.W.(H.) XXXIV, 130, 256; XIX, 98. 34. Vergl. z. B. folgende Stellen: „Die Mathematiker sind eine Art Franzosen: redet man zu ihnen, so übersetzen sie es in ihre Sprache, und dann ist es alsobald ganz etwas anderes.“ (XIX, 219.)

Das ist eine von den alten Sünden:
Sie meinen, Rechnen, das sei Erfinden.
Und weil sie so viel Recht gehabt;
So sei ihr Unrecht mit Recht begabt!
Und weil ihre Wissenschaft exakt,
So sei keiner von ihnen vertrackt. (II, 384.)

Er fordert geradezu eine Trennung von Physik und Mathematik: „Jene muß in einer entschiedenen Unabhängigkeit bestehen und mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derselben einzudringen suchen, ganz unbekümmert, was die Mathematik von ihrer Seite leistet und tut“ (XIX, 198). Man mache, sagt er, durch die Vorliebe für die Anwendung von Formeln diese nach und nach zur Hauptsache, also



das Mittel zum Zweck, und bemerke nicht, daß man auf diese Weise das Einfache durch das Zusammengesetzte zu erklären suche, daß man ohne Not höhere komplizierte Formeln einführe, die das aufgegebene Geschäft erschweren (XXXIV, 134, 138f.). Namentlich hält er die „Vermengung von Farbenlehre und Meßkunst“ für die Entwickelung jener Wissenschaft für höchst schädlich, und führt die nach seiner Ansicht falsche Theorie Newtons darauf zurück, daß in diesem durch die Anwendung der Mathematik eine ganz falsche Vorstellung über den physikalischen Ursprung der Farben sich festgesetzt habe (XXXV, 271). Das mehrfach wiederkehrende Geständnis Goethes, daß er selbst „sich keiner Kultur nach dieser Seite rühmen könne“, „daß er sich das Recht, die Natur in ihren einfachsten, geheimsten Ursprüngen, sowie in ihren offenbarsten, am höchsten auffallenden Schöpfungen auch ohne Mitwirkung der Mathematik zu betrachten, zu erforschen, zu erfassen, nach seinen Anlagen und Verhältnissen gar früh schon anmaßen mußte“, daß die Mathematik „gerade das leiste, was ihm zu wirken völlig versagt worden“, läßt indes erkennen, daß er an sich selbst den Mangel einer mathematischen Ausbildung als eine Unvollkommenheit erkannte. 35. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller, 141. Goethe führte weiter die Gedanken d'Alemberts an: Die ganze Wahrheit der Mathematik ist eigentlich nichts weiter als Identität.. Zweimal zwei ist nicht vier, sondern es ist eben zweimal zwei und das nennen wir abkürzend vier. Vier ist aber durchaus nichts Neues. (Vergl. G.W.(H.) XXXIV, 132.)

36. G.W.(H.) XXII, 38; XIX, 22, 26. 37. Henning, s. Mörikofer, a. a. O., 436. 38. Briefe (Jonas) V, 9. 39. Blochmann, a. a. O., 132.





Verzeichnis der vorwiegend benutzten Schriften.

1. Gedrucktes.

Baechtold, Kleine Schriften. Frauenfeld, 1899.

Baerwald und Adler, Geschichte der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philanthropin) zu Frankfurt a. M. 1804—1904. Beilage zum Schulprogramm 1904.

Benzenberg, Briefe, geschrieben auf einer Reise durch die Schweiz im Jahre 1810. Düsseldorf, 1812.

Bielschowsky, Goethe. München, 1902—1904.

Bimler, Die erste und zweite Fassung von Goethes Wanderjahren. (Diss.) Beuthen, 1907.

Blochmann, Heinrich Pestalozzi. Dresden, 1846.

Boisserée, Sulpiz. Stuttgart, 1862.

Burkhardt, C. A. H., Goethe und der Komponist Ph. Chr. Kayser. Leipzig, 1879.

Burkhardt, W. G., Darstellung und Besprechung der Pädagogischen Provinz in Goethes Wilhelm Meisters Wanderjahren (Diss.). Jena, 1903.

Capo d'Istria, Rapport, présenté a Sa Majesté L'empereur Alexandre sur les établissements de M. de Fellenberg a Hofwyl. Paris et Geneve, 1815.

Dalton, Johannes von Muralt. Wiesbaden, 1876.

Düntzer, Briefe Karl Augusts an Knebel und Herder. Leipzig, 1883.

—, Briefe Knebels an seine Schwester. Jena, 1858.

—, Goethes Eintritt in Weimar. Leipzig, 1883.

Fichte, J. G. Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel. Leipzig, 1862.

Friedländer, Gedichte von Goethe in Kompositionen seiner Zeitgenossen. Schr.G.-G. XI. Weimar, 1896.

—, Das deutsche Lied. Stuttgart, 1902.

Funck, Goethe und Lavater. Schr.G.-G. XVI. Weimar, 1901.

—, Schilleriana aus Lavaters Korrespondenz und Tagebüchern. Euphorion XII. Wien, 1905.

Geiger, Aus Altweimar. Berlin, 1897.

Goethe-Jahrbuch, herausgeg. von Geiger, Frankfurt a. M., von 1879 an.

Goethes Werke (Sophienausgabe), III. Abtlg.: Tagebücher. Weimar, von 1887 an.

— — (Sophienausgabe), IV. Abtlg.: Briefe. Weimar, von 1887 an.

— — (Hempelsche Ausgabe) Berlin.

— — (Heinemann), Leipzig und Wien.

— — (Jubiläumsausgabe), Stuttgart und Berlin.

— Briefe, herausgeg. von Ph. Stein. Berlin, 1902—1905.

— —, herausgeg. von von der Hellen. Stuttgart und Berlin.

— — an Frau von Stein[3], herausgeg. von Wahle. Frankfurt a. M., 1899—1900.

— Briefwechsel mit einem Kinde, herausgeg. von Fränkel. Jena, 1906.

— — mit den Gebrüdern Humboldt, herausgeg. von Bratranek. Leipzig 1876.

— — mit Zelter, herausgeg. von Geiger, Leipzig.

— Briefe an Eichstädt, herausgeg. von Biedermann. Berlin, 1872.

— — an Lavater, herausgeg. von H. Hirzel. Leipzig, 1833.

— Briefwechsel mit Marianne von Willemer, herausgeg. von Creizenach. Stuttgart, 1878.

— Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller, herausgeg. von Burkhardt. Stuttgart und Berlin.

— — mit Soret, herausgeg. von Burkhardt. Weimar 1905.

Goschen, Das Leben Georg Joachim Göschens. Leipzig, 1905.

Gräf, Goethe und Schiller in Briefen an Heinrich Voß d. J. Leipzig.



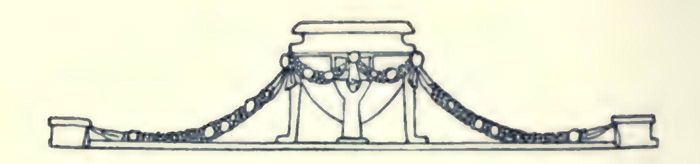
Haym, Herder. Berlin, 1877—1885.
Hehn, Gedanken über Goethe. Berlin, 1887.
Heinemann, Goethe. Leipzig, 1895.
von der Hellen, Das Journal von Tiefurt. Schr.G.-G. VII. Weimar, 1892.
Herders Werke, herausgeg. von Suphan. Berlin.
Herzfelder, Goethe in der Schweiz. Berlin, 1891.
Hirzel, L., Goethes Beziehungen zu Zürich. Zürich, 1888.
Hunziker, Pestalozzi und Fellenberg. Langensalza, 1897.
Israel, Pestalozzi-Bibliographie. Berlin, 1903—1904.
—, Pestalozzis Institut in Iferten. Gotha, 1900.
—, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Pädag. Blätter für Lehrerbildung XXX. Gotha, 1901.
Jachmann, Erstes Programm des Conradinum bei dem Osterexamen 1811.
— und **Passow**, Archiv deutscher Nationalbildung Berlin, 1812.
Jenaische Allgemeine Literaturzeitung. Jena, von 1804 an.
Jungmann, Die Pädagogische Provinz in W. Meisters Wanderjahren. Ephorion XIV. Leipzig und Wien, 1907.
Keller, Isaak Iselin und Heinrich Pestalozzi. Pädag. Blätter für Lehrerbildung. Gotha, 1884.
—, Goethe im Kreise Isaak Iselins. G.-J. VI.
Koetschau und **Morris**, Goethes Schweizer Reise 1775. Schr.G.-G. XXII. Weimar, 1907.
Kramer, Karl Ritter. Halle a. S., 1864.
Langguth, Goethes Pädagogik. Halle a. S., 1886.
Meyer, Goethe und die deutsche Volkskunde; Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. X. Berlin, 1900.
Molitor, Einige Worte über Erziehung. Frankfurt a. M., 1807.
—, Über bürgerliche Erziehung. Europäische Staatsrelationen. Frankfurt a. M., 1808.
—, Über bürgerliche Erziehung mit Beziehung auf die Organisation des jüdischen Schulwesens in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., 1808.
Morf, Zur Biographie Pestalozzis. Winterthur, 1869—1889.

Morgenblatt, für gebildete Stände VI und XVI. Tübingen, 1812 und 1822.
Mörikofer, Die Schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, 1861.
—, Pestalozzi und Anna Schultheß. Züricher Taschenbuch. Zürich, 1859.
Natorp, Joh. Heinr. Pestalozzi. Langensalza, 1905.
—, Pestalozzis Pädagogik. Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik[2] VI. Langensalza, 1907.
Nicolovius, Denkschrift auf Georg Heinr. Ludw. Nicolovius. Bonn, 1841.
Otto, Goethe in Nassau. Annalen des Vereins für Nassauische Altertums- und Geschichtsforschung. XXVII. 1895.
Pestalozzis sämtliche Werke, herausgeg. von Seyffarth. Liegnitz, 1899—1902.
— ausgewählte Werke[5], herausgeg. von Friedr. Mann. Langensalza, 1894—1906.
—, Lienhard und Gertrud (erste Ausgabe). Berlin und Leipzig, 1781.
—, Lienhard und Gertrud. Zürich und Leipzig, 1790—1792.
—, Lienhard und Gertrud (Jubiläumsausgabe). Zürich, 1881.
—, Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts. Zürich, 1797.
Pestalozzi-Blätter, herausgeg. von Hunziker. Zürich, 1880—1905.
Pestalozzi-Studien, herausgeg. von Seyffarth. Liegnitz, 1897—1903.
Ranitzsch, Das Großherzogliche Lehrerseminar zu Weimar in dem ersten Jahrhundert seines Bestehens. Weimar, 1888.
Rohmeder, Theodor Schacht. Pädagogium. Leipzig, 1887.
Scherer, Geschichte der deutschen Literatur[10]. Berlin, 1905.
Schillers Briefe, herausgeg. von Jonas, Stuttgart.
Schopenhauer, Karl Ludwig Fernows Leben. Tübingen, 1810.
Schubert, Die philosophischen Grundgedanken in Goethes Wilhelm Meister. Leipzig, 1896.
von Schultheß-Rechberg, Frau Barbara Schultheß. Zürich, 1903.

Schulz, Ein Jünger Pestalozzis. Erfurt, 1890.
Seyffarth, Frau Pestalozzi. Liegnitz, 1836.
Simmel, Kant und Goethe. Die Kultur X. Berlin.
Suphan, Goethe und Barbara Schultheß. G.-J. XIII.
Tobler, Aus dem Leben eines Pestalozzianers. Festgabe der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Bern, 1905.
Urlichs, Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Stuttgart 1860—1862.
Varrentrapp, Johannes Schulze. Leipzig, 1889.
Wachler, Franz Passows Leben und Briefe. Breslau, 1839.
Walther, Goethe und Pestalozzi. Die deutsche Schule X. Leipzig und Berlin, 1906.
Wieland, Der Neue Teutsche Merkur. Weimar, von 1796 an.
Wiget, Pestalozzi und Herbart. Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik XXIII und XXIV. Leipzig, 1891 und 1892.
Zehnder-Stadlin, Pestalozzi. Gotha, 1875.

2. Ungedrucktes.

Akten über die Gründung der Neuen Allgemeinen Literaturzeitung. Aus Goethes Nachlaß (Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar).
Briefe von Pestalozzi an Herder. Aus Herders Nachlaß (Kgl. Bibliothek zu Berlin).
K. A. Böttigers Korrespondenz (Kgl. Bibliothek zu Dresden).



Namenverzeichnis.

Adler 252, 256.
d'Alembert 264.
de l'Aspée, Jakob 163 f.
de l'Aspée, Johann 18, 158 f., 161 ff., 164, 166, 169 ff., 174, 199, 210, 212 f., 215, 257.

Baechtold 37, 239 ff.
Baerwald 252.
Baggesen, Jens 79 f., 245.
Battier, Felix 25.
Benzenberg, J. F. 84, 117, 215 f., 219, 246, 249, 263.
Beyme 57.
Biedermann 246 ff.
Bielschowsky 17, 23, 197 f., 208, 235, 261 ff.
Blochmann 24, 31 f., 34, 236, 238, 264.
Bode 251.
Bodmer 8, 28, 37.
Boie 232.
Boisserée 173, 199, 208 f., 257 f.
von Bojanowski 230.
Bonstedt 249.
von Bonstetten, K. V. 44.
Böttiger, K. A. 38, 44, 47 f., 53, 57, 89, 239 ff., 242, 246.
Brandis 235.
Bratranek 248, 252.
Brentano, Bettina 148 f., 151, 154.
Brentano, Clemens 159.
Burkhardt 225, 246, 251, 264.
Busolt 158, 256.
Buß, Joh. Chr. 41.

Capo d'Istria 189 f., 192 ff., 200, 260.
Cherubim 81.
Comenius 108.
von Conradi 122.
Cramer, Dorothea 170 f., 215, 258.
Cramer, L. W. 159, 166, 170 f., 173, 216, 257 f.
Creizenach 184, 257 f.

von Dalberg 148, 231, 258.
Dalton 251 f.



Decker, G. J. 3.
Diesterweg 215.
Dohna, Graf zu 129.
Dreist 83.
Düntzer 241, 244, 252.

Eckermann 262.
Eichstädt 92 ff., 95, 99, 110, 113, 116, 246.
Ense, Varnhagen von 200 f.
Escher 75.
Ewald, Joh. Ludw. 84, 245.

Falk, Johannes 18, 84, 99 f., 230.
von Fellenberg, Em. 34, 48 f., 78, 84, 86, 183 ff., 186 ff., 189 f., 192 ff., 195 ff., 198, 200, 218 ff., 241, 260 f.
von Fellenberg, Wilh. 189 f., 261.
Fernow, K. L. 79 f., 245.
Fichte 79, 120, 123, 129 f., 132, 142, 245, 249.
Friedländer, Max 226 f., 231.
Funck 23, 233 ff., 236, 244.
Füßli, Joh. Heinr. 28 f., 31, 72 ff.
Füßli, Kaspar 72 ff.

Geiger 246, 263.
Geßner, Charl., geb. Wieland 37, 49, 77 f.
Geßner, Heinrich 20, 31, 37 ff., 40 ff., 44, 46, 48 ff., 53, 57, 75, 219, 238, 241.
Geßner, Salomon 37.
Glayre 213.
Gleim 10.
Gluck 225.
Göschen, G. J. 33, 58 ff., 61, 242.
von Goethe, August 90, 136, 166, 182.
Goethe, Katharina Elisabeth, geb. Textor 71, 148.
Goetz 231.
Goschen 242.
Gräf 248.
Gräff 241.
Graser 18.
Grebel 28.
Gruber 99 f.
Gruner, Anton 47, 110 f.
Gruner, Justus 44 ff., 211.

von Hallwil, Franziska Romana 65 f., 234.
Haugwitz 66, 74.
Haym 241.
Hehn, V. 263.
Heidegger, Joh. Konr. 74.
Heinemann 23, 233, 235 f.
von der Hellen 23, 234, 235.
Henning 71, 245, 264.
Herbart, Joh. Fr. 33, 88, 102 ff., 105, 107 ff., 113, 194, 247 ff., 252.
Herder, August 89.
Herder, Joh. Gottfried 8, 19 f., 32 ff., 36 f., 49 f., 52 f., 54, 56 ff., 89, 194, 204, 235, 238 f., 241.
Herder, Karoline 237.
Hergt 85.
Herzfelder 23, 30 f., 236, 241, 244.
Heß 75.

Heygendorff, Frau von 184 f.
Heygendorff, Karl Wolfgang von 86, 185.
Hiller 231.
Himly 247.
Hirzel, H. 235.
Hirzel, L. 23, 30 f., 75, 235, 243 f., 262.
Hirzel, Salomon 9.
Hofmann, Georg Franz 210, 212, 215, 263.
Horn 85.
Hottinger, Joh. Jak. 8.
Hotze, Johannes 65, 67 ff., 75, 77 ff., 236, 243.
Humboldt, Wilhelm von 113, 144 f., 171, 174, 209, 214, 248.
Hunziker, O. 31 f., 237 f., 242, 252, 261.

Iselin, Isaak 3, 7, 9, 11, 63, 225, 228, 232 ff., 242.
Israel 231, 238 ff., 242, 246, 248.
Ith 46, 62, 247.

Jachmann, Reinh. Bernh. 122 f., 125 f., 129 ff., 132 ff., 135, 137 f., 142, 151, 154, 157, 249.
Jacobi, F. H. 234.
Jahn, K. 261.
Jakoby, Daniel 230.
Johansen 247.
Jonas, Fr. 242 f., 246, 259, 264.
Jungmann, K. 184, 192, 259 f.

Kant 122, 131 f., 251.
Kaufmann, Christoph 74.
Kayser, Philipp, Christoph 2 ff., 225 ff., 231.
Keiser, Reinhard 231.
Keller, Jakob 225, 228, 232 f., 235 f., 243 f.
Kerschensteiner 255.
Kirchner 231.
Klein 231.
Kleinjogg 71 f.
Klemm 238.
Klopstock 79.
Knebel 68, 70, 72, 90, 143, 244, 252.
Koetschau 233.
Körner, Gottfried 60.
Kramer 246.
Krüsi 83, 240.
Kügelgen, Gerh. von 130.

Lancaster 213.
Laué & Kompanie 25.
Lavater 8, 9, 11, 22, 26, 28, 30, 32, 61, 66 f., 69 ff., 72 f., 76 ff., 79, 176, 225, 228, 232 f., 235 ff., 238, 244.
Lengefeld, Frau von 78 f.
Lessing 10, 29, 194.
Lichtenberg 84, 245 f.
Lippe, Christian 84, 185 ff., 188, 190, 195.
Liszt, Franz 231.
Loeper, G. von 23.
Loewe 231.



Mann, Fr. 202, 231 ff., 262.
Matthison 230 f.
Mayne, Harry 23, 233.
Meyer, Joh. Heinrich 66, 75 f., 78, 86, 199 f., 185, 189 f., 262.
Meyer, R. M. 263.
Michaelis, Chr. Fr. 114.
Mieg, Elias 167 f., 173.
Mohr, J. C. L. 253.
Molitor, Franz Joseph 148 ff., 151 ff., 154 ff., 157, 169, 252 f., 255 f.
Morf 32, 203, 233 f., 236, 238, 242 ff., 245, 249, 251 f., 257 f., 262 f.
Mörikofer 32, 202, 236, 238, 262, 264.
Morris 233.
Muhl 163 f.
Müller, von 217, 251, 264.
Muralt, Johannes von 144.
Musäus 18.
Muthesius 241, 246.

Nägeli 213 f., 231.
Natorp 23, 32, 233, 235, 238 f., 242, 248, 252.
Neumark 5.
Newton 217, 264.
Nicolovius, Georg Heinr. Ludw. 63 f., 71, 145, 243 f., 251.
Niederer, Johannes 11, 23, 107 ff., 115 ff., 236, 248, 251 f.
Niederer, Rosette geb. Kasthofer 20.

Orell 75.
Otto 257 f.

Pallas 131.
Passow, Franz 35, 122 f., 125, 129 ff., 138 f., 145, 157, 208, 249.
Pestalozzi, Anna geb. Schultheß 5, 24, 29, 64 f., 68, 73, 75, 79, 234, 236, 243.
Pfenninger, Johann Konrad 2, 28, 49, 69 f., 71, 74, 79, 232.
Pfenninger, Martha 71.
Pfister 31.
Plamann, J. E. 57, 115, 210, 215.
Preußen, Friedr. Wilhelm III. von 120.

Raff 231.
Rahn 79.
Ranitzsch 246.
von Raumer 233.
Rehbein 186 f., 190.
Reinhardt 231.
Reinhold 80.
Richter 231.
Riemer, Fr. W. 90, 249.
Ritter, Karl 86, 167, 246.
Rohmeder 239, 246.
Rousseau 50, 261.
Ruckstuhl, K. 262.
Rust, Friedrich Wilh. 226, 231.
Rußland, Alexander von 189, 260.

Sachsen-Weimar, Anna Amalia von 79; Augusta von 86; Karl Alexander von 246; Karl August

von 66 ff., 70 f., 74, 79, 85 f., 184, 186 ff., 190, 205 f., 239, 244, 259 f.; Karl Friedrich von 81; Karoline Luise von 62; Maria von 86; Maria Paulowna, von 81.
von Sallwürk 32, 238, 247.
Schacht, Theodor 35, 81 ff., 210, 239, 246.
Scherer 183, 259.
Schiller, Charlotte von, geb. von Lengefeld 61 f., 78, 243.
Schiller, Friedrich von 36, 59 ff., 62, 79, 81, 92, 180, 220, 229, 242 f., 246, 248.
Schiller, Karl 62.
Schimmelmann, Gräfin von 61 f.
Schinz, Wilhelm 8, 25, 65.
Schlosser, Joh. Georg 9, 63 f., 70.
Schmid 117.
Schneider, Johannes 212.
Schnellius 215.
Schopenhauer 245.
Schröder 47, 57, 80.
Schubert, Franz 231.
Schubert, J. 262.
Schüddekopf, 230, 235.
Schultheß, Barbara 64 f., 225, 234, 236 f., 237, 261.
Schultheß, David 64, 227, 231.
von Schultheß-Rechberg 225, 243.
Schulz 233, 239, 245.
Schulze, Johannes 35, 83, 159, 169, 245.
Schumann 233.
Schütz 91.
Schütze 247.
Schwarz 48, 247.
Seyffarth 28, 32, 227, 233 f., 239 f., 243.
Sievers 173.
Simmel, Georg 251.
Snetlage 248.
Soret 246.
Soyaux 248.
Spazier, Joh. Gottl. 93 ff., 96, 98 ff., 101 f., 105, 107 ff., 110, 113, 116, 119, 247 f.
Stapfer 87.
Stein, Frau von 2, 136, 181, 226.
Stein, Freiherr von 44.
Stein, Fritz von 89 f., 134.
Stein, Philipp 23, 44, 235.
Steinmüller 248.
Stolberg, Graf von 66.
Suphan 235 f., 241, 243, 261.
Süvern 145, 171, 221, 249.

Tillich, E. 100,
Tobler, Gustav 263.
Tobler, Johannes 8, 263.
Tompson 261.
Trapp 88.
Tscharner, Nic. Em. 63.
Tschiffeli 72.
Türk, Wilhelm von 80, 88, 173, 203, 241.

Urlichs 244.
Uz 10.

Varrentrapp, Joh. 245, 258.
Vogt, Nik. 252.
Vogt, Th. 77, 249.
Voß, Heinrich 107, 122, 125, 129 f.
Vulpius, Christiane 256.

Wachler 249.
Walther 235, 239, 249.
Walzel 230.
Wartensee, Schnyder von 168.
Wehrli 192.
Wernecke 246.
Werner, Zach. 230.
Wessenberg, Heinr. von 84.
Wieland 8, 10, 32 ff., 36 ff., 39 ff., 44, 46 ff., 57, 88 f., 92, 216, 232, 238 f., 240.
Wiget, Th. 247, 252, 261.
Willemer, Brami 167 f.
Willemer, J. J. von 167 f., 173.
Willemer, Marianne 167 f., 257.
Willmann 247.
Winckelmann 197.
Witte 248.
Wolf, Fr. Aug. 122, 130, 144 f., 159.
Wolzogen, Karoline von 78 f., 82 f., 159.

Zehnder 231.
Zehnder-Stadlin 240.
Zeller, Karl Aug. 121, 129 f., 158 249, 251, 256 f.
Zelter 158, 160, 191, 213 f., 231, 257 f., 263.
Ziemßen 34.
Zimmermann, Jakob 75.
Zimmermann, Joh. Georg 75.



Berichtigung.

S. 85, Zeile 1 v. o. lies Fehlern statt Fesseln.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig